J. J. David

Gesammelte Werke 5

Troika · Der Übergang

München und Leipzig · R. Piper & Co.



J. J. David

Gesammelte Werke

Fünfter Band

J. J. David

Gesammelte Werke

Herausgegeben von
Ernst Heilborn und Erich Schmidt

Fünfter Band



München und Leipzig
R. Piper u. Co.
1908

J. J. David

Die Troika
Der Uebergang



München und Leipzig
R. Piper u. Co.
1908

Inhalt

Die Troika

Erzählungen

Rudingers in Freundschaft



Die Troika

Wir hatten uns in Rom in der Karwoche kennen gelernt.

Nun schließt man nirgends so leicht Bekanntschaft, als in Rom. Nirgends so leicht, so herzlich und wieder so flüchtig.

In einer erhöhten Stimmung, voll dunkler Ahnungen, Sehnsüchte und Erwartungen betritt man den Boden der Ewigen Stadt. Als stünde man vor tausend Erfüllungen. Sie werden doch auch einem jeden. Nur einem jeden anders, als er sich's vorher gedacht.

So verheißt nur noch das Leben. Und nur noch das Leben selber gibt in ähnlicher Weise und Fülle. Es kommt alles; nur wider alle Berechnung und gegen jede Vermutung. Ist es aber einmal da, so begreift man, es hätte nur so und sonst in keiner Weise in Wirksamkeit treten können und dürfen, als es geschehen ist. Freilich braucht es manchmal Zeit, ehe einem diese Notwendigkeit einleuchtet. Und dann hadert man und möchte verzagen. Vor dem Leben, wie vor Rom.

Dazu der unendliche Zusammenfluß von Menschen in dieser einen Stadt und just um diese Zeit des Jahres. Sie überfüllen zu gewissen Stunden den Korso mit ihrem Leben, ihrem nicht immer sehr rücksichtsvollen

Italienisch, ihren fremden Sprachen; benehmen sich laut und wie zu Hause in den stolzen Palästen der römischen Nobilität. Und wieder zu andern Stunden schwärmen sie aus. Sie überfluten die Galerien und Sammlungen; mit klappenden Tritten verjagen sie die Andacht aus den Kirchen; sie dringen in die Kampagna und scheuchen die heilige Stille, die sonst, dem braunen Rebhuhn gleich, sich an ihren Boden schmiegt. Es ist nicht anders, als wär' in ein Rudel recht gieriger Hunde von allen Gattungen und Temperamenten ein tüchtiger Brocken Fleisch geworfen worden. Jeder schnappt, schlingt gierig und sucht in seiner Art mit seinem Bissen fertig zu werden, sein Stück Rom sich zuzueignen und es zu verdauen. Nur freilich — Rom bleibt intakt dabei.

Man fühlt sich die erste Zeit einsam und verloren. Begriffe dämmern und verdämmern. Man prüft sein Wissen, seine Eindrucksfähigkeit, die unablässig zwischen den fernsten Polen hin und wider gerissen wird: bangt mit seiner Zeit und erkennt dennoch bald, daß dieser Unendlichkeit gegenüber keinerlei Hasten etwas fromme. Denn alles betont sich aus gleichem Rechte und mit gleichen Ansprüchen. Man muß sich wohl bescheiden und begnügen lassen. Aber man ist dankbar mit jedem Anschlusse und für jeden Fingerzeig, der einem den Weg weise durch diese Wirrnisse, diesen Urwald von Trümmern, denen man mindestens ein Wort ihrer Geheimnisse abhören möchte. Man sucht die Einsamkeit, um zu genießen und zu empfangen, und hat wieder gern einen guten Gesellen, mit dem man im Rauschen und Brausen der römischen Bronnen von dem sprechen könne, das einem den Tag über aufgegangen ist.

Und dann sind diese römischen Kneipen. Eine jede hat ihre Vorzüge und ihre Qualitäten, die man nicht gleich aufs erstemal faßt. Und man hat bei diesen vielverschlungenen Straßen immer den Reiz des Suchens nach jener Stätte, an der es einem vordem behagt. Danach ist aber in ihnen ein ruhiges Weilen; man zecht ohne vieles Reden, und das römische Fieber, diese geheimnisvollste Erregung in den Adern des Fremden, kämpft mit dem Weine und leidet nicht, daß man von seiner Kraft übermeistert werde. Ein Taumel streitet mit dem andern. Und besonders beim Becher verlangt das deutsche Herz nun einmal nach dem Gefährten und seinem tapferen Zuspruch.

In solcher Stimmung, vielmehr in solchem Stimmungsgewühl nun lernte ich Wladimir Moschko Pozniánsky kennen. In jenem Café Aragno am Korso, wo man alle Welt findet, alle Laute vernimmt, nur nicht das stolze Idiom der Römer, das sich vor allen Mundarten Italiens durch herrischen Schritt und feierlichen Klang auszeichnet.

Er fiel mir auf. Denn er war lang und hager, mit rötlichem Knebelbart und mit klugen, lichtbraunen Augen. Eine kräftige Hakennase, das ganze Gesicht etwas in die Länge gezogen; die ganze Gestalt erinnerte an einen armen Ritter oder vielmehr an Mephisto. Der Eindruck war so lebhaft, daß ich, als er sich erhob, um an einem Nebentisch einen gemeinsamen Bekannten zu begrüßen, ihm wider Willen nachsah, ob er den Fuß nicht schleppe oder sonst ein Zeichen seiner höllischen Abkunft an sich trage.

Wir wurden vorgestellt. Er sprach ein sehr reines

und gewähltes Deutsch, das gar nicht nach einer Mundart schmeckte. Das Italienische meisterte er vollkommen, ja sogar in die geheime Gebärdensprache der Landeskinder war er eingeweiht. Es war eine eigentümliche, abgemessene Ruhe in allem, was er tat, die keinerlei Eindruck von Gleichgültigkeit oder Stumpfheit erweckte. Er war durchaus liebenswürdig, ohne eigentlich verbindlich zu sein, mitteilsam wie einer, der nichts zu verbergen hat und dem man bei aller Offenherzigkeit innerlich doch niemals näher kommt. Ein in sich abgeschlossener Mensch, dem nichts mehr so leicht seine Kreise stören kann. Die Stadt kannte er nach allen ihren Heimlichkeiten. Er wußte um jeden Kunstschatz, der noch so verborgen war, kannte das Sesam, das den Zugang zu ihm öffnete. In jenen heimlichen Winkeln wußte er Bescheid, wo die Stimmung heimisch ist, durch deren Stille tausend Geisterstimmen raunen, zu denen höchstens ein wunderlicher Zufall die Fremden geleitet. Unermüdlich war er in Gefälligkeiten. Ob es nun den vielbegehrten Permeß zu einer Papstmesse galt oder den Zutritt zu den Fresken des Sodoma in der Farnesina. Er wies einem mindestens die Wege dazu, wenn er sie nicht in seiner stillen Art für einen lieber selber ging. Er kannte die Kampagna. Jene Stellen, wo die Stadt versunken ist, und nur, ein ungeheurer Mond, die Kuppel von Sankt Peter weiß und leuchtend in die Himmel sich hebt. Und wieder wußte er jeden schönen Blick auf Rom. Er hatte das Auge und die Freude eines Künstlers. Ihm, der einen größten Teil seines Lebens hier verbracht, hatte sich dennoch keiner der römischen Reize abgestumpft. Er

genoß mit jenen, denen er die Wege wies, freute sich mit jeder Überraschung, die er andern bereiten konnte. So erhielt er sich frisch.

Er war von einer umfänglichen und durchaus deutschen Bildung. Aber während seines langen Verweilens in Italien hatte er sich jene Härte gegenüber der Armut angewöhnt, die den Deutschen bei den Söhnen des sonnenfrohen Landes so sehr befremdet. Er gab, was er mußte, und das mit einer harten und unwilligen Hand. Alles bei ihm war eingeteilt und berechnet, hatte ein System, von dem ihn nichts mehr abbringen konnte. Ohne jeden Beruf, schien er dennoch nicht eine müßige Stunde zu haben. Niemals, auch in der wärmsten Sonne nicht, vergaß er seinen alten, lichten Überrock. Er ging sorgfältig, aber in geschonten Kleidern. Ungern, außer im Gruß, tat er den Hut ab. Auch die Sorge um sein eignes Wohlbefinden war offenbar in eine unverbrüchliche Regel gebracht, in der alles Raum fand, was dem Ergehen eines Mannes in seinen Jahren gemäß und zuträglich ist.

Denn er war nicht mehr jung. Er näherte sich dem Fünfziger.

Die Künste liebte er. Wissen und Verständnis aber waren sichtbarlich allein aus der Anschauung erwachsen und genährt und hatten nicht den leisesten Büchergeruch. Die Anekdoten jedes Werkes kannte er und erzählte sie lebendig und mit Geschmack. In der Papstgeschichte wußte er sicheren Bescheid, wie man ihn ohne eigentliches Studium nur hier erwerben kann, wo sich doch an jeden der endlosen Reihe ein Ergebnis, ein Denkmal, eine Schöpfung knüpft. Er haßte die In=

stitution mit einem fast persönlichen Haß, hatte Worte von mephistophelischer Schärfe für sie, ohne darum der Gegenwart oder dem, was sich an Stelle des Papsttums in Rom aufgetan hatte, gewogen zu sein. Er mochte die Italiener überhaupt nicht. In seinen Augen waren sie allesamt Barbaren und kaum besser wie Tiere. Besonders verachtete er sie wegen ihres Verhältnisses zur Musik. Davon verstünden sie die Reihe durch nichts, nichts sei so roh, so albern, so unsinnig, das sie sich nicht bieten ließen und dem sie unter Umständen nicht zujauchzen möchten wie die Narren. Man solle sich nur einmal ihre Kirchenmusik in dieser Hauptstadt der katholischen Welt anhören! Selbst die der vordem so berühmten päpstlichen Kapelle. Da sängen ehrsame Familienväter den Alt und den Sopran. Schon durch seine tüchtige musikalische Bildung fühlte er sich hier in der Verbannung. Begab sich einmal in langer Zeit etwas, das der Mühe wert war in Rom, so sparte er gegen seine Gewohnheit nicht mit dem Gelde. Und mit einer schmerzlichen Sehnsucht sprach er von Wien und Berlin, Städten, die ihm gleichfalls vollkommen vertraut waren, und ihrer Fülle musikalischer Genüsse. Er hatte dabei, wie immer, wenn er von etwas Erlesenem sprach, eine eigentümliche schmeckende Bewegung des Mundes, als kaue er an einem köstlichen Bissen.

Es war also ein durchaus angenehmer Verkehr mit ihm. Man profitierte in jeder Hinsicht. Wie der Mann sparte, ohne sich deshalb irgend einen Genuß zu versagen, so sah man's von ihm ab, sparsamer mit Trinkgeldern zu sein, als man, zumal als Wiener und

besonders auf Reisen, gewohnt ist. Das macht sich mit der Zeit ganz hübsch ins Geld. Und auch lernen konnte man sonst von ihm.

Merkwürdig war es nämlich, mit welchem Anteil und mit welchem Verständnis er von der Kunst des Schauspielers sprach. Er kannte alle, die sich einen Namen auf den Brettern gemacht, kannte sie nach allen ihren Eigenheiten, wußte Bescheid um die ganze Entwickelung, die gerade die Menschendarstellung innerhalb eines Menschenalters etwa genommen hatte. Er sprach davon mit einem unerhörten Gedächtnis, mit Erinnerungen durchaus persönlicher Art, die so sicher waren und so weit zurückreichten, daß er sich ohne Frage sehr früh und berufsmäßig ernsthaft mit der Bühne beschäftigt hatte. Selbst jene gedämpft schauspielerische Begabung, die zum Kopieren eines bestimmten Darstellers reicht, besaß er. Ganz besonders vertraut war ihm jene Glanzzeit des Burgtheaters, die ich selber nur noch schattenhaft und im Nachschein miterlebt.

Nur eines, just des Berühmtesten aus jener Periode, gedachte er niemals. Nun pflegt man bei Vorstellungen in der Fremde, von denen man doch in den seltensten Fällen annimmt, sie könnten späterhin fortgesetzt werden und sich bleibend knüpfen, kaum auf den Namen dessen zu hören, mit dem man in Verbindung gekommen ist. Auch den meines guten Gesellen in Rom hatte ich kaum und mit halbem Ohr vernommen. Nur unbewußt klang er mir beständig darin. „Und Sie selber tragen ja einen berühmten Künstlernamen," sagte ich ihm einmal.

„Ich bin Moschko Wladimir Pozniánskys einziger

Sohn," entgegnete er mit einer fast königlichen Verneigung.

„Wladimir Pozniánskys einziger Sohn," wiederholte ich mechanisch. Ich selber hatte den großen Tragöden nicht mehr auf den Brettern gesehen. Die ihn gekannt, in seiner besten Zeit gekannt, ehe die Unrast und die Aufregungen des Wanderlebens ihn zu früher Zerrüttung gebracht, die schwärmten immer noch, nach Jahrzehnten, von ihm, seinen Gaben, seiner zwingenden Macht. Und eine Erinnerung aus früher Jugend fiel mir ein. Da hatte den Unsteten einmal sein Pfad nach Brünn geführt. Das war damals, vor gut einem Menschenalter, von uns aus noch eine umständliche und eine kostspielige Reise. Mein Oheim und Vormund, ein Phantast, ein Mann, den die Verhältnisse zu aller Unstern ins praktische Leben gestellt hatten, während alle seine Anlagen nach dem Studium und nach den Büchern gingen, ein Grübler, der sich mit längstgelösten Fragen quälte, nur weil er nicht wußte, wo er sich die Antwort darauf holen sollte, hatte die weite und für seine Verhältnisse teure Fahrt unternommen. In derselben Nacht, nur um ja nichts von dem gewaltigen Eindruck zu verlieren, den er empfangen, ohne einen Blick in die fremde und große Stadt zu tun, war er umgekehrt nach Hause und hatte nun Wochen von Wladimir Pozniánsky und seinem Mephisto zu erzählen, versuchte sogar, ihm Szenen nachzuspielen. Das war von einer ungeheuerlichen Komik, die ich wohl spürte, ohne ihre Wirkung auf mich — für ein Kind eine harte Sache — äußern zu dürfen. Denn er war sehr klein und dick, hatte dünnes und sorgfältig gekämmtes Haar, und begann

nun mit gereckten Armen, einen dämonischen Ausdruck in seinem guten Gesicht, mit einer unnatürlich schrillen Stimme, die bei jeder Erregung rettungslos in die Fistel hinaufquietschte und nicht mehr leicht den gesunden Boden unter sich fand, seine Beschwörung: „Der Herr der Ratten und der Mäuse . . .“ Ich meine, er träumte damals von einer ähnlichen Laufbahn für mich, der gerade für diesen Beruf niemals die mindesten Anlagen hatte.

Und der Sohn des besten, des einzigen Mephisto der deutschen Bühne stand vor mir! Lebte hier in Rom ein wunderliches Leben halben Müßigganges, ausgefüllt durch tausend kleine Geschäftigkeiten, durch Gefälligkeiten gegenüber Fremden, deren Umgang ihm aus welchem Grunde immer angenehm und wünschenswert erschien. Ein eigentlich leeres Leben, wenn nur Rom mit seiner Fülle und seinem steten Wechsel jemals dieses Empfinden mächtig über einen werden ließe! Wie war dies möglich geworden? War die Lohe des Vaters im Sohne so gänzlich erloschen? Im Sohn, der in seinem Äußern so sehr an seines Erzeugers beste Rolle gemahnte?

Das schien mir nicht wahrscheinlich. Eher hatte man den Eindruck, als ob er sich früh, aber nicht ohne Stürme hierher als in den sicheren Hafen gerettet hätte, um nun ruhig, mit einer innerlichen Scheu vor allem, was noch seine Kreise stören, ihn in Verpflichtungen und Verantwortlichkeiten bringen könne, mit beobachtenden und klugen Augen das Treiben da draußen auf hoher See sich zu beschauen.

Selbst nicht ohne ein Gefühl humoristischer Über-

legenheit. Denn die auf schwankem Boot mit Wind und Welle hart kämpfen, die nehmen freilich manchmal Stellungen an, die denen auf sicherem Lande drollig und ergötzlich genug scheinen mögen . . .

Es war vor der Fontäne des Bernini, wo mir diese Gedanken durch den Kopf schossen, ungeordnet, rasch, zügellos. Aber ich sprach nichts davon aus. Nur jene Jugenderinnerung erzählte ich ihm. Er lachte dazu. Alsdann, nachdem wir uns noch für den Abend besprochen hatten, entfernte er sich. Denn es gehörte zu seinen Wunderlichkeiten, daß er niemand, höchstens vielleicht einem seiner nächsten Freunde, seine Wohnung verriet, daß er niemand bei sich sah. Abermals aber hatte ich die Einsicht: dies geschah nicht aus der Notwendigkeit, etwas zu verschleiern, vielmehr um sich jeden in der Entfernung halten zu können, die ihm gut erschien. Denn ein Blick in die vier Wände eines Menschen lehrt, eine Stunde in ihnen mit ihm offenbart mehr, als eine noch so lange Gemeinschaft an Orten, deren Öffentlichkeit flüchtige Annäherung begünstigt und Intimität lähmt.

Immerhin wußte man nun schon mehr voneinander. Und nachdem es sich bald herausstellte, daß uns in Wien gemeinsam Freunde lebten, denen er trotz langer Entfernung in Treue zugetan war, von deren Ergehen, deren Eigenheiten, wie sie die Zeit an ihnen zugeschliffen hatte, ich ihm manches berichten konnte, so gestaltete sich der Verkehr allmählich vertrauter. Selbst mitten in einer ausgelassenen Gesellschaft hatte er manchmal etwas zu fragen, das nur uns beiden wichtig war und also die keimende Herzlichkeit verstärkte,

und ich konnte vorsichtig nach jenem deuten, das mir an ihm wichtig erschien.

Er ließ sich das ohne Unbehagen gefallen, und einmal sagte er mir auf den Kopf zu: „Ich weiß wohl, was Sie von mir möchten. Es ist auch nichts dabei, was ich nicht sagen dürfte. Ich verstehe, daß ich einem tätigen Menschen unbegreiflich sein muß. Es hat aber seine guten Gründe, und ich will sie Ihnen einmal erzählen. Den letzten Abend in Rom wollen wir einsam verbringen. Ich weiß, der und jener in Wien, an dessen Meinung mir liegt, so wenig mir daran zu liegen brauchte, wird nach mir fragen, mißbilligt mich und mein Treiben aus zu guter Meinung von mir. Sie haben sich einmal was von mir erwartet, und es sind durchaus rührige Männer, die vorwärts kommen in der Welt, so daß ich ihnen ganz verwerflich erscheinen muß. Was ich also Ihnen erzähle, das gilt allen. Denn mich mit jedem einzeln auseinanderzusetzen, lohnt nicht.“

Er brach ab und machte eine grimmige Gebärde gegen einen Straßenjungen, der ihn allzu dreist und beharrlich umschwärmte.

* * *

So vergingen die kurzen römischen Tage. Rasch, schön und reich. Der Schwarm der Fremden begann sich zu verlaufen. Sie kehrten sich dem Süden zu, von dannen ich kam. Denn ich war mit dem Frühling gereist und hoffte, ihm folgen zu dürfen bis zu den Alpenpässen, durch die er seinen fröhlichen und festlichen Einzug in unser Nordland zu halten gedachte, mit Lerchen-

jubel, Maien in der Hand und Schlehdornblüte auf dem Hut.

Nicht eine tote Stunde war in all den Tagen. Oftmals ein Gefühl schwellenden Segens, das man in dankbarer Sehnsucht genießt, mit dem einen verschwiegenen Wunsche, sich's retten zu dürfen für die kargeren Zeiten, die nun notwendig kommen mußten. Schlechtes Wetter stimmte nachdenklich, nicht traurig, wie sonst wohl an fremden Orten und heimatfern.

Noch einmal hatt' ich den Göttern des Vatikan meinen Abschiedsbesuch gemacht. Der Tag war stürmisch. Es sauste zwischen den Säulengängen vor Sankt Peter, und die Springbrunnen übersprühten mich mit einem feinen Regen. Alsdann, bei siegreicher Sonne und sich erheiterndem Himmel, ging ich hinaus in die wellige Unendlichkeit der Kampagna, die sich schon völlig begrünt hatte.

Zu Abend trafen wir uns natürlich bei Fontana Trevi. Der päpstliche Soldo — sie sollen zuverlässiger wirken, als die des Königreiches — war als letzte Opfergabe für die Genien Roms vorbereitet. Man saß in nachdenklicher Schweigsamkeit beisammen und trank seinen Fraskatanerwein. Ein Bettelmusikant zupfte an seiner Guitarre. Das klang wie ein klägliches Grillengezirp, und mir war recht weich und weh ums beklommene Herz. Ein Abschied, hinter dem wenig Hoffnung aufs Wiederkommen stand, bedrückte mich.

Wir waren allein. Vom Platze her drang durch die abendliche Stille aufregend das Brausen der Wasser. Eine graue, müde Schläfrigkeit kam über mich, in der mir alles unterging. Mit halbem Sinn hörte ich

auf Poznianśky, der mir riet, doch unter allen Umständen und obzwar es bei meiner knappen Zeit eine böse Hatz sei, Orvieto und seinen Märchendom mitzunehmen. Ich versprach alles und dachte nichts. Er merkte das wohl, und auf einmal mit einer linden und tröstenden Bewegung fühlte ich seine Hand auf der meinen: „Sie müssen sich nicht so aufregen. Genau so war mir zu Mut, als ich vor vierundzwanzig Jahren Rom das erste Mal verließ und meinen Soldo in Fontana Trevi warf. Und ich bin doch wiedergekommen. Freilich erst nach sieben Jahren, alsdann aber, um mich für die Dauer hier einzuspinnen."

„Sie — ja Sie," entgegnete ich dumpf.

„Ich kenne diese Stimmung," fuhr er unbeirrt fort. „Sie ist schlimmer als ein Katzenjammer. An wie vielen habe ich sie schon mitgemacht! Und es sind manche wiedergekommen."

„Manche!" echote ich so kläglich, daß ich über mich selber lachen mußte.

Sein Gesicht erhellte sich. Er hielt mir sein Glas entgegen. „Nun ist's schon besser. Auf frohes Wiedersehen in Rom!"

„Auf frohes Wiedersehen in Rom?" Mein Zweifel war wieder wach.

Er neigte sich zu mir. „Und nun sollen Sie meine Geschichte haben. Ich habe sie gespart, denn ich weiß, in der letzten Stunde ist man dankbar und empfänglich für alles, das einem über das Trennungsweh hinweghilft."

Ich horchte auf und er begann. Gleichmäßig erzählte er, rieselnd und mit einer großen Gelassenheit

auch dann, wenn er von den leidenschaftlichen Dingen sprach. Er mochte die Geschichte sich oftmals zurechtgelegt, sie manch einem in gleichem Sinne und zu gleichem Ziel mitgeteilt haben. Ein Stückchen Weißbrot hielt er dabei zwischen den sehr schlanken Fingern, das er zerkrümelte, und in gemessenen Zwischenräumen, zur notwendigen Befeuchtung, nahm er sein Schlückchen Fraskati, der im Lichte aufglühte wie ein Rubin.

„Sie kennen den Namen meines Vaters. Er klingt noch heute, unvergessen wie der Name der Größten in seiner Kunst. Er hat seinen Platz in der Theatergeschichte. Und wer ihn immer gesehen hat und etwas von der Sache versteht, der wird Ihnen sagen: es haben ihn viele nachgeahmt, und wo Wladimir Pozniánsky gut war, dort ist ihm keiner nahegekommen.

„Ich war sein einziges Kind. Und er hat mich sehr lieb gehabt, und ich bin ihm auch fast wie ein Vertrauter gewesen von erster Jugend an. Er hat nämlich manchmal sehr lang geschwiegen und wieder ein anderes Mal ein gewaltiges Bedürfnis gehabt, sich mitzuteilen, und er konnte dann stundenlang sprechen, ohne eine Antwort zu wünschen. Wenn nämlich der andere alsdann dennoch ein Wort zu ungelegener Zeit dazwischen getan hat, so hat ihn mein Vater ordentlich verdutzt angesehen, ist verstummt und war für den Abend nicht mehr aus seiner Schweigsamkeit herauszukriegen. Er hat sich sehr gefühlt, auch im Leben auf etwas von der Würde gehalten wie auf den Brettern.

„Das hat aber zu Mißhelligkeiten und zu Trätschereien geführt. Da hat sich einer ein Wort aus einem langen Gespräch gemerkt und es herumgeschleppt wie

einen rechten Wechselbalg und es endlich dem gesteckt, den es am wenigsten anging. Da war dann böses Blut. Und man hat gesagt: Poznianśky übernimmt sich, läßt niemand gelten und ist ganz toll vor Hochmut. Kein Wort davon war wahr. Von wem immer er gelernt hat, das hat er nicht verschwiegen und war dem dankbar. Und anerkennen konnte er, ganz ohne Rückhalt, und hat viele gefördert, die dann, sowie sie's nur vermochten, ihm Fallen gestellt oder aus dem Haustor mit Steinen nach ihm geworfen haben. Es war nichtswürdig anzusehen.

„Er hat ja auch seine Eigenheiten gehabt, die verletzen konnten. Er war in manchen Hinsichten sehr wunderlich und nicht umzustimmen. Zum Beispiel: einen Schauspieler, der sich in den Ferien den Bart stehen ließ, den hat er durchaus nicht mehr gemocht. Das sei, als schäme er sich seines Berufes, auf den er stolz sein müsse, weil er den Inbegriff aller Künste darstellt. Und man ziehe das nicht mit dem Kostüm aus und tue es auf zwei Monate von sich.

„Es war ihm eben ernst mit der Kunst. Ernst wie keinem. Und darum konnte er so streng und rücksichtslos sein.

„Weil es aber immer neue Verdrießlichkeiten gab, so hielt er sich mit der Zeit immer mehr und ausschließlich an mich. So hab' ich sehr bald schweigen und die Menschen kennen gelernt, besser als er selber, weil er immer Partei war. Er hat sie eigentlich immer nur so gesehen, wie er sie sehen wollte: Engel, solange sie ihm gefielen, und dann jeder Hingebung und jeden Opfers fähig für sie, und Teufel, sobald er nur eine

Falschheit, was man so sagt, ein Haar an ihnen fand. Er liebte immer die scharfen Umrisse. Aber er hat sie dabei mit einer unglaublichen Schärfe des Auges studiert. Von jedem hat er sich was zu nehmen gewußt, und so war niemand für ihn verloren. Freilich, er hat dabei sein Gedächtnis überfüllt mit einer Menge Details für künftigen Gebrauch. Überhaupt — sein Gedächtnis! Das war ein Wunder, so unfehlbar und sicher!

„Mit meiner Mutter aber — das war auch so eine merkwürdige Sache, die ich erst viel später begriffen habe. Überhaupt — was ich Ihnen da erzähle, das ist mir selber erst langsam und mit reifendem Verstand ganz klar geworden.

„Sie hat ihn einmal sehr lieb gehabt. Und sehr stolz war sie auf ihn gewesen, denn die Weiber sind ihm immer und bis in seine letzte Zeit nachgelaufen. Und gerade sie hatte er unter allen genommen — das kitzelt. Und es war ihr ganz recht, daß er ein großer Künstler war und viel Geld mit dieser seiner Kunst verdiente, das sie verwaltet hat, weil er zu viel ein Mann der Launen war. Er konnte knickern, und wieder, wenn ihn etwas gepackt hat, so gab er so viel, daß es ganz gut war, wenn er nicht gleich dazu konnte und die erste Hitze verflog. Zu Hause aber sollte er nicht der große Künstler mit seinen Launen sein, sondern ihr wohlerzogener Mann; und weil er sein Genie nicht abschminken konnte, so hat sie sich erst gekränkt und ist später verstockt geworden. Er hatte auch eigentlich an nichts Freude, nur an seinen Rollen und am Theater. Und das paßte ihr nicht. ‚In mein Haus muß mir nicht die Kulissen-

luft', hat sie gesagt und seine Freunde und Freundinnen scheel angesehen, mit denen er lustig war und sich erholte. Das also hat ihn verdrossen und ihn mehr und mehr von ihr entfremdet.

„Sie war eben die Tochter aus einem guten Elberfelder Haus. Und fromm war sie, was er durchaus nicht gewesen ist. Nur auf Amulette und auf Glückszeichen hat er gegeben, und das hat sie in ihrem protestantischen Gefühl verletzt als Unfug und als papistisch römisches Zeug. Und manchmal, wenn er einen großen Erfolg gehabt hat und mit Freunden lange beisammen gewesen war, oder er hat sich an eine schwere neue Aufgabe gemacht, die ihm nicht gleich eingegangen ist, so hat er getrunken. Dann hat sie sich seiner geschämt, und erst hat sie versucht, das zu verstecken und zu bemänteln. Bald war ihr das zu viel, und sie hat gegen ihn und seine Freundinnen sehr harte Reden geführt, die er ihr niemals nach seinem Selbstgefühl verziehen hat. Auch vor mir hat sie nicht geschwiegen. Aus guter Meinung, und damit ich ihm nicht nachschlage. Ausgerichtet hat sie nichts damit. Ich war immer mäßig, aus schwacher Gesundheit und aus Anlage, und mein Vater war mir auch immer mein Gott oder sicherlich mehr wie ein Mensch. Ich werde zum Beispiel den Abend nicht vergessen, an dem ich zum erstenmale ins Theater durfte. Ich fing eben an, das Gymnasium in Dresden zu besuchen, und meine Kameraden begegneten mir mit einer gewissen Achtung, und auch die Professoren zeichneten mich aus, nur weil ich sein Sohn war. Und einmal sieht mich mein Vater mit seinen ernsten und tiefen und fremden wie verlorenen Augen zu Mittag an und

sagt: ‚Wladimir — den Tag merke dir. Du wirst heute zum erstenmale Wladimir Pozniánsky sehen.‘ Komödiantisch, werden Sie sagen, und affektiert. Kann sein. Aber, Sie haben es nicht von ihm gehört, so als könnte das gar nicht anders gesagt sein.

„Sie gaben den Abend ein dummes und längstvergessenes Lustspiel. Das Haus aber war übervoll und in der gewissen Spannung. Und ich bin im Fieber ohne jeden mir bewußten Grund. Der Vorhang geht auf, und ich erkenne meinen Vater nicht. Ich sehe nur einen schlanken und sehr beweglichen Menschen, mit einer merkwürdigen Stimme begabt, die immer klingt, als verberge sich hinter den gesprochenen Worten noch etwas, und mit Augen, die dareinblicken, als wüßten sie Dinge, von denen man nicht reden darf. Und wie der Vorhang fällt, so bricht der Jubel los, und dieser Mann erscheint immer und immer wieder und verneigt sich mit einem lässigen, spöttischen Hochmut, und nun weiß ich es: Er ist es. Und ich umklammere die Hand meiner Mutter, als hätt' ich mich verloren, und mein Fieber wächst, und ich stammele so für mich: ‚Unglaublich! nein, unglaublich!‘ Und sie reißt ihre Hand los von der meinen, und ich sehe ihre Lippen zucken, und sie flüstert so vor sich hin: ‚Ja — aber sein wahres Gesicht?‘ Ganz für sich hat sie's gesagt. Kinder aber merken sich derlei und deuten es sich . . .

„Zu Hause aber hat er mich geprüft. Ich hatte ein ausgezeichnetes Gedächtnis, und so hab' ich alles gewußt — den Hergang des Stückes, und was und wie er darin gespielt hat. Und wie ich in Eifer gekommen bin in der Erinnerung und dem sehr lebendigen und

neuen Eindruck, der so stark war, daß ich bei geschlossenen Augen alles wieder vor mir in Bewegung und mit seinem zugehörigen Ton empfinde, das ganze Theater sehe, wie einem doch auch ein sehr helles Licht im Auge lebt, auch nachdem man es schon davor geschlossen hat, so falle ich in seine Gebärden und in seinen Gang und weiß es nicht einmal. Meine Mutter sieht zu, seufzt schwer auf und geht stumm hinaus. Er aber lächelt sein strahlendes Lächeln — man meinte alsdann, die Stube wird heller und die Lampen brennen schöner, und sagt: ‚Junge, du hast ja Talent. Aber Schauspieler werden darfst du mir nicht.‘ Und wie ich denn — ich war natürlich ganz erfüllt gerade von diesem Wunsch — schüchtern frage: ‚Und warum nicht?‘ da sieht er mich ungeheuer hochfahrend und finster an. ‚Warum? Das Wort hast du dir abzugewöhnen, Jüngelchen. Mit meinem Willen, merke dir's, wirst du niemals in deinem Leben Komödie spielen.‘

„Ich hab' es doch einmal getan. Freilich erst zu einer Zeit, da mein Vater nichts mehr wollen konnte, ich aber schon begriff, warum er den Gedanken, ich könnte jemals in seine Fußstapfen treten, so weit von sich geworfen hatte. Nämlich, ich hatte einen Freund gehabt, dem es mit dem Studium schief ging. Er mußte ein Mädel heiraten, und so ist er kurzen Weges mit ihr ins Elend und zur Bühne gelaufen. Damals war er in einer kleinen Stadt im Thüringischen engagiert, zu der noch nicht einmal die Bahn gegangen ist, und ich hatte ihm vordem einmal das Recht gegeben, er dürfe mich immer um einen Gefallen bitten. Da schreibt er mir nun, es gehe ihm gottsjämmerlich, und er habe

sein Benefiz. Wenn er den Namen Wladimir Pozniánsky auf den Zettel setzen könne, so würden ihm die Leute die Bude stürmen, und ihm sei geholfen, und keine Seele in dem Nest würde fragen, ob es auch der rechte Pozniánsky sei oder wie der herkomme, oder die Neugierde allein werde sie hinreißen. Mich juckt's — ich fahre auf unerhörten Wegen hinüber und spiele den Hermann in den Räubern, den mein Vater manchmal zu seiner Erholung, und um den Leuten zu zeigen, daß dem richtigen Mann jede Rolle recht sei, gegeben hat. Ganz nach ihm und mit großem Erfolg. Nur gewundert sollen sie sich haben, wie jung der große Schauspieler Pozniánsky eigentlich noch aussieht, und daß er einem andern, der also sicherlich sehr viel können muß, den Franz überläßt. Das hat meinem Freund auch späterhin noch sehr genützt. Aber mir war den Abend nicht gar wohl. Als säße der Vater mit seinem zornigen Gesicht da, als ginge er mit heftigen Schritten hinter den jämmerlichen Kulissen auf und nieder, als hätte ich einen schlimmen Frevel und einen argen Mißbrauch mit seinem großen Namen, wenn auch zu gutem Zweck, begangen."

Wladimir Pozniánsky machte eine längere Pause. Er hüstelte — er hatte nämlich eine schwache Brust —, tat sein zierliches Schlückchen, wischte sorgfältig an seinem Bart und schüttelte, meinen Durst mißbilligend und neidend, den Kopf. Alsdann, erquickt und gestärkt, fuhr er fort:

„Von diesem ersten Abend an mußte ich sehr oft ins Theater. Bis mir sein ganzes Repertoire vertraut war. Und immer mußt ich ihm Rechenschaft geben

über meine Eindrücke. So habe ich früh sehen und vergleichen gelernt.

„Er hatte damals kein festes Engagement mehr. Im Wiener Burgtheater war das letzte gewesen. Dort aber vertrug er sich nicht mit Laube, der ihn nicht entdeckt hatte und ihm also niemals gerecht geworden ist. Reizbar und ungeheuer leidenschaftlich war mein Vater immer gewesen. Und argwöhnisch ist er auch geworden und mit gutem Grunde. Denn sie hätten ihn natürlich am liebsten umgebracht. Das ging nicht gut, so haben sie ihn mit Nadeln gestochen und gegen ihn als unbotmäßig und launenhaft gewühlt an Orten, die er nicht besucht hat, weil er es nicht nötig hatte, sich der Gnade zu empfehlen, wo er doch die allgemeine Gunst besaß. Zu Ausbrüchen seines Temperaments haben sie ihn gereizt. Alsdann waren sie die Unschuldigen und er allerdings der große Künstler, aber auch so herrisch und ein Störenfried, daß man beim besten Willen nicht mit ihm leben konnte.

„In Bezug auf das Verdienen war ihm das gleich. Er hat sogar sich als freier Mann besser gestanden, und es ist ganz falsch, wenn man sagt, er sei an der Überanstrengung seiner Gastspiele zugrunde gegangen. Er hat sich niemals so gehetzt, wie es nun viele tun. Immer hat er sich geschont und zwischen zwei großen Rollen, die ihn hergenommen haben, hat er eine ganz leichte Lustspielfigur eingeschoben, mit der er selber seinen Spaß hatte, und hat sich auch niemals übermüdet gefühlt, hat sehr auf seinen Ruhetag gehalten, und seine ausgiebigen Ferien, in denen er langsam seine neuen Aufgaben studierte. Er hat nämlich sehr,

sehr lange zu einer neuen Rolle gebraucht und ist nicht damit herausgekommen, bevor er nicht vollkommen fertig war damit und alles herausgeholt hatte, was nach seinem Verstande und seinen Einsichten darin gesteckt hat.

„Wir hatten unsere ständige Wohnung ganz im Grünen in Dresden und machten auch kein großes Haus. Er meinte, das gehöre zu einem Künstler von seinem Rang, und wir haben auch niemals das verbraucht, was er erworben hat. Vertan hat er nichts, nur gelegentlich gern ausgegeben, für einen schönen Teppich oder so etwas. Und die Stadt mochte er gerne. Sie ist still und doch nicht ohne Leben, wohlfeil und sehr freundlich in allem. Auch liegt sie, so an der Grenze von Österreich und Deutschland, für einen fahrenden Schauspieler sehr bequem; man macht gute Musik, und es ist ein sehr anständiges Theater da, an dem er immer ein willkommener Gast war. Nur fesseln mochte er sich nicht mehr lassen, und sie konnten ihm auch das nicht mehr bieten, was er fordern mußte.

„Mit meinen Studien war das ein eignes Ding. Ich weiß noch heute nicht, was er mit mir vorhatte. Ich mußte Sprachen lernen, und wie er sich immer mehr und immer ausschließlicher an mich und meine Gesellschaft gehalten hat, so bin zu allen seinen Gastspielen mitgenommen worden samt meinem Erzieher. Aber Sie können sich denken, was das für ein Lernen war, einmal in der Hotelstube und einmal anderwärts. Allein sein aber konnte er nicht. Er mußte jemand im Hause wissen, an den er sich wendete, für den er gewissermaßen allein spielte. Meine Mutter mochte

nicht mit. Sie saß daheim, ließ sich beneiden und sich den Hof machen und verzehrte sich in stillem Kummer.

„Nämlich — sie war grenzenlos eifersüchtig. Und vielleicht nicht einmal so aus Leidenschaft, wie aus ihrem sehr strengen Begriff von Recht und von der Ehe. Und wie ich erst einmal älter war, so habe ich gesehen, daß mein Vater mehr als ein Mensch hätte sein müssen, sollte sie keinen Grund dazu haben. Da ist die große und beständige Versuchung. Da sind die Kolleginnen für einen Abend, die wissen: ein Wort dieses Mannes, und mein Weg ist gemacht, und die geneigt sind, dieses Wort mit allem, am liebsten mit der ihnen geläufigsten Münze zu bezahlen, die sich oftmals geehrt fühlen und das gar nicht verhehlen, wenn sich der große Künstler aus seiner Wolke oben zu ihnen herabläßt. Und dann die Enthusiastinnen mit ihren närrischen Briefen, mit dem Sturm in sich, den er entfacht hat und nun beschwichtigen soll. In Stößen sind solche Briefe gekommen, aus allen Schichten, von der Fürstin bis zur Näherin, und ganz besonders, wenn man wieder einmal in Wien war, hat man Merkwürdiges erlebt, das mir nicht so lange verborgen bleiben konnte, als mir vielleicht gut gewesen wäre.

„Daß meine Mutter derlei ahnte, war sicher. Daß sie's nicht mitansehen mochte, konnte ich ihr nicht vergargen. Es wäre, glaube ich heute, manches anders geworden, hätte sie mehr von der richtigen Geduld, die nicht hadert, gehabt. Aber die ist nicht eines jeden Sache. Sie zog sich in ihre beleidigte Frauenwürde zurück, und es war dann bei uns zum Frieren traurig, und sogar ich, trotz meiner Jugend, war ganz glück-

lich, wenn es wieder fortging. Dann rieb sich mein Vater die Hände: ‚Wladimir, nun geht's dreispännig in die Welt!' Auch wenn sie nur etwas mehr Anteil an seinem Beruf genommen oder bezeigt hätte, so wär's gut gewesen. Dagegen aber nährte sie mit den Jahren einen immer stärkeren Haß, als an sich sündig und als Quelle aller seiner Sünden, und war doch an alle seine Erfolge und ihren reichen Ertrag gewöhnt und hatte sie hingenommen wie etwas, das gar nicht anders sein darf. Er aber hätte niemals und zu keinem Menschen hin einen ersten Schritt gemacht. Was er tat, das war gut, weil er's so tun mußte. Und so haben sie denn, wenn wir nicht Gäste bei uns hatten, oft in Monaten kein überflüssiges Wort gesprochen.

„Einmal brachte sie das Gespräch auf meine Zukunft und was das mit mir werden solle. ‚Zum Leben wird er haben. Ein gebildeter Mensch. Ein Komödiant nicht,' sagte er mit seiner höflichsten Verneigung, ‚schon aus Rücksicht auf dich nicht.' Und sie schwieg.

„Er liebte die Musik leidenschaftlich. Die mußte also gepflegt sein, darauf bestand er, und ich dank' es ihm nun ins Grab, obzwar mir vordem seine Rücksichtslosigkeit in diesem Sinn manchmal Pein genug gemacht hat und als Quälerei erschien. Sowie man am Ziel war, noch so müd' von der Reise, so mußte die Geige hergenommen werden und geübt sein. Sonst störte ihn in seinen Studien alles, Musik war ihm nie zuviel; er schnitt höchstens vergnügte Grimassen dazu und suchte die Verse, die er eben wiederholte, der Weise anzupassen, die eben erklang. Ein Konzert, etwa der Philharmoniker, die an Sonntagnachmittagen spielen;

auszulassen, wäre ihm eine große Sünde gewesen. Und wenn er sich einmal an seiner Rolle recht aufgeregt hatte, und er kam mit Zittern in den Händen aus dem Theater, wo nichts gegangen war, wie es sollte, und sein Kopf glühte, und er wollte keinen Menschen sehen, so mußt ich bis tief in die Nacht spielen, und er ging auf und nieder und hörte summend zu, oder er setzte sich nieder und stierte mit seinen großen, unheimlich großen Augen, in denen es in seinen späteren Jahren manchmal wie das Entsetzen vor etwas Unfaßbarem, Unentrinnlichem gewesen ist, auf mich herüber, ehe er ohne Laut, ohne Kuß und mit müden, erschöpften Bewegungen zur Ruhe gegangen ist. Ich glaube, er hätte gerne einen großen Komponisten aus mir gemacht.

„Es fehlte mir auch sonst nicht an Gelegenheiten, Bildung zu erwerben. Gesehen habe ich doch sehr viel, und er, der selber zu nicht viel kam, bestand unbarmherzig darauf, daß mich mein Lehrer zu allem Wichtigen führe. Und an klugen und ernsthaften Gesprächen, denen ich zuhören durfte, war denn auch kein Mangel. Wer kam nicht alles zu uns! Da waren Schriftsteller mit neuen Stücken, die er auf seine Rolle hin prüfen sollte und denen er dann von seinem klugen, aber nur schauspielerischen Standpunkt seine Ansichten auseinanderlegte. Man hat nämlich wirklich das Gefühl dabei gehabt, als nehme er einen Stoff her und breite ihn auseinander, daß man jede Falte sieht und jeden Faden und wie er verläuft. Oder Direktoren und Agenten haben sich die Türe in die Hand gegeben. Und ihnen allen gegenüber war er wie ein König und ein Gebender. Ja, ganz so war er, und ich habe die Großartig-

keit einer solchen Existenz mitgenossen und mitgelebt. Und mir hat man geschmeichelt: und die kleinen Mädchen vom Theater haben mir schön getan und Süßigkeiten gegeben — nun, je nach den Jahren, so Süßigkeiten. Und so bin ich denn sehr früh reif geworden und habe sehr jung mein Stück Leben gehabt, so daß es mir vielleicht deshalb später leichter geworden ist, auf alles zu verzichten. Und ich habe gesehen, was eine Persönlichkeit kann und was sie wert ist. Denn zum Beispiel: wir sind irgendwo eingerückt, recht wie Eroberer, und es war in den Schauspielern auch die gewisse Bangigkeit vorher, und ich bin gewissermaßen inkognito, so als Kundschafter, im Theater, um die Bude zu prüfen und zu sehen, was sie für eine Komödie machen, weil ich das wirklich aus dem Grund verstanden habe. Nun, sie haben sich's geleistet, so gut, wie sie konnten, also recht jammervoll, sagen wir. Und dann an seinem Abend, sowie er auf die Szene gekommen ist, so war's ganz anders, und alle waren andere und voll Eifer und um ein gut Ende gewachsen. So hat er und er allein sie mitgerissen und gehoben. Überhaupt — wenn der Mann seinen guten Tag hatte: Aber — Sie müssen darüber andre hören . . .

„So bin ich in mein mündiges Alter gekommen, ohne eigentlich an einen Beruf zu denken. Denn ich habe einen gehabt. Mein Vater hat nicht gut und nicht gerne geschrieben, wie das oft bei Menschen ist, die zu gut sprechen. So ist mir seine Korrespondenz zugefallen, die groß und nach allen Hinsichten wichtig und verantwortlich war. Da war Geschäftliches zu ordnen. Oder es war der Plan für die Einteilung

seiner Gastspiele zu machen, damit es nach der Ordnung, ohne zu großen Gewinnentgang und wieder ohne erschöpfende Hatz abgehe. Oder ich hatte den Bankiers seine Aufträge zu überbringen. Denn er wollte sein Geld niemals an einem Fleck beisammen wissen. Dazu hat er niemand genug getraut und hat auch gern profitiert — nach seiner Weise. An jedem großen Ort, an dem er regelmäßig zu erscheinen pflegte, hatte er ein Depot, und es machte ihm Spaß, zu beheben und einzulegen, zu befehlen, mich und den Bankier in Atem zu halten, zu kaufen und zu verkaufen und den gerissenen Geschäftsmann zu spielen, der er doch gar nicht war. Das war ihm eine Aufregung, wie es einem andern das Kartenspielen ist, und eine Ablenkung von seinen Gedanken, die ihn früher manchmal recht viel Geld gekostet hat, weil in seinen Berechnungen immer etwas Phantastisches von tausend Möglichkeiten war, das man bei etwas Gewissenlosigkeit, wenn man seine Einbildungen zum Durchgehen brachte, recht leicht mißbrauchen konnte. Ich habe das eingesehen und war somit sehr nüchtern und auf unsrer Hut. Es war drollig, wenn er einmal anfing, mit den unerhörtesten, für die damaligen Verkehrs- und Theaterverhältnisse undenkbaren Gastspielerträgen zu rechnen, die er in einer Weise nutzbar zu machen gedachte, die schon durchaus wucherisch war. Und wenn er dann ein Riesenvermögen beisammen hatte, so erstanden Stiftungen für erwerblose Schauspieler mit Abstufungen nach der früheren Bedeutung, mit Regeln bis ins kleinste, und Schulen für ihre Kinder und ein fürstliches Besitztum, alles zu überwachen und zu leiten für sich selber und

uns. Und auf einmal lachte er hämisch und grell über sich selber, stippte mit dem Finger so vor sich, als stieße er ein Kartenhaus um. ‚So — da hätt ich wieder ein hübsches Luftschloß möbliert . . .‘

„Sie haben keinen vollkommeneren Mann gekannt. Und wenn ich eigentlich nichts gelernt habe, so hat er doch tausend Bildungsbedürfnisse in mir geweckt, und sie sind mir in meiner Einsamkeit geblieben, und ich langweile mich sonst nicht leicht und habe kein leeres Leben. Kommt's einmal über mich, so geigt man sich's weg. Wir konnten keiner mehr ohne den andern sein. Und dennoch, bei aller Vertraulichkeit ist niemals an die Schranke gerührt worden, welche Vater und Sohn scheiden muß. Ging er seiner Wege, so habe ich mir nicht einmal recht Gedanken getraut. Er ist eben immer über mir und in der unbedingtesten Verehrung gestanden.

„So sind wir wieder einmal nach Wien gekommen.

„Die Stadt hat ihn immer aufgeregt. Ich denke, es war doch seine große Kränkung, daß er sich vordem hatte vom Burgtheater wegdrängeln lassen. Denn es war in jener Zeit doch in aller Welt die einzige Bühne, auf der er als Erster unter Vollbürtigen hätte wirken können, und wo immer sonst er gespielt, hat er sich wie verbannt und vereinsamt betrachtet.

„Ohnedies — er hat sicherlich mit einer Hingebung gearbeitet, wie sonst kein Mensch. Bei ihm stand alles. Mit seinem unvergleichlichen Scharfsinn war es überlegt und ineinandergefügt mit den eisernen Klammern seines unbeugsamen Willens, der niemals ein Hindernis zwischen sich und seinem Ziele gekannt oder min-

destens anerkannt hat. Mehr damit als durch seine Begabung wollte er auch erreicht haben, was er dem widerspenstigen Leben abgtrotzt hatte.

„Aber seiner Sache sicher war er niemals. Er brauchte viel, um in Stimmung zu kommen, und den ersten Abend kämpfte er immer mit bösen Ahnungen und schwankte und wollte absagen. Ich allein, nicht die Tausende, die in Erwartung und angereizt vom Klange seines Namens dasaßen, konnte merken, wie unsicher, wie zaghaft gewissermaßen der Mann begann an einem solchen Eröffnungsabend, wie umflort seine metallene Stimme klang, wie tastend, mit ängstlich vorgestreckten Schneckenhörnlein sozusagen, er seine ersten Szenen nur probierte. Bis er warm ward von der Schwüle, die vom Haus zur Bühne zieht, und der erste Beifall sich regte. Es war dann zunächst etwas Verwundertes in seinen Augen. Alsdann aber war der Bann gebrochen. Er war sicher und blieb es. ‚Daniel in der Löwengrube, noch ohne Kenntnis vom geschätzten Appetit der Bestien,‘ spottete er selber über sich.

„Dieses Gastspiel in Wien nun war ein großer Triumph, und zwar in Gegenwart fast aller seiner ehemaligen Kollegen, die, soweit sie dienstfrei waren, im Theater saßen. Ich sagte ihm das, und er, noch übermüdet von den Aufregungen, sah mich mit den ernstesten Augen an, und mit einer heiseren Stimme und einem müden Zug, der diesmal zum erstenmal nicht der Freude über den großen Sieg weichen wollte, sagte er mir: ‚Ja — die Troika geht mir noch so ziemlich in die Hand.‘

„Ich hatte das Bild wohl schon von ihm vernom-

men, aber noch nie so bestimmt, und sah ihn also mit ziemlichem Erstaunen an.

„‚Du weißt doch, was eine Troika ist?‘

„‚Ja.‘

„‚Also,‘ und sobald er von seiner polnischen Heimat sprach, hatte er den gewissen lispelnden und zischenden Akzent des Polen, den er sich sonst mit seiner starken Selbstzucht völlig abgewöhnt hatte, — ‚also man reist damit bei mir zu Hause. Und es ist ein schönes und ein flinkes Fahren: das Mittelpferd mit dem hohen Bogenjoch und den hellen Schellchen, und das Geläut der beiden andern Pferdchen ist harmonisch dazu gestimmt. Das klingt lustig, und es geht in der weiten Ebene mit dem Wind in die Wette, daß man wie betrunken wird von der sausenden Luft und der schwindelnden Bewegung. Und so, in der Troika, kutschiert jeder Künstler von meinem Rang in der Welt herum. Aber er hat drei meisterlose Pferde vor den Wagen gespannt. Er kann sie wohl bändigen mit seiner ganzen Kraft und mit seiner ganzen Achtsamkeit, aber wissen muß er immer dabei, ein wie gefährliches Fahren das ist. Es kann das Mittelpferd straucheln, und er es nicht mehr aufreißen, oder der Handige steigt in bedrohlicher Weise; oder der Sattlige will einfach nicht mehr, oder sie alle zusammen brennen ihm durch, nicht mehr zum zügeln, und werfen ihn in einen Graben oder in einen Abgrund, daß er zerschellt. Sie gehorchen ihm und sie tragen ihn, wohin er kommen will — aber nur solange er stärker bleibt als sie und sie den Herrn spüren, der nur mit der Zunge schnalzen muß, damit sie wissen: er treibt sie an. Noch bin ich stärker, aber‘ — er dämpfte

seine Stimme bis zum Unhörbaren — ‚sie gehen mir immer strenger im Leitseil, und sie reißen so furchtbar an den Zügeln.‘

„Ich konnte das Bild nicht gleich begreifen. Melancholische Anfälle waren bei meinem Vater nicht selten, der eben das schwere Slawenblut in den Adern hatte, und er war sehr leicht niedergeschlagen, viel leichter als erfreut und viel nachhaltiger. Und endlich — ich hörte das, wie man so manches hört, und dachte nichts dabei, besonders, weil ich damals andre Gedanken im Kopfe zu haben begann — Gedanken erfreulicher Art, und die mich sehr beschäftigten.

„Nämlich — ich war nach aller Ordnung der Dinge verliebt.

„Sie wissen ja, wie das mit so vierundzwanzig Jahren ist. Man hat seine ersten Erfahrungen gemacht. Sie sind auch danach. Besonders wenn man mit dem Theater zu tun hat, ein Zigeunerleben lebt und die Weiber sich an den Sohn heranmachen und den Vater meinen. Die Flegeljahre hat man allerdings hinter sich; aber so ganz überwunden sind sie nicht, daß man nicht oftmals rückfällig würde. Erst hat man geschwärmt; das liegt nun schon hinter einem. Nun ist man, so aus Angst, man könnte wieder in den Sirup und den Honigseim und alle seine Klebrigkeit geraten, frech und zynisch und weiß dennoch ganz genau, dies ist wieder nicht das Rechte, sondern nur so ein kleiner Übergang.“

Er hielt inne und tat einen stärkeren Schluck. Sein Glas stand leer. Und obgleich er wußte, der Aufwärter verstünde kein Wort deutsch, so schwieg er arg-

wöhnisch und nachdenklich dennoch, bis der Fraskati wieder vor ihm stand. So in einer gewissen Selbstvergessenheit saß er da, und ganz leise, nur zwischen den Zähnen pfiff er die Takte einer sehr süßen und einschmeichelnden Weise. Alsdann fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und hub wiederum an:

„Ich denke, es war den dritten Tag unsers Wiener Aufenthaltes. Der Vater hatte den Königsleutnant gespielt. Er mußte da keine Maske machen — nur den Schnurrbart vor, und fertig. Solche Rollen hatte er am liebsten. Denn er konnte in ihnen die volle Beweglichkeit und Ausdrucksfähigkeit seines Gesichtes verwenden und ganz unmittelbar wirken. Es hat ihn auch gerade in derlei niemand erreicht.

„Also — der Erfolg war sehr groß. Ich habe meine tägliche Arbeit vorgenommen, die Kritiken durchgelesen, ausgeschnitten und ordentlich, wie er es liebte, nach dem Alphabet eingeklebt in ein großes Buch, das für Wien allein und aus allen Jahren bestimmt war, von der Stunde seines ersten Debüts hier an. Wir mußten so immer wahrhaftig mit einer kleinen Bibliothek reisen. Danach habe ich die Briefe durchgemustert. Was Gesuche und sonst Bettelbriefe sind, das hat man schon so im Griff. Die habe ich geöffnet, weggeworfen, nach meiner Vollmacht erledigt oder, wenn ich annehmen konnte, ihr Inhalt werde ihn interessieren, so habe ich sie auf seinen Tisch gelegt, wo schon ein ganzer Stoß von der gewissen andern Sorte lag.

„Mit Wappen, mit Parfüm, in Löschpapier. In allen möglichen Schriften. Mit der Post sind sie gekommen und von Dienstmännern und Livreedienern

überbracht worden. Er hat sich immer darüber gefreut, wenn er sich auch wenig darum kümmerte. So gar jung war er doch nicht mehr, aber sie waren ihm die Beweise der heftigsten, unmittelbarsten und persönlichsten Wirkung. An mich kam gar nie ein Brief. Verkehr und Freunde hatte ich nicht. Ich war ja auch nur ein Schatten mehr, den mein Vater geworfen hat.

„Er blieb den Tag lange im Bett. Es war ein vollkommener Ruhetag. Nicht einmal eine Probe, wobei er sich immer mit Anordnungen und den Mitwirkenden aufgeregt hat, die ganz brav, für ihre gewohnten Aufgaben sogar ausgezeichnet, aber doch nicht in seinem Range waren, hat man angesetzt gehabt. Er war somit sehr vergnügt und munter; wie er zu mir herüberkommt, blättert er in den Kritiken und pfeift, wie nur in der allerbesten Laune, sein ‚Noch ist Polen nicht verloren‘, sieht die Briefe mit einem sehr durchtriebenen Gesicht durch, das er nur bei solchen Gelegenheiten geschnitten hat, wirft sie gleichgültig weg oder ruft mir einen Auftrag zu, oder notiert sich etwas in sein Notizbuch, und ist so munter und frisch, daß man sich in ihn verlieben konnte. Mit einem Brief spielt er, überliest ihn immer wieder und gibt ihn mir dann mit einem gewissen Ernst und mit einer feierlichen Handbewegung, wie er etwa auf der Bühne Lehen zu vergeben pflegte.

„Ich gucke hinein. ‚Ja — was soll's damit?‘ frage ich mit einer zynischen Grimasse.

„Er steht auf, kommt langsam auf mich zu. Die Hand auf meiner Schulter, Auge in Auge und sehr eindringlich sagt er: ‚Du sollst hingehen und dem Mädel

3*

Abbitte tun für das, was du eben von ihr gedacht hast.'

„‚Ach? und warum denn?' meine ich neugierig und spöttisch.

„‚Weil das keine solche ist, wie du meinst.'

„‚Von wannen kommt Euch diese Wissenschaft?' frage ich ironisch.

„‚Du bist manchmal recht ein ekelhafter Bengel, Wladimir,' antwortet er. ‚Du bist jung und redest in den Tag hinein.' Ich sah wohl, er war noch nicht ernsthaft böse, aber auf dem Wege dazu, und es war also hoch an der Zeit, einzulenken. ‚Du weißt, Papa, ich tue immer und alles, was du wünschest. Ich werde also hingehen, obzwar in der Epistel kein Wort von mir steht und die hoffentlich junge Dame nicht den Wunsch nach meiner Bekanntschaft und nur eine große Sehnsucht nach der deinigen äußert,' sag' ich.

„‚Ich sollte dir's nun eigentlich verbieten, hinzugehen, aber, nun merke auf. Das Mädel da ist aus einem guten Hause. Denn sie schreibt ein ordentliches und sogar ein sehr gutes Deutsch, was man doch in Wien nicht regelmäßig tut. Und es hat Augen im Kopf. Denn was sie sagt, das trifft die Sache und nicht daneben. Sie schwätzt nicht und sie plärrt nicht, auch wo sie schwärmt. Und die Schrift ist, wie sie sein soll — sie gefällt einem und ist akkurat und reinlich. Aber — sie ist streng gehalten. Denn man sieht ordentlich, da sind abgerissene Zeilen — wenn vor ihrer Tür nur ein Schritt gegangen ist, so hat sie mitten im Fluß der Worte aufgehört und hat den Brief versteckt und aufgeatmet und mit klopfendem Herzen und mit zitternder

Hand weitergeschrieben, bis es wieder ruhig im Hause war. Und geschämt hat sie sich im Schreiben. Ganz verwirrt war sie, denn sie vergißt ganze Worte, oder sie schreibt sie nicht zu Ende, oder wiederholt sich — so ohne alle Beherrschung war sie und hat sich doch nicht helfen können und mir danken müssen für das, was sie so unmittelbar gefühlt habe. So ist das Mädel, voll Temperament und voll Bravheit. Und sie denkt nicht weiter, nur sehen will sie mich und mir die Hand drücken; und sie denkt nicht weiter und ist dennoch beklommen. Also: dafür habe ich genug erlebt und genug Briefe von der Sorte bekommen, um dir sagen zu dürfen, die ist nicht so und rennt in ein Abenteuer. Und sie will gar keines, und du sollst sie kennen lernen und ihr abbitten und den Brief aufheben. Ich wette — er bleibt nicht allein.'

„‚Ja, aber sie verlangt doch gar nicht nach mir.'

„Eine Zigarette hat er sich angezündet. Das war seiner Stimme halber selten und nur nach einer Erregung. ‚Ist deine Sache, daß sie's später verlangt und mit dem Tausch zufrieden ist. Im allgemeinen: sie ziehen nach einigem Besinnen dem Alter die Jugend vor und den Freien dem Gebundenen.' Er brach ab und setzte sich.

„‚Ich werde somit gehen, Papa.'

„‚Ja, tu das. Und sei klug. Denn, Wladimir, du hast eigentlich bisher nur Weibsbilder gekannt und nicht das Weib. Es ist Zeit, daß du das kennen lernst. Denn diese Weibsbilder verziehen, das Weib erzieht. Du mußt nun bald in diese Schule kommen, sonst wird im Leben nicht mehr das aus dir, was ich gerne aus dir

gemacht hätte — ein richtiger Mann. Was du von mir haben konntest, hast du.' Er war sehr weich geworden. Und Sie werden begreifen, daß ich mir diese Unterredung ins Gedächtnis geschrieben habe, so daß ich mir jedes Wort merkte, und jeden Gestus und jeden Ton immer noch nach so vielen Jahren beeidigen könnte.

„Ich bin also zeitig an den Ort gegangen, der im Briefe bestimmt war.

„Es war ein einsamer Platz in der inneren Stadt. Wenige sehr hohe Häuser. In einer schmalen Seitengasse, die nach der Herrengasse geht, stehen wenige Fiaker, ruhig, bieten sich nicht an, so daß man sieht, die machen ihr sicheres Geschäft. Eine alte, häßliche Kirche, zugesperrt und abscheulich gelb getüncht, ist in der Mitte des Platzes. Und so zu Mitte November ist es gewesen. Ein leiser Nebel, den man mehr in sich saugt als sieht, ist in der Luft, fast kein Wind; einzeln langsam schwebende Marienfäden und eine gewisse Feuchte, obzwar die Sonne geschienen hat. Ein frischer Spätherbsttag.

„So wart' ich ein Weilchen. Eben nur so lange, daß man in Spannung bleibt, ohne schon ungeduldig zu werden. Und wie die Glocken die bestimmte Stunde zu schlagen beginnen, huscht sie aus einer Seitengasse vor und guckt sich um. Ich weiß nicht, war sie so pünktlich oder hat sie nur mit klopfendem Herzen, tausend dunkle und törichte Erwartungen darin, und an seinem Pochen die Zeit messend, bis sie erscheinen durfte, den Stundenschlag ersehnt.

„Ganz verdutzt und betroffen sieht sie sich um. Sie war gar nett und unauffällig angezogen. Wienerisch.

Das Kleidel sehr einfach — aber gut gemacht, und da ist eine Masche angebracht, und dort flattert ein Band, und das Ganze hat ein eignes Gesicht und sitzt wie angegossen, und man sieht, wie jung und gelenk die Glieder sind, die im Kleide stecken. Und schnelle Augen hat sie, die mit einem Blick über den Platz huschen, wie in einem Flug, und alles bemerken. Und wie sie sieht, ich bin allein, so zögert sie im Gehen, und in ihren Blick kommt etwas Verdutztes, Fragendes, wie man's hat, wenn man sich ganz was andres erwartet und ganz was andres findet.

„Ich besehe mir das einige Minuten und habe meine Freude an dem ganzen Benehmen, ehe ich meinen Hut ziehe und mich vorstelle: ‚Wladimir Pozniánsky.'

„Sie schielt mich von der Seite an. Fast gehässig. Mit einem bösen Zug um den Mund. Gar nicht mehr wie sechzehnjährig. Älter, zornig in ihrer Hilflosigkeit und erregt. Und sie gibt mir keine Antwort.

„‚Ich habe mir erlaubt, Ihrer freundlichen Einladung nachzukommen und freue mich wirklich, Ihre Bekanntschaft zu machen.'

„Wieder keine Antwort. War sie erst ein Augenblickchen stehen geblieben, so kehrt sie sich nun und nimmt den Weg, den sie gekommen ist. Sehr hastig, daß sie außer Atem gerät. Es hilft ihr aber nichts. Ich habe lange Beine und bleibe immer an ihrer Seite. Und wie sie sieht, sie entkommt mir so nicht, bleibt sie stehen. ‚Ich bitte, mein Herr — verlassen Sie mich.' Sie sagt das sehr bestimmt. Aber in der hellen und klaren Stimme ist ein Zittern, und es ist wie ein Flor darüber geworfen.

„Fällt mir natürlich nicht ein. ‚Aber, Fräulein — ich erfülle doch nur Ihren eignen Wunsch …‘

„Sie stampft mit dem Fuß, ohne sich darum zu kümmern, daß wir schon in einer belebteren Gasse sind, und es ist in ihrem Ton, nun sie spricht, das Gellen wie bei Kindern, wenn sie sich ängstigen und ehe sie mit Weinen losbrechen: ‚Ich bitte, mein Herr …‘

„‚Aber, Fräulein,‘ ich bin aus Neugierde grausam, ‚dazu mußten Sie mich nicht rufen.‘

„‚Ich bitte, mein Herr!‘ Ihre Faust ballt sich. ‚Meine Lektion habe ich. Ich will sie mir merken. Aber nun ist's genug!‘ Und mitten auf der Straße bricht sie in Weinen aus. Ganz fassungslos. Nur so gerissen hat es sie.

„Nun hab' ich's. Allein lassen kann ich sie so nicht, wo sie in einer grenzenlosen Aufregung ist. Ich nehme sie beim Arm. Sie zuckt zusammen, ist aber in ihrem Jammer ganz wehrlos. In ein Haustor führe ich sie in der Hoffnung, daß sie sich da beruhigt. Sie schluchzt weiter, mir wird ganz peinlich, und sie tut mir so leid, daß ich mir nicht mehr zu helfen weiß. Ein Fiaker fährt endlich vorbei. Ich wink' ihm, hebe sie hinein, setze mich zu ihr. ‚Fahr zu!‘ — ‚Wohin, Euer Gnaden?‘ — ‚Wohin du willst, nur zu!‘ Sie rückt von mir ab, so weit es nur geht, weint dabei immer jämmerlicher, nur leiser, und mir wird ganz weh dabei, und es kommt mir vor, als seien wir beide, besonders aber mein Vater, unendlich roh gegen sie gewesen, und es gäbe gar keine Entschuldigung mehr für uns.

„Ihre Hand liegt in ihrem Schoße. Ich tippe daran: ‚Fräulein …‘ Sie reißt mir sie fort. Und in ihre

Ecke duckt sie sich ordentlich hinein und weint wieder lauter und heftiger.

„Nun, bin ich mit meinem Latein gänzlich zu Ende. Wir fahren sehr langsam durch die Hauptallee im Prater. Das hat auf dem weichen Grunde etwas merkwürdig Wiegendes, Einschläferndes. Ich fühle, sie wird ruhiger, und um sie ja nicht aufzuregen, sehe ich ganz weg von ihr auf die Kastanien. Sie sind schon ganz kahl, und sie sehen so jämmerlich aus. Nur manchmal hängt noch ein zausiges Büschel brandroter Blätter an ihnen. Sonderbar, wie beklemmend es sich nur im Wagen atmet! Ich mache das Fenster auf, und sie atmet kräftiger, wie wenn sich ein Krampf lösen will, und ich merke, die Kühle tut ihr wohl, die da hereinhaucht.

„‚Fräulein,‘ fange ich wieder an.

„‚Ja?‘ Ich weiß nicht, ist das ein Seufzer oder ein Wort.

„‚Fräulein — Sie haben die Sache vollkommen mißverstanden. Nämlich — ich heiße doch ganz so wie mein Vater. Sie haben einen ganz harmlosen Scherz tragisch genommen. Und das ist doch sonst nicht wienerisch.‘

„‚Nein?‘ Das klingt schon etwas bestimmter und klarer. Sie haucht in ihr Taschentuch und fährt sich damit über die Augen.

„‚Und es hat Ihnen kein Mensch zu nahe treten wollen,‘ fahre ich schon mit besserer Überzeugung fort, ‚im Gegenteil, Fräulein!‘

„‚So?‘ Und sie blickt immer noch unverwandt in ihren Schoß, und ich habe den einen Wunsch, sie möchte mich ansehen mit lachenden Augen.

„‚Und Sie sollen meinen Vater doch auch kennen lernen,‘ lüg’ ich weiter. ‚Nur heute hat er nicht können, und um Ihnen das zu sagen, hat er mich geschickt.‘

„‚Ja?‘ Und ihr Mund verzieht sich wieder.

„‚Ja! Und Sie haben mich doch gar nicht zu Worte kommen lassen‘ — merkwürdig, wie mir das nur vom Munde geht, und wie bereit ich bin, alles zu beschwören! — ‚Mein Vater wird sich sehr freuen, Sie kennen zu lernen, wenn immer Sie es wünschen und sich eine passende Gelegenheit dazu bietet.‘

„‚Ja?‘ Und nun gleitet ein Lächeln, das sich noch nicht recht traut, über ihr Gesichtchen.

„‚Ja,‘ und es kommt ein Bedürfnis nach Wahrhaftigkeit über mich. „‚Ja, und wenn Sie nur ahnen würden, wie richtig Sie gerade mein Vater schon nach Ihrem Brief beurteilt hat! Ich staune nur!‘ Und ich erzähl’ ihr alles, und wie ich zu ihr geschickt worden bin, gewissermaßen um was Besseres, Höheres kennen zu lernen. Und nicht wie am gestrigen Tage spöttisch, sondern im Ernst zitiere ich den Tasso: ‚Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an.‘

„Sie gibt immer noch keine Antwort. Aber sie rückt mir ein wenig näher, und ihre Linke läßt den Fensterriemen los, den sie umklammert hat, sie tut beide Hände ineinander und ist ganz still. Alsdann: ‚Aber nun muß ich nach Hause.‘

„‚Wohin soll ich den Kutscher befehlen?‘ fragte ich das Fräulein.

„Sie sieht mich an — lang und prüfend. Dann nennt sie die Adresse.

„‚Und darf ich Sie wiedersehen, Fräulein Marie?‘

„‚Ich‘ — sie zögert — ‚ich weiß das jetzt noch nicht. Das muß überlegt sein.‘

„‚Aber — Sie sind mir nicht mehr böse?‘ Und ich hasche nach ihrer Hand.

Sie rückt weg. Wieder mit dem verängstigten Blick, von dem ich mir schwöre, ich will ihn nie mehr an ihr sehen! ‚Nein, nein. Gar nicht mehr. Aber lassen S' mich ...‘

„Der Wagen hält, und sie verschwindet im Haustor.

„Also, in meiner allernächsten Nähe hat sie gewohnt. Fast gegenüber dem Theater. Das müßte doch des Teufels sein, wenn man sich bei gutem Willen nicht bald wieder einmal träfe! Daran, so schwör' ich mir, soll es bei mir nicht fehlen, und betrachte in dem Gedanken mit ganz ausbündigem Wohlgefallen einen Anschlagzettel mit meinem Namen. Heißt das, mit meines Vaters Namen. Und gleich den nächsten Tag nehme ich zwei Parkettsitze, nicht unmittelbar vor meinem, aber so, daß ich diejenigen, die darauf sitzen, vollkommen überwachen kann, und schicke sie an sie. Für derlei ist man in Wien immer dankbar und empfänglich. Sie kommt auch richtig. Einmal, scheint es mir, bemerkt sie mich und neigt sich, daß man seine wahre Freude hat, wie schlank ihr Hals ist und wie zierlich und hübsch ihre Gebärden sind. Nur eine Grasmücke oder Bachstelze kann es noch so hübsch. Alsdann nimmt sie die Komödie gänzlich gefangen — es war Faust, bis auf Mephisto jämmerlich genug — und ihre Wangen glühen, und sie erregt sich und weint über Gretchen und ent-

setzt sich vor Mephisto und ist ganz Sache und ganz glücklich.

„Ich habe aber den Tag meine Sache nicht gemacht, wie ich sollte und verpflichtet war. Ich hatte nämlich meine Lust viel zuviel mit dem vor mir, als daß ich recht kritisch und aufmerksam auf das gepaßt hätte, was sich auf der Bühne begab.

„Wenn ich nämlich keine Vorstellung meines Vaters auslassen durfte, und hatte ich ihn auch noch so oft in einer Rolle gesehen, so hatte das seinen guten Grund. Ich habe Ihnen schon gesagt, wie unsicher er in allen seinen Erfolgen und in seinem Triumphzug — auf der Troika nach seinem Wort und seinem Lieblingsbild — immer geblieben ist. Er hat nämlich behauptet, auf der Bühne habe die Inspiration nichts zu schaffen, sonst sei die Zeit der betrunkenen Künstler wiedergekommen. Die Aufgabe der Begeisterung sei erschöpft mit dem Empfangen einer Rolle, mit ihrem Erkennen und Durchschauen, ohne daß man einen Grund wüßte, bis in die kleinsten Beziehungen für sich selbst und zu den andern Figuren des Stückes. Nur im Unvollkommenen, das eben erst wird, habe sie Raum und Gültigkeit. Vor das Publikum aber gehören keine Experimente mehr. Die müssen zu einem ganz bestimmten Resultat abgeschlossen sein, ehe man heraustritt, sonst ist es Mißachtung gegen den Dichter und gegen das Publikum. Weil er sich aber gekannt und gewußt hat, wie unbändig er ist, so hat er sich immer beobachtet, auch alsdann, wenn er ganz fortgerissen schien, hat sich sozusagen gegen sich selber gestemmt. Das hat ihn ungeheuer angestrengt, und darum mußte er sich schonen.

Und weil er sich mißtraut hat, als nicht unbefangen und zu furchtsam vielleicht, weil ein Kunststück, tausendmal geraten, doch einmal schief gehen kann, so mußte wer da sitzen, der ihn und seine Auffassung und wie er's zu Hause vor seinem Studierspiegel gemacht hat, kannte bis ins kleinste. Der war ich. Und seitdem er mir die Sache mit der Troika erzählt, und noch ehe ich vollkommen verstanden hatte, wie er's meinte, mußte ich, wie vorher schon, zu ihm auf die Bühne, wenn er sich abgeschminkt hatte. ‚Kein Pferd hat Geschichten und Manderln gemacht, Wladimir?‘ — ‚Keines, Papa!‘ So war's gut, und er wußte, er konnte sich unbedingt auf meine Ehrlichkeit, mein Urteil und meine Sachkenntnis verlassen. Aber Sie mögen sich denken, ich hatte da nicht eben eine leichte Aufgabe und ganz besonders diesen Abend ein böses Gewissen. Übrigens hatte er so ungeheuer durchgeschlagen, daß diesmal die Frage rein eine Formsache war.

„Der Erfolg des Gastspiels übertraf alle Begriffe und Erwartungen, es mußte verlängert werden. Nicht einmal für teures Geld ein Platz im Hause. Sie können sich denken, mir war's ganz recht, daß wir blieben. Denn den nächsten Tag hatte sich Fräulein Marie Klemperer in einem sehr artigen und an Wladimir Pozniánsky junior adressierten Brief für die Aufmerksamkeit und die große Freude bedankt, die ich ihr bereitet hätte. Und das übernächste Mal habe ich ihr einen Ecksitz geschickt, und wie sie an mir vorbeigeht — denn ich war natürlich zeitig im Theater — so grüße ich, und sie verneigt sich förmlich genug, aber mit einem gewissen Lachen in den Augen, und ich muß mich bei

mir wundern und kann es kaum glauben, daß ich dasselbe Mädchen vor mir so ganz fassungslos gesehen habe. Und einmal stellt man sich der Mutter, mit der sie gekommen ist, vor und wird als Freudenspender natürlich freundlich aufgenommen, und einmal, ganz zufällig, trifft man sich in der Praterstraße und bummelt zusammen, und sie hat gar keine Furcht vor mir, und ein andres Mal, diesmal nicht mehr ganz zufällig, begegnet man sich auf dem Minoritenplatz und geht in die Kirche, in der doch gar nie ein Mensch ist . . .

„Wissen Sie, mir war die Sache ganz was Neues. Und ihr auch, und erst recht. Sie war aus gutem Haus. Aber schrecklich nüchtern und sparsam waren ihre Leute. Deutschböhmen, in sehr anständigen Vermögensverhältnissen, die eigentlich nur fürs Geschäft gelebt haben. Vor der Bildung haben sie einen großen Respekt gehabt, somit auch vor dem Theater, weil das dazu gehört. Aber es mußte so billig sein wie nur möglich, zum Beispiel kurze Stücke, wegen des lieben Sperrgeldes. Und sie war so garnicht so. Munter, vergnügt und dennoch eine Enthusiastin. Aber von der gewissen braven Anständigkeit war sie, innerlich brav und rein, daß man nichts Unsauberes bei ihr dachte, desto minder, je mehr man sie kennen lernt und lieb hat. Wie zwei Kinder waren wir manchmal, die Verstecken spielen, nur nicht in einem Hof, sondern in der großen Stadt. Hat man einmal aus alter Gewohnheit etwas vor ihr geredet, was ihr nicht paßte, so hat sie die Stirn kraus gemacht und einen ordentlich erschreckt angesehen, daß es einem in die Seele ging und man

sich über sich ärgerte. Man mußte sich sehr in Acht nehmen bei ihr.

„Und endlich — hier war ich endlich selber wer. Nicht wie immer und durch mein Leben nur ein Anhängsel des großen Wladimir Pozniánsky mit ganz demselben Namen. Denn nicht einmal mehr hat sie nach meinem Vater gefragt oder seine Bekanntschaft gefordert. Gewünscht freilich hat sie sich's immer noch. Aber der war der große Künstler, den sie bewundert, und mich hat sie ehrlich gern gehabt.

„Ich habe damals schon bei ihnen verkehrt im Hause. Und da hab' ich das Mädel erst recht verstanden. Nämlich, es waren wirklich schreckliche Leut', ihre Leute. Ganz eingetrocknet bei lebendigem Leib, wie die türkischen Zwetschgen, in denen er ein schwunghaftes Geschäft getrieben, und nach denen es auch immer so sehr süß gerochen hat bei ihnen. So eine steife Feierlichkeit in allem und eine gegenseitige Hochachtung, und kein lautes Wort und kein Lachen. Und bei allem, was geschehen ist, hat man den möglichen künftigen Nutzen berechnet. Und Erholung muß sein, weil sonst der Mensch zur Arbeit untauglich wird, aber vernünftig muß sie sein, sonst schadet sie seiner Arbeitsfähigkeit. Und jedes Vergnügen ist nachgerechnet und vorgekaut worden, bis es einem in den Zähnen geklebt hat. Klavier muß sein — ich bitte Sie, die Musik als bildende Erholung! Und Französisch, wenn man's kann, empfiehlt sehr. Für beides war ich sehr zweckdienlich zu gebrauchen. Sonst aber — einmal haben sie die Karten fürs Theater ganz gern genommen, und dann haben sie sich wohl gedacht: noch ein paar Tage und

alles ist vorbei. Ich habe meinem Vater gegenüber kein Wort über meinen Verkehr verloren. Er nach seinem Verstand wußte sicherlich, was das bedeutete, und befahl mir eines Abends ganz unerwartet, ich solle ihm das Mädchen zeigen. Von der Bühne herab hat er sie dann beobachtet, was er bei leichten Rollen gern tat, wie um seine volle Freiheit auszuprüfen. Und wie ich dann zu ihm in die Garderobe gekommen bin, so sieht er mich groß an, spitzt vergnügt den Mund und nickt, so recht mit sich und der Welt zufrieden. Und ich kann nicht anders, und ohne daß ich's will, lacht mein ganzes Gesicht, und ich nicke ihm auch mit meiner ganzen Herzlichkeit zu. Dabei haben wir zwei, nämlich das Mädchen und ich, niemals von Liebe gesprochen, und ich hatte ihr damals höchstens einen Kuß auf die Stirn gegeben, aber wir haben uns insgeheim geduzt — ohne jede Abrede ist das ganz von selber gekommen, — und es war uns recht weit um die Brust, wenn wir einander gesehen haben, als müßte das sein und immer so bleiben, aber ohne jede Aufregung und in der guten Überzeugung, das kann niemals schlechter sein, als es nun ist, und wird mit der Zeit immer nur besser werden können. Ich meine, Sie werden verstehen, wie das gewesen ist. Es läßt sich gar nicht glauben, wie hübsch.

„Einmal — ich hatte Geld genug, um mir das leisten zu können, verstand überhaupt zu wirtschaften, weil ich doch immer Verantwortlichkeiten hatte — einmal nehme ich also eine Opernloge. Es war ein guter Wagner-Abend, und wir sitzen und horchen und schwelgen. Mitten darin geht die Tür auf. Ich kenne diesen

Schritt und sehe mich also dankbar um. Er winkt mir ab. Sie aber spürt, daß wer da ist und wer es sein muß, der sich so still verhält, und sie wird so aus sich heraus rot, erst leise, dann wie sie ihre Neugierde und Befangenheit zugleich bekämpfen will, so wird das Rot immer stärker und glüht ihr bis in den zierlichen Hals hinein, aber sie zwingt sich und wendet keinen Blick von der Bühne. Erst im Zwischenakt wendet sie sich und verneigt sich und sieht ihn an. Ich habe in keinem Auge mehr einen solchen Ausdruck gesehen: so stolz und so innig und so schämig. Mein Vater ladet sich ihre Leute zum Abendessen ein; wir haben zusammen gespeist, und er war ihr gegenüber ritterlich und vornehm und artig, wie nur er es sein konnte, wenn ihm daran gelegen war.

„Sie muß ihm sehr gefallen haben, denn er hat von der Zeit an öfters von der Zukunft gesprochen. Niemals direkt. Das war nicht seine Gewohnheit, denn er wollte sich nicht daran erinnern, daß auch er älter werde. Aber er meinte gelegentlich, es müsse sich zu dritt ganz gut reisen. Und man könne sich anderwärts eine neue Wirtschaft einrichten, wo es wärmer und heimeliger als in Dresden. Man werde doch wohl bald nach Wien zurückkommen müssen, und er habe eine Vorliebe für die Wienerinnen, denn sie taugten entweder garnichts, oder sie seien vortrefflich. Ich habe mir jeden Satz gemerkt und recht ausgelegt, den er so hingeworfen hat, hab's aber ihr nicht wieder zugetragen, weil ich mich gefreut habe, ein Geheimnis, das uns beide angegangen hat, für mich allein zu haben, wie um sie einmal überraschen zu können mit einer Tat-

sache. Und so haben wir denn auch Abschied genommen ohne Rederei und ohne Getue. Aber wie zwei, die nun einmal wissen, sie gehören für immer zusammen, und sie trennen sich wohl, aber auf ein schönes und beständiges Wiederfinden. ‚Zum Frühjahr‘ habe ich gesagt, und habe sie zum erstenmal auf den Mund geküßt, und sie hat den Arm um mich gelegt und hat mir den Kuß wiedergegeben, unbefangen und ganz ohne Ziererei. Das hat es überhaupt nicht bei ihr gegeben. Und weil sie ihrer selbst so gewiß war, so war sie auch immer und bei jedem sicher.“

Er verstummte und sah in sein Glas. Ein trüber Bodensatz war darin — das Fäßchen ging zur Neige. Über seiner Stirn lag ein Nachglanz der Jugend: das Mephistophelische war verschwunden, und eine stille Versunkenheit war an ihm. Er war hübsch und gut, wie wohl einmal in den fernen Tagen, da er jenes Herz gewonnen. Nach seiner Brieftasche langte er und tat sie vor sich auf den Tisch. Seine Finger spielten nervös und wie verlangend damit; alsdann mit einem Entschluß verbarg er sie wieder. Er sah nach seiner Uhr und seufzte.

Ich wollte nicht stören. Aber die Pause währte lange und wurde peinlich, bis er wieder anhub: „Also das Ende ...

„Wir gingen fort. Zunächst nach Breslau. Dann über Weihnachten nach Dresden. Und wenn mir etwas passiert ist, was mich freute oder wovon ich meinte, sie solle es wissen, so hab' ich's ihr geschrieben. Gutes und Schlimmes, wie sich's eben gefügt hat. Regelmäßig ist die Antwort gekommen. Einfach und ehr-

lich, ohne jede Kunst, aber ich freute mich über jeden Zettel. Und immer war ein Schnörkel da, daß man erkannte, ihr sei vom Grund des Herzens so sehr bang um mich, und sie zähle die Tage bis nach Ostern, das ihr und uns noch so ferne war, und es sei wieder grau und eintönig um sie.

„Mein Vater war nicht mehr der alte. Ich weiß nicht, habe ich ihn nun erst mit andern, mit den richtigen Augen angesehen, nun, seitdem ich wußte, ich werde nicht mehr lange ausschließlich für ihn sorgen dürfen? Oder hat sich wirklich erst damals ausgesprochen, was sich schon lange in ihm vorbereitet hat, was er mit seiner großen Kraft des Willens in sich bezwungen hat, wie man Rebellen niederschlägt, bis sie endlich in einer letzten Erhebung ihre Sache gewinnen?

„Er hat mir Sorgen gemacht.

„Nicht eigentlich auf der Bühne. Da war er immer noch der Meister und tiefer denn je. Aber nachher ist er immer erschöpft und müde gewesen. Und etwas Fahriges ist in ihm gewesen und hat seinen Ausdruck gesucht. Er hatte keine Geduld mehr mit andern, und sein Urteil war schneidend und von oben herunter und hat böses Blut gemacht. Es kam unerwartet und wegwerfend wie ein Peitschenhieb in viele Gesichter. Wenn ich ihm aber zuredete, er solle sich Ruhe gönnen und ausspannen, so hat er mich angeherrscht: ‚Was, die Troika in die Remise, und die Pferde laufen lassen?‘, und ich hatte ihm gegenüber niemals Mut und die nötige Entschiedenheit. Er war schon damals krank, und ich hätte entschlossen sein müssen, wie ein Arzt es ist gegenüber seinem Patienten. Er aber hatte sich nie-

mals meistern lassen und war von Kindesbeinen gewohnt, zu gebieten. Und als wollt' er die Stimmen in sich übertönen, die ihn zur Ruhe riefen, so fing er mit Projekten an. Er selber wollte sich seine Truppe bilden, wie sie in Deutschland noch nicht da war. Die Besten und die Ersten in einem Haufen. Denn die Zeit des stehenden Theaters sei vorüber, und man müsse endlich eine Musterbühne schaffen, ein Vorbild für die übrigen, an der man nichts Wertloses spielen dürfe, sondern nur in jeder Gattung das Beste in vollendeter Darstellung, und wo man keine Rücksicht zu nehmen brauche auf das Publikum, weil man immer wieder vor einem neuen Publikum stünde.

„Geglaubt hat er selber nicht daran. Denn ein andermal, den Tag bin ich wirklich erschrocken, hat er alle Rollen verbrannt, die er noch studieren wollte, und alle Stücke ohne ein Wort zurückgehen lassen, die man ihm zur Prüfung übergeben hatte. Er habe davon genug. Er habe es nicht nötig, jedes Narren, der sich an ihn mache, Vertrauensmann und Berater zu sein. Und wie ich ihn ganz ohne Fassung ansehe, weil ihm die rastloseste Arbeit doch immer Bedürfnis gewesen ist, so legt er mit seinem großen Gestus die Hand auf meine Schulter: ‚Wladimir, mein Sohn, der Kutscher darf einmal müde werden. Und ich wollte, ich könnte ausspannen und wäre zu Hause. Zu Hause …‘ Er wendet sich, und ich war eigentlich froh damit, denn ich hätte nicht mehr an mich halten können, so weh war mir bei dem Ton.

„Immer öfter hat er von der Troika gesprochen. Nun stieß sie so sehr. Nun ging sie nach Wunsch. Fast,

als wäre das eine fixe Idee geworden bei ihm, als hätten sich seine Gedanken in dieses eine quälende Bild verfangen, als hingen sie an den Strängen dieses Wagens, hilflos und unfähig, sich davon zu befreien. Und die Hatz über Stock und Stein gehe dabei mörderisch weiter. So habe ich mich denn auch immer mehr damit beschäftigt und es langsam ergründet. Denn, was er immer unter den Pferden gemeint, hat er niemals ausgesprochen, und ich mußte so selber hinter ihre wechselnde Bedeutung kommen.

„Nämlich der Wagenlenker, der mit eiserner Faust die drei Rosse meistert und in der richtigen Linie erhält, das war sein Wille und sein Verstand, der nicht einen Augenblick nachlassen oder die Zügel verlieren darf. Alle drei müssen sie ihn ohne Erbarmen spüren. Und das eine Roß, das er sich vorgespannt hat, ungebärdig wie ein Füllen und scheu, das war sein ungezügeltes Temperament. Das mußte niedergehalten sein, ihm nicht durchgehen und, wenn es stieg, so nur, damit man erkenne, wie feurig es sei. Das andre aber, das am meisten im Geschirr gehen mußte, das war sein Gedächtnis, dem er gerade bei seiner Art zu arbeiten und zu gestalten Übermenschliches zugemutet hat. Denn sein Repertoire war sehr groß und umfaßte die umfänglichsten und die verschiedensten Rollen. Er anerkannte kein Fach — man könne Komödie spielen, oder man könne es nicht. Alles andre sei daneben gleichgültig. Und nun durfte auf der Bühne nichts um ein Stücklein anders kommen, als er sich's ausgedacht hatte. Das fordert eine niemals ermüdende Selbstüberwachung. Und der dritte Gaul, der gerne stolpert und

nicht mehr weiter will, das war seine Zunge. Er war ein Meister der Sprache, und mit ihr allein, wenn er losging, hat er manchmal Wunder vollbracht. Aber das ist ihm sauer geworden, und nur durch viele Mühe hat er es dazu gebracht. Denn er war kein Deutscher und hatte in seiner Heimat schon einen großen Ruf, ehe er deutsch lernte. Und so mußte er fürchten, er falle wieder einmal ins Lispeln oder in den gewissen Singsang der Polen oder ins Vorstoßen einzelner Buchstaben, ließe er sich nur einmal gehen. Und er konnte eine Niederlage nicht heil überstehen ....

„So fährt man von Stadt zu Stadt. Und es ist eine immer steigende Angst in mir. Nämlich, es steckt mich die Art meines Vaters langsam an. Es kommt der Abend, und er hat den ganzen Tag eine Aufregung bemeistert und seine Furcht vor dem, was dieser Abend bringen kann. Mit allen möglichen Mitteln hat er seine Ahnungen bekämpft. Und es ist ihm dennoch nicht geglückt, nicht völlig geglückt, und seine Beklommenheit macht sich Luft und sucht sich einen Ausweg, gegen wen immer und in welcher Weise immer. Das gibt natürlich Zusammenstöße und Explosionen, über die sich der Mann natürlich später Vorwürfe macht. Und er verträgt nicht das Gefühl, im Unrecht zu sein.

„So gibt es endlos und in jedem Sinne Szenen. Auch mit mir, und es gehört viel Liebe dazu, sich in ihn zu finden. Viel Liebe und viel Geduld, und er darf sie nicht einmal bemerken, sonst fühlt er sich krank und bevormundet und geht zechen, nur aus Trotz. Und ich denke mir oftmals: ein Mann ist nicht fähig, diese gewisse Komödie um einen Menschen in meines Vaters

Verfassung so zu spielen, wie es sein sollte. Da gehörte ein Weib von der besten Sorte her. Und an solchen Tagen habe ich dann längere Briefe als sonst nach Wien geschrieben. Länger und so voll verschleierter Sorge.

„Dabei muß man über jede Eruption eigentlich noch froh sein. Denn nach einem Ausbruch, der manchmal ziemlich ins Geld geschnitten hat und den vorzeitigen Abbruch eines Gastspieles veranlaßte, war er wieder ruhiger und wie befreit von einem Druck, der auf ihm gelegen hatte. Bezwang er sich aber, so war gegen Abend das Fieber besonders schlimm, und es hat hinter den Kulissen gewiß Sturm gesetzt. Dann ist er nicht einmal zu einem Spaziergang zu bringen gewesen. Er will sich nicht auch den Tag über angaffen lassen wie ein Kamel mit Höckern. Auch zu sonst nichts war er zu bringen gewesen, was ihn sonst aufgeheitert hat. Vor seinem Spiegel ist er gestanden und hat seine Rolle geübt, und ich mußte den Atem an mich halten, weil ihn unter Umständen sogar der stören konnte.

„Also, es wird endlich Abend, und ich muß ins Theater. Nicht mehr mit der Freude, wie noch vor kurzem — begreiflich. Und man sitzt da, abgemüdet von unbenannten Sorgen, und es ist die mir vertraute Spannung in der Luft, die ich mitfühle. Natürlich. Und in mir ist noch etwas, etwas Schlimmeres. Ein Fieber ist es oder eine atemlose, neugierige Erwartung, gegen die ich mich nicht wehren kann. Die Komödie beginnt, und das verflüchtigt sich, und sie packt mich und reißt mich mit, und ich bin ganz Auge, Aufmerk-

samkeit, Beobachtung, wie ich es sein muß. Aber sie hat mich nicht allein. Das ist meine Aufgabe, die ich pflichtgemäß erfülle, in der ich lebe, weil ich das seit Jahren gewohnt bin. Aber ich bin nicht mehr ganz hingegeben an sie; denn das andre steckt tiefer, weicht durchaus vor nichts, und es ist da und wartet mit einem grausamen Kitzel, bis es das Seinige bekommen wird, und es hofft und fürchtet etwas Unerhörtes, von dem die andern, diese stumpfe und träge Menge, die mein Vater aufrütteln soll, noch nichts ahnen, und ich habe ganz für mich meine neue und beispiellose Erregung.

„Kommt's? Wann kommt's? Wie kommt's? Und wenn der Vorhang endlich unten ist und die Menge zerstreut sich: dieser, umkehrend noch vor dem Ausgang, zu einem letzten Beifallsklatschen, andre stumm, alle erhitzt, befriedigt oder zweifelnd, denn er hat manchmal gerne auf den Widerspruch gespielt — und immer sie allesamt in seinem Bann und beherrscht von seiner Meisterschaft. Denn er ist niemals besser gewesen, als wenn er sich zwingen und bändigen und eigentlich erst freispielen mußte. Niemals gewaltiger als diesen selben Winter, wo ihm die Pferde immer härter in die Hand gingen und ihn immer dorthin zu reißen drohten, wovor es ihm gegraut hat. Denn ich selber habe eigentlich nur noch in diesem Bilde gedacht, und es ist mir Nüchternem manchmal gewesen, als stünde ich hinter ihm auf dem Karren, und wir würden fortgehastet in einer unerhörten und nicht mehr zu dämmenden, in einer ganz außerordentlichen Eile.

„Wir sind diesen Winter sehr viel zusammen gewesen. Nach jeder Vorstellung und sehr lang. Er hatte

seine Flasche Bordeaux vor sich, und ich mußte geigen, oft, bis uns der Morgen in die Fenster geschienen hat. Er hörte zu und trank — denn er blieb immer mäßig, wenn ihm der Rausch nicht Bedürfnis war, bei großen Verstimmungen vielleicht — sehr bedächtig, und er war ganz Gefühl, und alle Gedanken und Besorgnisse in ihm haben geschwiegen. Ich habe, sah ich auf sein Gesicht oder seinen Ausdruck oder auf seinen nickenden Kopf, damals für Empfindung und wahrhafte Musik mehr gelernt als bei allen meinen Meistern und habe den Segen der Musik so recht tief und dankbar begriffen.

„Es war ganz besonders eine Rolle, vor der sich mein Vater gefürchtet hat. Das war ähnlich, wie sich bei nervösen Menschen manchmal eine grundlose, aber vollkommen unbezwingliche Angst vor einem bestimmten Platz entwickelt, und zwar meist vor einem, über den sie oft gehen müssen. Da ist ihnen, als stünde in jedem Haustor ein Mörder, und in ihrem Rücken stünde einer mit der Büchse im Anschlag. Das Gefühl wird immer ärger, bis gerade auf dem Platz wirklich etwas geschieht. Und er konnte auch diese Rolle nicht vermeiden. Das wäre ihm wie Verzicht auf seine ganze Meisterschaft vorgekommen. Denn es war seine größte Rolle — der Mephisto.

„Er hat sie nach seiner Art verstanden wie keiner. Nämlich, hat er gesagt, Mephisto ist doch kein dummer Teufel, der sich ohne Grund in Geschäfte einläßt, bei denen für ihn nichts zu holen ist als Plage und Blamage am Schluß. Er darf nicht meinen, der Kampf zwischen ihm und Gott sei entschieden für immer. Damals ist er unterlegen; aber der zahlende Tag kann

bald kommen. Er muß sich somit für zwar augenblicklich schwächer, aber für viel gewitzter halten, als sein alter Widersacher ist, darf durchaus nicht an Gottes Allwissenheit glauben. Sonst ist die ganze Tragödie ein Unsinn und die Wette um Fausts Unsterbliches schon gar. Und Gott mißbraucht seine Überlegenheit in einer durchaus nicht zu billigenden Weise. Und dann ist Mephisto auch ein Elementargeist. Er wird also nicht einen Augenblick sein wie den andern, sondern immer bedingt von seiner Umgebung, gewissermaßen gefärbt von ihr wie das Meer, das allerdings immer gefärbt erscheint, aber immer und überall in andern Tinten aufleuchtet.

„Die Rolle haben sie nun begreiflicherweise immer und überall von ihm begehrt. Sie hat ihn sehr angestrengt in ihren ewigen Sprüngen der Gedanken wie der Stimmung. Er hat sie unablässig überprüfen und nachlernen müssen, und immer hat er sich gefürchtet, sie könne ihm entgleiten, der Königsmantel ihm verloren gehen, den er sich selber um die Schultern geschlagen hatte. Es war sein Stolz und sein Ruhmestitel in seinen eigenen Augen, daß er den Faust ins Volk getragen hatte. Und mit seiner ganzen Zähigkeit, mit der er alle Hindernisse, ihm von der Natur selber in seinen Weg hineingeschmissen, überwunden, mit seiner wilden Leidenschaftlichkeit, ordentlich ingrimmig und mit knirschenden Zähnen verbiß er sich desto mehr in den Mephisto, je schwieriger er ihm geworden ist. Vordem hatte er sich in der Rolle gespart. Nun, wo es nur irgend gegangen ist, hat er ihn gegeben. Und zwar mit Vorliebe zu Beginn und am

Ausgang eines längeren Gastspiels. Er hat, um gleich in der Stimmung zu sein, schon zu Hause Maske gemacht, alle Register seiner Stimme geprüft, ist den ganzen Tag in Maske geblieben, und wenn er zufällig jemand, ein dummes Stubenmädel oder eine ängstliche Frau, auf dem Hotelgange damit geschreckt hat, so hat er gelacht — ein heiseres, hämisches, böses Lachen aus seiner Rolle, das mir freilich so wenig wie solche Scherze gefallen hat.

„Es ist in Darmstadt gewesen. An einem Faust-Abend. Und ich horche verwundert. Er spielt freilich alles wie sonst, aber es klingt anders. Er lispelt. Er stößt Konsonanten vor. Und da kommen manchmal gepreßte Gaumenlaute, und die Vokale sind anders gefärbt. So spricht doch kein Deutscher! Und die Zunge ist schwer und überhastet sich manchmal in den Läufen seiner Rede. Und es fällt mir aufs Herz: das eine Pferd lahmt — das in der Troika.

Ich habe ihn den Abend nicht mehr zu Gesicht bekommen. Ich muß ein wenig Luft schöpfen danach, obzwar niemand im ganzen Hause außer mir etwas merkt und der Jubel ist wie nur je. Er läßt sie unerhört lange pochen und klatschen, ehe er mit einem argwöhnischen und lauernden Gesicht erscheint. Sie nehmen das als aus seiner Rolle und werden nur noch toller begeistert. Zu Hause war er bereits zu Bett. Den nächsten Tag aber, wie die Zeitungen kommen, tritt er mit hastigen Schritten auf mich zu, reißt sie mir aus der Hand, überfliegt sie mit finsteren Brauen, wirft sie aufatmend hin und verläßt ohne Gruß oder Wort die Stube. Nur von der Schwelle aus nickt er

mir zu, den Finger am Mund und rückwärtsschreitend.

„Dann gehen wir nach Hamburg. Dort haben sie ihn grenzenlos verehrt. Denn sie wissen sich was damit, daß sie eigentlich in Deutschland die älteste Theaterstadt sind. Er beginnt natürlich mit Mephisto. Es geht vortrefflich. Nur daß er, wie um sich zu spornen, um einen guten Ton schärfer einsetzt wie sonst, um so wenig spitziger und schneidender, daß nur eben ich es merken kann. Das macht nichts. Vor einem Graben nimmt man eben einen Anlauf, obzwar es freilich besser ist, man setzt müheloѕ und mit gleichen Füßen darüber.

„Aber — er schließt nach den vierzehn Tagen, die er Zeit für Hamburg hatte, auch damit. Und nun bin ich stutzig. Denn es kommt die Szene in der Hexenküche, sonst gewissermaßen sein Gipfelpunkt. Alle seine Gaben hat er in ihr gezeigt. Dämonischer Humor, eine grenzenlose Frechheit, ein Übermut, der, weil er keine Welt erschaffen kann, sie mindestens zertrümmern möchte, ein zischender Hohn sondergleichen, höllisches, also parodistisches Pathos — und dennoch gebändigt und gemäßigt alles durch das eiserne Band des Maßes. Das fehlt den Abend, und die Rolle zerbröckelt in gewissem Sinne. Es zucken grelle Lichter über die Gestalt. Aber Lichter, die nicht er angesteckt hat, die nicht mehr erhellen, die mir einen furchtbaren Brand verkündigen. Ich bin sehr niedergeschlagen. Und sie merken etwas, die ihn zu feiern gekommen waren, und es ist nicht mehr die Stimmung im Haus wie sonst. Man ist befremdet, und erst später, in der Szene in

Marthes Garten, ist alles, wie es sein soll. Es weht wieder zwingend von der Bühne zu dem Hörer, und er ist mit allen Ehren von Hamburg geschieden.

„‚Wladimir — das war Nummer zwei,‘ sagte er mir den Abend. Ich habe nicht den Mut zu einer Lüge, senke den Kopf und schweige verstört von dem, was ich sich nähern fühle. Sein Temperament, das er für die Bühne völlig bezwungen glaubte, war ihm durchgegangen ...

„So sind wir denn, ohne Station zu machen, nach Berlin zurückgekehrt. Er hat nichts von der Hamburger Sache gesprochen, obzwar sie an ihm gefressen hat. Nur sehr niedergeschlagen war er eine Zeit. Mit einem Entschluß kämpft er, und ich weiß doch, dieser Entschluß ist unmöglich bei einem Menschen von der Gesinnung meines Vaters, ganz abgesehen davon, daß die Absage des Berliner Gastspieles ein kleines Vermögen gekostet hätte. Nach einem letzten, großen Triumphe kann er der Bühne entsagen, nicht nach einer Niederlage. Und so wünsche ich denn einen großen Sieg und hoffe doch kaum mehr darauf.

„Er ist ungemein teilnehmend zu mir. Seine ganze Liebenswürdigkeit entfaltet er. Er frägt mich um meine Sache und macht Pläne für die Zukunft. Nach Italien will er durchaus mit uns, und dann nach Paris, den Franzosen auch einmal zeigen, wie man in Deutschland Komödie spielt. Schreibe ich nach Wien, so muß ich einen Gruß von ihm beisetzen, oder er wirft gar mit ein Wort aufs Papier. Das freut mich und ist mir wieder recht unangenehm. Denn weil ich nie weiß, ob er nicht wird einen Brief sehen wollen, so muß ich

doppelte Korrespondenz führen. An seine Rollen aber denkt er nicht. Er studiert nichts, er wiederholt nichts. Das beunruhigt mich einigermaßen, obzwar es mich auch im Grunde meines Herzens freut. Denn vielleicht gerade, wenn er an nichts denkt, überwindet er die Gefahr, die doch wohl stark nur in seiner Furcht vor ihr und in seiner Einbildung besteht.

„Und so gehen die Tage. Er spielt nach seinem grandiosen Richard dem Dritten leichtes Geschütz, Rollen, die ihn gar nicht anstrengen, die er im Schlaf kann. Er ist frisch und angeregt.

„Es kommt der Faust. Ich renne den Tag in der Stadt herum.

„Ein überfülltes Haus. Jene Andacht in den Leuten, wie sie nur der Faust weckt, weil sie wissen, nun wird an jedes Geheimnis in ihnen gerührt werden, und so ein Abend bedeutet eigentlich eine Weihe. Nur ich sitze da in einer unerhörten Bangigkeit, und meine Zähne knirschen ...

„Es geht. Geht ganz nach Wunsch. Freilich — manchmal stutzt er und besinnt sich. Das nehmen sie noch für Nuance. Aber es geht immer weiter; die Flut trägt ihn, und es kommt in die Menschen jene Stimmung, die nur die Gelegenheit wünscht, damit sie losbrechen können. Und ich weiß: ist nur einmal der erste elementare Beifall um ihn geklungen, so ist die Entscheidungsschlacht gewonnen. Die Schülerszene bringt ihn nicht. Auch Auerbachs Keller noch nicht ganz. Es ist etwas Frostiges da, von dem ich nicht ahne, woher es kommt. Sie zaudern eben nach Berliner Art, und der Abend wird mir gar zu lange, der

ich weiß, mit was für Ahnungen der Mann auf der Bühne steht und spielt ...

„Der Vorhang hebt sich wieder. Die Hexenküche. Mein Vater kommt mit Faust. Mühselig kommt er. Er spricht — es ist nicht seine Stimme. Er stottert in der Erregung. Es ist ein Stutzen auf der Bühne. Er hebt den Arm zu seiner herrischen Gebärde und sägt damit leer in der Luft herum. Er schneidet eine gräßliche Fratze. Sieht sich um mit einem ganz verlorenen Blick und ächzt — öffnet den Mund, und kein Ton dringt vor, und er sieht sich um und hebt wieder an, und wieder kein Laut ...

„Das dauert ..! Und ich sitze da mit entsetzten Augen und presse die Hand an den Mund.

„Der Vorhang fällt, und ich weiß es — er ist zum letztenmal gefallen für Wladimir Pozniánsky.

„Es ist wie Panik im Hause. Ein schwarzgekleideter Herr, blaß wie ein Gespenst, kommt vor und stottert etwas Unmögliches. Ich stürze auf die Bühne. Hinter mir Tumult der Aufbrechenden und wirre Ausrufe des Entsetzens und Erstaunens.

„Eine große Verstörung auf der Bühne. Er sitzt in einem Lehnstuhl hinter den Kulissen — brütend, verfallen. In seiner dämonischen Maske. Das rote Mäntelchen über der Brust, die man heftig arbeiten sieht, zerrissen in seiner Aufregung; der Hut mit der frechen Hahnenfeder tief in der Stirn. Und er sieht um sich mit einem wilden und wieder ängstlichen Blick, erkennt mich nicht, fährt auf, und gurgelnd mit einem unerhörten, gräßlichen Ton stöhnt, ächzt er hervor: ‚Aufziehen, aufziehen! Ich will weiterspielen!‘

„Der Ton! Es überläuft uns alle. Und inmitten meiner großen Bekümmernis muß ich mir denken: Der Ton! Wenn er den einmal auf der Bühne anschlüge! Das gäbe einen unerhörten Effekt. Ich schäme mich des Gedankens. Aber er ist nun einmal da . . .

„Sein Ende kennen Sie. Ich selber habe ihn nach dem traurigen Hause gebracht, wo er noch lange Jahre gelebt hat, ohne zu rechtem Bewußtsein mehr zu kommen. Gesehen habe ich ihn nicht mehr. Ich hätte den Anblick nicht ertragen können. Die Mutter bestand ohne jede Rücksicht auf ihrem Vermögensanteil — es war Gütergemeinschaft bedungen gewesen, und sein Unglück stimmte sie nicht milder, die darin wohl nur eine verdiente Strafe sah. Sie ist dadurch nur noch frömmer geworden und hat alles an milde Stiftungen gegeben. Für ihn aber mußte doch auch gesorgt sein, so daß ihm dort, wo er war, nichts von der Bequemlichkeit und der Pflege gebreche, auf die er Anspruch machen konnte. Für mich ist also wenig geblieben. Eben so viel, daß ich als Einsamer bescheiden davon leben konnte.

„An einen Erwerb habe ich nicht gedacht. Ich war auch nicht dafür erzogen. An ein Glück habe ich nicht mehr geglaubt seit seinem Ausgang, den das Glück so lange gehoben und getragen. An meine Fähigkeiten nicht — ich hatte den reichsten Geist, der mir je begegnet, zerstört im Gedächtnis. Ich habe ihr das alles geschrieben und auseinandergesetzt und keine Antwort von ihr mehr erhalten. Nur einmal schrieben mir ihre Eltern, eine weitere Verbindung zwischen uns hätte doch keinen Zweck, und sie bäten im Interesse ihrer

Tochter, ich möchte nicht mehr rühren ans Vergangene. Sie mag mich für feig gehalten haben, daß ich nicht einmal den Versuch mehr machte, für unser Glück zu kämpfen. Mag sie's! Ich hab's nicht mehr können. Wie mich das zerstört hatte, was ich uns so lange in Schlangenringen nachschleichen sah, ehe es uns in seinen schrecklichen Ringen erdrückte, das kann sie nicht geahnt haben. Ich hoffe, sie hat mich nach ihrer gesunden Art bald und völlig vergessen.

„Ich bin zunächst auf Reisen gegangen. Denn es war eine große Unruhe in mir, ich war immer vor etwas auf der Flucht. Alsdann habe ich mich mit gebesserter Gesundheit, die durch die Ereignisse jener Zeit angegriffen war, hier für die Dauer niedergelassen. Hier kommt man sich mindestens niemals überflüssig vor, kann mit Wenigem anständig und behaglich leben, und man ist nicht im Widerspruch zum Genius loci, wenn man die Trümmer in sich immer und immer wieder betrachtet. Eine moderne Stadt wäre mir schrecklich."

Er sah nach der Uhr. „Es ist Zeit zur Bahn."

Wir traten ins Freie. Fontana Trevi rauschte gewaltig. Über ihre Wirbel warf das elektrische Licht, streitend mit dem gleich blassen und fast gleich hellen Licht des vollen Mondes, seinen fahlen, zuckenden Schimmer, der manchmal geisterhaft wie aus dem tiefen Grund vorzuzüngeln schien. Mit gesponnenem Glas schienen die massigen Felsblöcke überglänzt. Ernsthaft und finster sahen die Statuen in dies leuchtende Spiel, und Roms Zauber rührte noch einmal an meine Seele. Mein Soldo klatschte ins Wasser. Unsere Hände

fanden sich inniger als sonst zum letztenmal, und während ich mich der Bahn zuwendete, verschwand er mit langen und unhörbaren Schritten in der Dunkelheit, als wär' er ein Teil davon.

Ich muß seiner oftmals gedenken. Noch öfter freilich wird mir, als hörte ich die Troika. Harmonisch klingen die munteren Schellen im Dreiklang. Eine weite, weite Ebene. Nichts hemmt das Vorwärtsjagen der Rosse. Sie schnauben mächtig. Der Wind pfeift, und sie atmen ihn aus mit dampfenden Nüstern, mit ihm in die Wette eilend. Geheime Abgründe, verhohlen vom trügerischen Mondlicht, zuseiten, querüber der Fahrbahn. Und so stürmt das Gespann dahin und durch meine Seele — einem unbegriffenen Ziele zu, in die Dunkelheit, die die Troika und den Lenker geheimnisvoll verschlingt.

Der Talisman

Die Kahlwände der umschließenden Mauern waren mit idealischen Landschaften geschmückt. Idealisch, weil in der Wirklichkeit ihresgleichen wohl schwerlich irgendwo zu finden war. Da stiegen Berge von überaus kühnen und verwegenen Formen aus Seen von ganz beispielloser Bläue. Man wollte den Stammgästen eben etwas Schöneres bieten, als es der Garten selber war.

Zwischen grün gestrichenen Laternenpfählen standen dürre und gesparte Bäume. Aber man saß immerhin im Freien und hatte den lichten Himmel über sich, statt einer drückenden und angeschmauchten Stubendecke. Man genoß die Sonne, die über weißen Gedecken flammte, in die sauberen Teller ihre flinken und zitternden Kringel warf, auf blankem Silber flirrte. Es war im halben Mai, und das Laub stand zart und erquicklich.

Eine beständige Unruhe war in dem Garten. Der Kies auf den Gängen knisterte. Bohlen knarrten, Türen, nicht eben rücksichtsvoll geschlossen, klangen; ein unablässiges Klirren von Geschirr, Zurufe und eintöniges, wie rhythmisches Erwidern. Ein ewiges Kommen und Gehen; ein Grüßen und Danken. Fast alles, das hier verkehrte, kannte sich und stand in ganz be-

stimmten Beziehungen zu einander. Hier findet sich nämlich die medizinische Fakultät zusammen, von ihren Spitzen, den gefeierten Professoren und den Primarien aus dem benachbarten Krankenhause, durch die Dozenten und die Praktiker bis zu den Studierenden herab. Getrennte Sphären, mit langsamem, gelegentlichem und vielbeneidetem Aufsteigen aus dem niederen Kreise in den höheren. Man hält auf Rang und Würde bei allem Anschein von kameradschaftlicher Gleichheit. Man gewährt jedem seine Achtung, in der Hoffnung, einmal von andern der gleichen gewürdigt zu sein.

Die eigentliche Speisestunde war vorüber. Die Wagenburg vor dem Tore hatte sich bedenklich gelichtet. Die vielbeschäftigten Meister haben eben wenig Zeit, sich zu verweilen. Nur noch spätere Gäste blieben versammelt. Was noch da saß, das waren Jüngere, die eine müßige Stunde nach dem Essen vertrödeln wollten, ehe sie die Pflicht auf die nahe Klinik oder in die eigene Ordination rief, die hier ihren Kaffee nahmen und ihre Fälle erörterten. Ein jeder fast hatte eine Art Aktentasche mit dem Besteck neben sich liegen, je nach Mitteln kostbar, denn sie halten was auf ihr Handwerkszeug. Ein herzhafter, schneidiger Ton herrschte unter ihnen. Es waren meist Chirurgen, ein rücksichtsloses Volk und siegessicher, angesichts der täglichen, fast unglaublichen Fortschritte in ihrer Kunst, der Erfolge, von denen nicht wenige an derselben Stätte angebahnt und zuerst erstritten worden waren, an der sie nun ihre Kräfte versuchen konnten.

„Was der heute für Manöver macht," lachte der kleine Göbel. Er war an einem Provinzspital ange-

stellt und, wie jedes Jahr, eben nach Wien gekommen, um Kurse zu hören und das Leben in der Großstadt zu genießen. Er hieß das: sich auslüften. Und mit munteren Augen blickte er nach dem Eingange des Gartens hinüber.

„Ja, er leistet sich heute wieder was," spottete auch Franz Karrner. Er war ein hübscher Mensch mit schwarzen Haaren, die sehr tief in die Stirn gingen, schwarzem, keckem Schnurrbart, dunkeln, blitzenden Augen, von breiten Schultern und mit unglaublich langen Armen. Man sah's, denn er hatte sie eben um die Kniee geschlungen. Seine Lieblingsstellung, wenn er vergnügt war. Und mit seiner schmetternden und kraftfrohen Stimme jauchzte er, unbekümmert um die übrigen: „Lorensen!"

Lorenz Lorensen sah sich um. Dies geschah grundsätzlich immer nach der entgegengesetzten Richtung hin, aus der ihm der Ruf erklungen war. Alsdann steuerte er in seltsamen Zickzackbewegungen mit einer planmäßigen Langsamkeit und mit schleifenden Schritten den Garten durch und dem Tische zu. Es war dabei, als müsse er immer wo anrennen, ehe er im letzten Augenblick und mit einer ganz geschickten, nur einigermaßen verwickelten Bewegung das Hindernis vermied. Er war schrecklich lang. Ein Patriarchenbart hing ihm ebenmäßig, schwarz und wohlgepflegt zur Brust. Sonst, im Gegensatz zu den übrigen, hielt er ersichtlich nicht viel auf sich. Trotz der warmen Maiensonne trug er einen schweren Wintermantel. Auf dem Haupte, tief in die Stirn gedrückt, saß ihm ein verknitterter Schlapphut. Darunter musterten vergnügte, verträumte und

wiederum verschmitzte graue Augen im planmäßigen Näherkommen die Gesellschaft und zwinkerten jedem einzelnen einen vertraulichen Gruß zu. Sprechen konnte er nur unter Schwierigkeiten. Er hatte nämlich die unzertrennliche Virginia im Mund. Umständlich ließ er sich nieder und behielt dabei den Überrock an. Ihn auszuziehen schien ihm zu viel und, da man ihn doch wieder anlegen mußte, eine überflüssige Arbeit — die Erfindung unersättlicher Trinkgeldgeier nach seiner Behauptung. Dann bot er den Freunden mit einer eigenen, weichen Lässigkeit die Hand. Stumm, indem er auf die Stelle der Speisekarte hinwies, machte er seine Bestellung. Rasch und schweigsam aß er. Den Hut behielt er dabei auf, und zwischen zwei Gängen wählte er sich mit tausend Umständen seine neue Virginia. Alles geschah ernsthaft und methodisch.

„Lorensen," begann Karrner die Feindseligkeiten, „du könntest dir doch endlich einen andern Gang angewöhnen."

Lorensen schwieg. Er rührte gedankenvoll in seiner Kaffeetasse, während der Zucker unberührt daneben lag, betrachtete mit inniger Liebe seine Virginia und setzte sie bedachtsam und vergnügt in Brand.

„Lorensen," bohrte Karrner weiter, „es wäre zu untersuchen, ob dein Gang nicht standeswidrig ist. Man müßte den Fall endlich der Kammer vorlegen. Du gehst, als wolltest du überall Anstoß erregen. Es geht auch nicht, daß ein Arzt so offen und vor aller Welt zeigt, daß er immer durchaus keine Eile hat."

Lorensen warf dem andern, der ihn durchaus aus seiner Behaglichkeit aufstören wollte, einen Blick zu,

so wütend er ihn nur immer aufzubringen vermochte. Es lag trotzdem noch immer sehr viel gutmütige Schalkheit darin. „Ich mache keinen Schwindel mit," brummte er endlich. „Und es ist immer noch die Frage, ob es anständiger ist, aller Welt zu zeigen, daß man der Praxis nachrennt. Ich tu' das nicht. Ich hab' das gottlob nicht nötig," schloß er sieghaft.

„Lorensen, du übertreibst wieder einmal. Der Dichter brennt mit dir durch."

Lorensen zuckte die Achseln. Er war diese Sticheleien nun schon einmal gewöhnt. Sie rieben sich alle gern an ihm und warfen ihm seine schöngeistigen Neigungen vor, mit denen es aber nicht einmal so arg bestellt war. In seinem Fache sehr tüchtig, ein durchaus gebildeter Arzt, im Besitze eines leidlichen ererbten Vermögens und dabei von einer ungemeinen Anspruchslosigkeit, hatte er eine innere Scheu vor der Praxis und dem mannigfachen Jammer, den die Berührung mit dem Leben und seinen Leidensformen mit sich bringt. So erwarb er denn mit Arbeiten für Fachblätter und für Tageszeitungen über Neuerungen und Fortschritte in seiner Kunst und in den Naturwissenschaften das Wenige, dessen er neben seinen Zinsen noch bedurfte. Sonst aber hatte er sich ein Leben halben und durchdachten Müßigganges zurecht gemacht, wie es seiner nur künstlich durch eine aufgezwungene Gelassenheit verschleierten nervösen Anlage gemäß war.

Ihn reizte nichts, das mit Anstrengungen verbunden schien; nichts und in keiner Hinsicht. Er behandelte nur, wo er mußte oder wo es ihm paßte, und er trug jeden Spott über seine Eigenheiten mit immer

gleicher Würde. Im Grunde, das wußte er, schätzte und achtete man ihn dennoch allgemein.

„Lorensen," fing nun auch Göbel an, „du solltest die Ordinationsstunde von deiner Wohnung doch entfernen. Gestern habe ich was wissen wollen von dir. Weißt du, wegen eines Aufsatzes von dir in The Lancet. Ich habe die ganze Zeit, von zwei bis drei, auf dich gewartet. Die Hausmeisterin sieht mich, wie ich nach dir frage, erst verwundert an. Dann läßt sie mich in die Bude, dann, wie ich nach der geschlagenen Stunde weggeh', grinst sie mir höhnisch ins Gesicht. Muß man sich das gefallen lassen?"

„Wenn du eh' weißt, ich bin um die Zeit hier oder in einem Kaffeehaus — was suchst du mich zu Haus?" fragte Lorensen nicht ohne Sinn und zündete seine Virginia von neuem an. Man wollte wissen, er bevorzuge diese Zigarrensorte hauptsächlich darum, weil man damit immer etwas zu tun habe. „Überhaupt steht da nur die Stunde, wann ich zu sprechen bin. Von der Tageszeit ist da nichts zu lesen. Wärst du zwischen zwei und drei Uhr nachts gekommen. Da bin ich bestimmt zu Hause."

Göbel war noch nicht vollends entmutigt. „Und Lorensen — wie kann ein gebildeter Mensch, der du doch sein willst, in so einer Unordnung existieren? Der Staub! Und der Schmutz! Kein Sessel, auf dem man vor Makulatur sitzen kann!"

„Das imponiert. Da denken sich die Patienten: Das alles hat der Doktor Lorensen geschrieben? Nein, muß das ein kluger Herr sein! Mein Zimmer halt' ich mir schon sauber. Und Unordnung beflügelt die Phantasie."

„Ja — und was wäret ihr Internisten und Nervenärzte ohne Phantasie?“ höhnte der dreiste Karrner.

„Noch immer keine Fleischhackerknechte, wie die Chirurgen,“ entgegnete Lorensen endlich gereizt. Er trank seinen Schwarzen kalt und ungezuckert, schüttelte hernach den Kopf verwundert über den Geschmack und goß sich eine frische Tasse ein.

„Es ist ihm was passiert,“ flüsterte Karrner Göbel zu. „Er ist sonst nicht so einfach niederträchtig grob.“ Lorensen aber sah ins Leere und strich mit einer innigen Gebärde über seinen Bart. „Ich bin heute wirklich nicht zum Schindluder aufgelegt,“ hub er nach einer Weile entschuldigend an. „Mir ist ein Patient gestorben.“

„Und das geht dir noch nah?“ spottete Karrner wieder. „Das könntest du doch schon gewöhnt sein. Sie sterben einem ja alle, nur früher oder später, mit oder ohne Nachhilfe.“

„Der ging mir nah,“ antwortete Lorensen, „denn einmal behandle ich doch nur wenig, und dann war's eine traurige Geschichte. Traurig, und wieder nicht.“ Er wiegte den Kopf, und alles Schelmische und sein ganzes Phlegma war aus dem Gesichte wie weggeblasen.

Karrner sah nach der Uhr. „Wir haben wohl noch so viel Zeit. Wenn sie nicht zu lang ist und kein Märchen ist, so erzähl' sie uns.“

„Also — es war in meiner Ordination,“ begann Lorensen.

„Gegen Märchen habe ich mich doch ausdrücklich verwahrt,“ protestierte Karrner nachdrücklich.

Lorensen achtete nicht auf den neuen Angriff. „Also, es war in meiner Ordination. Und wie ich so um halber vier oder etwas später hinkomme, so sitzt mir eine Frau da und wartet auf mich seit zwei Uhr.“

„Es ist also die Geschichte von einem Pechvogel,“ erläuterte Karrner unverbesserlich. „Lorensen in seiner Ordination treffen — das ist doch nicht zu glauben beinahe und das tollste Pech, von dem ich in meinem Leben gehört habe.“

„Allerdings ist es die Geschichte von einem Pechvogel. Aber, wenn das Wort gestattet ist, von einem glücklichen Pechvogel,“ fuhr Lorensen in seiner schleppenden, lispelnden und gerade, weil man sich anstrengen mußte, um ihm recht folgen zu können, doppelt eindringlichen Art fort. „Also die Frau sitzt da auf meinem kleinen Sofa, und ich sehe sie mir an. Sie ist nicht eben mehr jung. Aber, sie muß einmal hübsch gewesen sein, nur von der Sorte, die Kattun besser kleidet wie Seide. Etwas Geschäftiges und Zutunliches und etwas im guten Sinne Vertrauliches hat sie in den sehr schönen braunen und sanftmütigen Augen. Handschuhe an, ganz neu, und einen Bindhut um den Kopf, wo ich mir doch denken muß, ein Tüchel ums Gesicht müßt' ihr eigentlich besser stehen. Und ich frage sie, was sie von mir will.

„Sie blickt mich an, lange, überlegend. Und endlich: ‚Ich möchte den Herrn Doktor um etwas bitten. Aber, er darf mir nicht böse werden.‘ Wie sie ausschaut, so spricht sie. Hochdeutsch, aber sie ist's nicht von immer gewöhnt. Sie hat's wohl erst in späteren Jahren und so gewiß schulmäßig gelernt. Und es sitzt

ihr so wenig, wie die Handschuhe ihren Händen sitzen, die ich in dem Augenblick ordentlich vor mir hab': rot, abgearbeitet und knochig. So mühselige Weiberhände. Und sie ist gewöhnt, im Sprechen damit zu deuten, und traut sich's nicht und wird sich's nicht trauen, so lange sie die nicht heruntergetan hat von den Fingern.

„‚Ziehen Sie die Handschuhe aus, meine liebe Frau . . .?‘

„‚Neunteufel,‘ ergänzt sie eilfertig und sieht mich wieder dabei an, als meint sie, ich müßte den Namen kennen, ‚Johanne Neunteufel‘, und streift sie sich schon herunter.

„‚So. Und nun: was wünschen Sie? Denn Ihnen selber fehlt doch nichts? Das sieht man.‘

„‚Nein. Mir fehlt auch wirklich nichts. Aber, Herr Doktor, mein Mann ist krank, und er will keinen anderen.‘

„‚Ich bitte um die Adresse. Eigentlich praktiziere ich nur in mir empfohlenen Häusern. Aber ich will nach ihm sehen,‘ antwortete ich, gerührt durch ein so seltenes Vertrauen just in m e i n e ärztlichen Fähigkeiten.

„Sie wird mir wieder verlegen. ‚So mein' ich das nicht, Herr Doktor. Eigentlich will er nämlich auch Sie nicht.‘

„‚Möchten Sie nicht deutlicher werden?‘ entgegne ich etwas enttäuscht und also gereizt und will gewohnheitsmäßig sagen: es warten auch andere! Aber nein, das geht nicht. Das weiß sie ja doch besser. Also: ‚Ich habe keine Zeit. Ich komme eben von einer Konsultation und habe heute noch eine vor mir.‘ Konsul-

tation imponiert immer riesig. Die Frau wird ganz betrübt. ‚Ich hab's gewußt, der HerrDoktor wird bös sein,' spricht sie halb für sich, nimmt die Handschuhe vor und streichelt sie zurecht. ‚Und dabei hab' ich halt noch net einmal sagen dürfen, was ich eigentlich haben möcht' von ihm.'

„Es gehört Geduld zu den Leuten" — Lorensens beide Zuhörer nickten verständig teilnehmend — „viel Geduld. Und teilweise darum habe ich ja auch auf die Praxis so halb und halb Verzicht getan. Nun aber war das arme Weib so niedergeschlagen, daß sie mir leid tat. Also: ‚Was ist denn Ihr Mann eigentlich, und was heißt das, er möchte nur mich, und wieder, er möchte auch mich nicht?'

„‚Er war Philologe. Das heißt, er ist es eigentlich auch jetzt noch. Er studiert noch immer, und er wird auch fertig. Und er gibt Stunden, auch in dem Haus da, und wir leben davon. Und da ist er einmal zu Mittag gekommen, und er ist da immer gut aufgelegt, und sagt zu mir: Hannsi, er heißt mich nämlich so, weil auch unser Buberl und der Kanarienvogel so heißen, in dem Haus wohnt auch der Doktor Lorensen. Denk' dir, ein lediger Mensch, und wohnt so schön! Ich hab' die Tafel erst heute bemerkt. Und er hat auch früher gerne von Ihne· gesprochen, wie überhaupt von seinen Studentenbekanntschaften und — Hannsi, sagt er, den Tag, wenn mir wirklich einmal etwas fehlen sollte, zu dem hab' ich immer Vertrauen gehabt. Das war dir immer ein kluger und guter Mensch!'

„‚Freut mich, so eine gute Meinung.' Und ich beginne also nachzudenken. Ganz blaß und verschwommen

steht er vor mir. Ein sehr schwächlicher und ein sehr stiller Mensch, der im Kaffeehaus unbändig viel Zeitungen gelesen hat und so schrecklich kurzsichtig war. Beim Billard hat er aufgeschrieben, und wenn man ihm dafür dann eine Zigarette angeboten hat, so hat er sie andächtig beäugelt und dann so ganz vergnügt geraucht. Eigene hat er nie gehabt — seiner Brust wegen. Und für jeden war er die helle Bewunderung, und so schrecklich mager.

„‚Ja,‘ sag' ich, ‚gewiß kenn' ich ihn. Wir sind doch sogar auf du!‘

„‚Nein, wirklich?‘ verwundert sich die Frau. ‚Das hat er mir nie erzählt. Wissen S' — er ist so gar bescheiden. Da wird er sich wohl heute nicht mehr trauen.‘

„‚Wird er sich schon,‘ erklär ich sehr bestimmt. Und ist er noch immer so schrecklich mager?‘

„‚Ganz so mager,‘ seufzt sie ordentlich betrübt. ‚Und so schwach und so aufgeregt öfter; freilich — bei dem Geschäft, wo man alle Himmelsgeduld brauchen tät'! Und keinen Doktor fragen will er nicht, was es eigentlich mit ihm ist. Und ich ängstige mich so um ihn und weiß mir so nicht einen Rat mit ihm.‘

„‚Ja — wenn er nun keinen Arzt fragen will, so kann ich da doch auch nichts tun, meine liebe Frau Neunteufel.‘

Sie faltete ordentlich rührend die Hände. ‚Herr Doktor — ich habe mir gedacht, weil er doch dreimal in der Woche in dem Haus da zu tun hat, so könnten Sie ihn ansprechen, Sie als alter Freund, der ihn erkennt.‘

„‚Kann ich allerdings wohl. Und was dann? Ich kann ihn doch nicht auf der Stiege untersuchen?‘

„‚No, und das weitere möchte sich dann schon finden. Sie kämen vielleicht einmal zu uns heraus?‘

„Die Mischung von Schüchternheit und Unverfrorenheit unterhält mich auf die Dauer. ‚Und wann unterrichtet er da?‘

„Nicht ohne einen gewissen Stolz antwortet sie: ‚Er unterrichtet da den Ältesten vom Bankier Mayer, dem das Haus gehört. Von neun bis zehn morgens.‘

„‚Frau, reitet Sie der Teufel?‘ rufe ich. ‚Das ist ja nachtschlafende Zeit!‘

„‚Und mein armer Mann hat dann schon eine Stunde hinter sich. Und wir wohnen weit draußen, in Fünfhaus,‘ entgegnet sie mit einer niederträchtigen Gelassenheit.

„Ich denke wieder nach. ‚Also ich will ihn abwarten, aber, wenn er geht,‘ beschließe ich endlich.

„Sie erhebt sich ganz aufgeregt.

„‚Ich danke Ihnen. Von Herzen dank' ich Ihnen. Gott soll's Ihnen zahlen. Und jetzt muß ich gehen. Ohnedies, wo das Kind bei einer Nachbarin ist. Und es ist eigentlich mein erster Gang in bald zehn Jahren, von dem mein Mann nichts weiß.‘ Und sie zog ein kleines Geldtäschchen: ‚Was werd' ich Ihnen schuldig sein, Herr Doktor?‘

„Kinder, von einem, der mir so die Börse an die Brust setzt, wenn er fragt, was er schuldig ist, von dem nehm' ich nie was, und von dem sollt ihr auch niemals was nehmen — der hat eine Hoffnung; man wird ihm auf die Schulter klopfen und sagen: Stecken Sie

Ihr Geld nur wieder ein. Also halte ich's wenigstens, und ihr gehet hin und tuet desgleichen. Also antworte ich: ‚Ich werde mich doch von der Frau eines alten Kollegen und guten Freundes nicht zahlen lassen.‘ Und Frau Johanna Neunteufel schüttelt mir gerührt die Hand, macht einen Knix und geht.

„Man glaubt garnicht, was menschlicher Wille alles kann. Auch fürcht' ich mich, die kleine Frau nimmt sich einmal ihren Mann her und examiniert ihn in ihrer etwas eindringlichen Weise, ob er mich nicht zufällig einmal getroffen hat, und rückt mir dann, wenn nötig, noch einmal auf die Bude. Und so geschieht etwas, was unnatürlich ist, und was ich von mir nicht für möglich gehalten hätte: Ich, Lorenz Lorensen, passe auf Ferdinand Neunteufel, damit ich ihn ja nicht versäume, und zwar, weil ich glücklich den Tag vergessen habe, gleich zweimal hintereinander. Von halber zehn an.

„Ich hör's endlich im ersten Stock vor der Hausherrnwohnung hüsteln, ehe er die Treppe herunterkommt. Dann grüß' ich ihn ganz unbefangen: ‚Servus, Neunteufel,‘ und gebe ihm die Hand, wie wenn ich ihn gestern zum letztenmale gesehen hätte.

„‚Guten Tag, Herr Doktor,‘ meint er schüchtern und erfreut.

„‚Was soll das heißen? Seit wann sind wir so förmlich miteinander?‘

„‚Ich dachte nur.‘ Er wurde ganz leise rot, und das stand ihm gar gut. ‚Weil wir uns doch da und dort gesehen haben, und du hast mich niemals erkannt, und ich traute mich nicht mehr, dich zu grüßen.‘

„Das war schon möglich. Aber was kann ich da-

für, daß er kein Gesicht hat, das man sich merkt? ‚Du mußt das nicht so nehmen. Ich bin grenzenlos zerstreut, und da muß man nicht stolz sein.‘

„‚Ich stolz?‘ Und er lächelte sehr hübsch. Es gibt überhaupt gerade unter der Sorte Leute welche, die so ein eigenes Lächeln haben. Etwa, wie wenn darin alle die überlegenen Gedanken über diese Welt, die sie sich auch und nach ihrer stillen Art sogar mehr als andere machen, durchleuchten möchten, wie ein schwaches Licht scheint, durch geblendete Scheiben. Überhaupt, es war etwas Anmutiges an ihm. So etwas Farbloses freilich auch, wie verwaschen, wie wenn sehr viel Regen und Sturm sein bißchen Farbe weggeätzt und weggeblasen hätte. Und ich verwundere mich insgeheim: Das Männchen neben mir ist verheiratet und hat eine so schneidige kleine Frau und einen Buben! Aber ich darf mir nichts merken lassen, daß ich was davon weiß: ‚Wie geht's also, Neunteufel?‘

„‚Ich danke. Ganz gut,‘ sagt er herzhaft.

„‚Hast du Zeit? Damit wir eins plauschen können.‘

„Er sieht mich verwundert, aber garnicht verlegen an. „‚Für Vormittag bin ich fertig‘, und er sieht nach seiner Uhr, so einer dünnen goldenen Firmelungsuhr. Und dann, wie in Erinnerung an Studentenzeiten, lacht er vergnügt: ‚Ende des Monats, und eine goldene Uhr! Aber weißt du, das gehört zum Geschäft.‘

„‚Hast du etwas vor?‘

„‚Eigentlich muß ich nach Haus, studieren. Ich stehe vor der Lehramtsprüfung.‘

„‚Schon hübsch lange,‘ fährt mir's heraus.

‚Ja,‘ entgegnet er einfach, ‚aber jetzt wird's ernst.

Ich will auch noch in Staatsdienst. In einem Jahr längstens bin ich fertig.'

„'Möchtest nicht auf einen Frühschoppen mit?'

„Er schwankt. 'Das war schon lang nicht. Ich möcht' wohl. Aber nein. Man kommt aus der Ordnung.'

„'So werd' ich ein bißchen mit dir bummeln.'

„Wir gehen zusammen. Erst über die sonnenhelle Ringstraße, die ihren blitzenden Tag hat. Sie ist nämlich wie eine Frau, nicht einen Tag schaut sie aus wie den andern. Ich sehe mir ihn dabei an. Er macht nicht eigentlich einen kränklichen Eindruck. Nur ein grenzenlos schwaches Individuum. Freilich sind, wie wir wissen, oft die gerade die zähesten. Er ist bescheiden, aber nicht unterwürfig. Sogar ein leises Selbstbewußtsein, wie es die haben, die sich so aus eigener Kraft durch die Welt schlagen, scheint es, hat er sich zugelegt. Das steht ihm garnicht übel. Und er spricht von allem, von seinen Studien jetzt, von seinen Verhältnissen, von alten Tagen, offenherzig, daß man sieht, wie gut ihm das Auftauen tut, ganz munter und mit einem erstaunlichen Gedächtnis. Nichts hat er vergessen. Jede Dummheit ist ihm noch gegenwärtig. Von Toten spricht er, als seien sie gestern mit ihm zu Tisch gesessen. 'Ja, wie weißt du das alles, Mann?'

„'Weil ich viel daran denke.'

„So kommen wir im eigentlichen nicht weiter. Und die Mariahilferstraße, an deren Eingang wir stehen, ist meine Schwärmerei nicht. Und ich kann auch nicht gleich für den Anfang mit ihm nach Fünfhaus rennen. Auch habe ich meine Wochenartikel zu schreiben. Und

so bleib' ich stehen. ‚Neunteufel, — du siehst schlecht aus.'

„‚Findest du?' Er war ganz erschrocken.

„‚Ja. Du müßtest dich doch einmal gründlich untersuchen lassen.'

„‚Davor fürcht' ich mich aber,' seufzte er. ‚Und wann ihr ordiniert, hab' ich doch niemals eine Zeit. Da geht mein Geschäft, außer am Sonntag. Daß ich mir den nicht verderben lassen will mit Ängstigung vorher und mit Gedanken und Kränkung nachher, kannst dir denken. Da spiel' ich, wenn ich mein Pensum absolviert hab', doch lieber mit meinem Hannsel.'

„‚Wer ist das?' forschte ich ganz unbefangen.

„‚Das ist,' und er leuchtete auf vor innerer Freudigkeit, ‚das ist mein lieber, lieber Bub. Du, der ist . . .'

„Da hätt' ich nun bald was Schönes angestellt. War der erst einmal bei seinem Buben und dessen Eigenschaften, so konnt' ich ihm getrost bis Fünfhaus hinaus zuhören. Das paßt mir nicht. Und so: ‚Wo wohnst du?'

„Er nannte mir die Gasse.

„‚Ich komme übermorgen zwischen zwölf und eins zu dir. Dann kannst mir den Hannsel aufführen. Dann will ich dich abklopfen, und du richtest mir alles zur chemischen Untersuchung her. Du weißt doch, was man braucht?'

„Er wußte es. Und wir sind auseinandergegangen.

„Übernächsten Tag gehe ich hinaus. Es ist hübsch weit draußen. Ein schmales Haus, drei Fenster in der Front, in einer stillen Seitengasse, der Schmelz zu.

Da wohnt er im zweiten Stock. Ich läute an. Die Frau macht mir auf und zwinkert mir listig zu, und ein Bubenkopf guckt blond und frisch aus der Küche. Neunteufel kommt mir entgegen, und ich trete in das eine Zimmer und habe meine Augen nach meiner Gewohnheit natürlich überall. Es ist sehr groß, sehr freundlich und ganz wohnlich und sehr hell. Viel hübscher und anheimelnder, als ich mir's gedacht hätte. Sauber, daß es sauberer schon nicht möglich ist. Die Fenster sind großmächtig und gehen nicht auf die Gasse, sondern, wo es hübscher ist, in einen sehr tiefen und grünen Garten. Hinter dem zweiten Fenster ist ein Vorhang von grünem Wollzeug gespannt und ganz malerisch und gefällig in Falten gelegt. Da haben sie geschlafen. Und das erste Fenster steht sperrweit offen. Da ist so ein großes Blumenbrett aufgestellt und ist voll mit blühenden Blumen. Und um ein Gitterwerk ranken sich Efeu und sonst Schlingpflanzen, und innerhalb des Gitters sind eine Menge von allerhand Vögeln, und sie haben wieder viel Grünes bei sich, und sie zwitschern und wirren durcheinander, und einer singt und einer schreit, daß man ordentlich schwindlig wird, und zwar von einem ganz lustigen Schwindel. Davor steht ein großer Schreibtisch mit Büchern und mit Kollegienheften darauf.

„Er lächelt fein, wie ich so dastehe und mir eine gute Weile das Ganze anschau', und hat seine Freude mit meiner Verwunderung. ‚Nicht wahr, das ist ein guter Einfall?‘ sagt er mit seiner bescheidenen Zufriedenheit.

„‚Gewiß. Allerliebst ist das.‘

„‚Ja — und weißt du, das ist mein Wecker.‘

„‚Dein Wecker? Wieso?‘

„Er reibt sich die Hände — und ich seh' ihn noch vor mir, so stillvergnügt — und sagt dann: ‚Ich schlafe nicht gut. So sehr leise schlafe ich und träume immer übel. Auch muß ich manchmal, wenn es viel zu tun gibt oder zu Ende der Semester, für mich bis tief in die Nacht hinein arbeiten und möchte den Morgen wieder nicht verpassen. Meine Frau aber müdet sich mehr mit den Armen ab, wie ich mit dem Kopf, und schläft also gut. Wie es nun einmal hell wird, fangen die dort an, erst mit Piepsen und Zwitschern und Rufen, bis sie ihren lustigen Spektakel machen, und sie rufen mich zu sich. Alsdann studier' ich bis dreiviertel acht, wo ich zu einem Fabrikanten in Mariahilf muß, seinen Jungen noch einmal prüfen und drillen, ehe er zur Schule geht, weil in dem seinen Kopf sich nichts über Nacht halten will. Weißt du, ich hab' jetzt Gottlob lauter schöne Häuser. Und wenn ich müde bin, weil ich das Studieren nicht mehr lang aushalte, so sehe ich dem Vogelzeug zu und raste mich so aus.‘

„Nervöse Schlaflosigkeit; Neigung zur Anspannung; überanstrengter und nicht mehr zu frischer Geist, der leicht ermüdet, notier' ich mir in Gedanken. ‚Du leidest wohl viel an Kopfschmerzen?‘ frag' ich.

„‚Eigentlich schon. Manchmal so sehr arg, daß ich mich auf der Straße fürchte vor jedem Wagen, ob er mich nicht überfahren will. Aber nicht wahr,‘ bat er, ‚mit meinen Vogerln hängt das nicht zusammen? Ich bin die gewöhnt von Haus, von Ebensee. Du, das ist dort so hübsch, an einem Sommerabend, wenn's nicht

gerade regnet, und ein Bauer hängt neben dem andern, Wand an Wand, und jeder zeigt, was er kann, und will's ordentlich besser machen wie der Nachbar. Sie heitern mich auf, und ich könnte nicht sein ohne sie und das Stückerl Natur um mich. Ich bitt' dich, wo man doch nicht aufs Land kommt — was hab' ich sonst von ihr?'

„,Deine Vogerln, überhaupt alles darfst du behalten, was dir Spaß macht.'

„Ich nehm' ihn also vor. Es ist eigentlich alles so in Ordnung, nur eben minder leistungsfähig, daß eine chemische Untersuchung beinahe überflüssig erscheint. Sie hat auch wirklich nichts ergeben. Trotzdem nehme ich mir vor, sie zu machen, schon um wiederkommen zu können. Denn es gefällt mir da, und die Menschen fangen mich zu interessieren an. Ihr könnt' mich meinetwegen dafür auslachen, wenn ihr wollt."

„Mach' weiter," knurrte Karrner und sah nach der Uhr, „und spekulier' mir nicht auf Komplimente. Ich hab' heute Zeit."

„Also, ich teile den Befund der Frau mit. Er sei eben nur schwach und müsse sich etwas Schonung gönnen. Man könne so steinalt werden. Freilich sei auf vorsichtige Kräftigung hinzuarbeiten. Zu Mittag und abends ein Glas guten Wein, der ja bei uns noch erschwinglich ist, und wenn sie es dahin bringen könnte, daß sie nächsten Sommer an einem recht warmen See, vielleicht einem der Kärtner Seen, mit ihren vergleichsweise wohlfeilen Lebensbedingungen, sich aufhalten könnten, so wäre das nur sehr nützlich und unbedingt von Wert.

„‚Das wird sich nicht machen lassen,‘ meint sie resigniert. ‚Ich möcht' selber einmal fort von da für eine Zeit. Aber schon die Fahrt macht das sündteuer. Und wir können das bisserl Verdienst nicht auslassen, das man da in Baden oder Vöslau mit Nachprüfung oder mit Vorbereitungen hat. Ich bitt' Sie, Herr Doktor, mein Mann sagt so immer, er ist der reine Betrüger: er lebt von der Dummheit seiner Nebenmenschen.‘

„‚Die beiden Orte wären gleichfalls zu empfehlen. Besonders Vöslau.‘

„‚Sie sind aber gar zu teuer. Und meinen Sie, er geht mir hin, Herr Doktor? Dring' ich in ihn, so wird er mir nur nachdenklich und ängstlich und findet allerhand Symptome an sich, wo ich zu Tod froh bin, daß er über sich nicht grübeln tut. Er war immer so, wie er ist, eher schlechter. Da müßten Sie schon mir oder dem Hannsel eine Krankheit aufdisputieren. Besser dem Hannsel. Denn ich kann ihn nicht anschwindeln; aus mir kriegt er alles heraus. Und er glaubt's nicht einmal von mir.‘ Und sie lachte mit ihren wunderschönen Zähnen, so Zähnen, die man recht gern in recht was Gutes einbeißen sehen möcht'.

„Das Frauenzimmer mußte wahrhaftig einmal hübsch gewesen sein. So von dem gesunden und guten Wiener Schlag. Und tüchtig war sie wohl. Denn alles in der kleinen Wirtschaft war wohlbestellt, und sie trug gerade die Teller fürs Mittagessen in die Stube — eine Passion, sag' ich euch. Man hätte sich gleich einladen mögen. Wie die geblänkt haben, und die Küche, die gerade offen steht, war eine Putzstube, und der Junge war sauber und adrett und gibt mir ruhig

seine Hand und sieht mich dabei an und ist ganz zutunlich und ist gar nicht verschüchtert oder ärmlich, sondern ein rechter fröhlicher Bursch, den man lieb haben darf.

„So bin ich denn öfter gekommen. Ich habe damals einen reichen Weinhändler in der Nähe zu behandeln gehabt, den man immer nur für nervös gelten lassen wollte, und der sich schon längst den Blödsinn an den Hals gesoffen hatte. Da heißt's schwindeln! Weil mir aber Art und Entstehung seiner Krankheit einiges Vertrauen in seine Ware eingeflößt hat, so habe ich bei ihm eine Partie guten Österreicher für meinen Neunteufel gekauft und hinüberschicken lassen. Nicht als Geschenk. Der Mann hätte sich nichts schenken lassen und hatte es ja auch allem Anschein nach nicht eben nötig. Aber ich bin öfter hinüber auf ein Glas, und dann haben wir geplauscht, und der Bub war dabei still, klug und wohlerzogen, ohne Aufdringlichkeit und ohne Scheu, daß ihn sein Vater überall und jeden Augenblick hätt' aufführen können als Muster seiner Erziehungsmethode. Es waren nämlich stille Leute. Und die haben sicherlich immer stille Kinder. Und so eine leise Zufriedenheit, so ein Sichbegnügen mit seinem Schicksal war über ihnen und ein Vertauen in das Leben, wie ich's nicht bald wo gesehen habe bei immerhin kleinen und beengten Verhältnissen. Einmal sag' ich's ihm gerade heraus. ‚Das ist mein Werk, und meine Frau habe ich mir dazu erzogen,' lächelt er.

„‚Und — hast du denn eigentlich Grund dazu? Es ist doch immerhin ein unsicherer Erwerb, das Stundengeben.'

„‚Ja, das ist es,‘ seufzt er. ‚Aber, ist deiner so viel sicherer? Am Ende, so gut es immer Kranke geben wird, die gesund sein wollen, wird es immer Dummköpfe geben, die doch ins Gymnasium gehn. Man kennt mich, und man sucht mich. Es ist immer gegangen, und wir haben schon erspart für den Buben und seine Ausbildung.‘

„‚Was willst du mit dem tun? Es ist ein kräftiges und gewecktes Kind,‘ lobte ich.

„‚Das ist er. Er soll studieren.‘

„‚Muß denn das sein? Warum nicht einen andern bürgerlichen Beruf, der an die Opferwilligkeit der Eltern nicht so große Ansprüche stellt?"

„‚Weil man dann mehr aushält, wenn man was gelernt hat. Und ich werde doch wohl bald fertig und in fester Stellung wo auf dem Land sein. Ich will gar nicht nach Wien. Und deshalb und weil ich's nun schon erwarten kann, so folg' ich dir nicht mit Kärnten und dem Sommer.‘

„‚Wenn dir aber etwas zustieße, Neunteufel?‘

„‚Auch dann, glaube ich, ist für die beiden Hannseln, den Arbeitshannsel und den Spielhannsel, gesorgt. Aber wie? Kann ich dir nicht sagen, nicht einmal meine Frau weiß es, und du würdest vielleicht lachen darüber. Aber, ich habe einen Talisman für sie.‘ — —

„Einmal, das letztemal diesen Sommer, das ich bei ihnen war, kommen wir auf seine Ehe zu sprechen. Es war eine ganz einfache Geschichte. Sie hatten auf demselben Gange gewohnt. Er gefiel ihr zu einer Zeit, da er sie noch kaum beachtet. Wie etwas Besseres erschien er ihr. Er aber? ‚Ich bitt' dich, wo hätt' ich

an so etwas denken sollen? Was aber ein Mädchen ist, das denkt immer daran.' Er war erkrankt. Und in seiner Hilflosigkeit und in seiner Armleutefurcht vor dem Spital überkam ihn zuerst in seinem Leben die Angst vor der verlorenen Einsamkeit in der großen Stadt. Während seiner Krankheit hatten sie und ihre Mutter sich so wunderhübsch gegen ihn benommen, seiner gewartet, um ihn gesorgt, nicht anders, als wäre er ein nächster Angehöriger. Besonders dem Mädchen, das damals noch in einem Geschäfte seinem Erwerb nachging, war das eben nicht leicht geworden; aber kam sie zu Mittag oder nach Feierabend noch so abgehetzt nach Hause, so fand sie immer noch einen Augenblick Zeit und ein Lachen oder einen harmlosen Spaß, der ihr zugetragen worden war, übrig für ihn, bis er sich den ganzen, stillen und eintönigen Tag auf das Weilchen freute, für das sie bei ihm erschien. Im keimenden Kraftgefühl des Genesenden waren die Beziehungen inniger geworden; und endlich fragte er sie, wie er nur seinen Dank für so viel Freundschaft und Güte erstatten könne. Ja, das könne er wohl, wenn er sie unterrichten wolle. Was man in der Schule lerne, das vergesse man bald. Nicht einmal ordentlich schreiben könne sie; sie sei so grenzenlos dumm. So kam sie jeden Morgen und lernte: sie gaben sich beide alle Mühe. Unmerklich, im Plaudern und mit hingeworfenen Bemerkungen, die sie in einem rührend getreuen Gedächtnis aufbehielt, erzog er sie sich. Und dem war wirklich so. Was den entschiedensten Männern nicht immer gelingt, ihm, in seiner immer gleichen Stimmung, die keine Übellaune kannte und niemals einen

anderen das entgelten ließ, was ihm selber nicht nach Wunsch ausgegangen war, in jener Milde, die stets freundlich sein ganzes Wesen durchhellte, ihm war es geraten: er hatte sich seine Frau nach seinem Ebenbilde erzogen. Dann war sie einmal ganz traurig gekommen; die Mutter zog aus, und da mußte der Verkehr zwischen ihnen wohl ein Ende haben. Und da, in der letzten Rechenstunde, die er ihr erteilt, gab er ihr ein ganz verwickeltes Exempel.

„‚Hannsi — ein Mann hat im Durchschnitt der letzten Jahre so und so viel verdient. Wenn er nun heiratet — wie muß man sich das einteilen, damit man auskommt und sich keinerlei Verlegenheiten ergeben?‘

Sie sah ihn erst starr an, eigentümlich stutzig. Dann machte sie sich mit einem sonderbaren Eifer darüber. Endlich stand der ganze Etat in ihrer wunderschönen, etwas steifen Schrift vor ihr. Sie überflog ihn mit einem leuchtenden Blick, der dann zu ihm herüberzitterte, um sofort wieder zu sinken, und verkündigte mit ihrer kräftigen Stimme das Ergebnis.

„‚Geht's, Hannsi? Denn es kann ohne besondere Glücksfälle nicht mehr werden.‘

„‚Es geht, Herr Neunteufel!‘

„‚Ist alles in Rücksicht gezogen, was man voraussehen kann?‘

„‚Alles, Herr Neunteufel,‘ entgegnete sie mit plötzlichem leisem Erröten, doch ohne jede Spur von Ziererei oder Verlegenheit.

„‚Und es stimmt? Nach bescheidenen Gewohnheiten, aber Wiener Preisen und Lebensbedingungen?‘

„‚Ja.‘ Und sie sah ihn voll und ehrlich an.

„‚So wollen wir das Exempel einmal am Leben probieren. Willst, Hannsi?‘

So hatten sie sich verlobt. Nicht lange darauf war die stille Hochzeit. Seinen Talisman besaß er schon damals. Es war das einzige Geheimnis, das er je vor seiner Frau gehabt. Sie ahnte etwas und fragte nicht: sie hatte sich daran gewöhnt, wie an etwas Holdes, doch Unerforschliches, das über ihrem Leben schwebte.

„‚Ob sich die Rechnung immer bewährt habe,‘ fragte ich.

„‚Im ganzen schon, wenn auch nicht immer völlig glatt. Und jetzt kommen ja erst die guten Zeiten. Sie war eben umsichtig und‘ — er lächelte wieder sein gutes Lächeln — ‚mit Liebe gemacht. Und bald wird's doch gar hübsch sein. Weißt du, bis ich meine Prüfung hinter mir habe. Die Aussichten für Philologen sind gut, und sie müssen sich selbst an großen Gymnasien mit ungeprüften behelfen. Und ich werde also sehr bald definitiv sein. Eigentlich bin ich ihr schon den Titel schuldig. Wie schon Weiber sind — ich glaube, sie wird erst dann vollkommen glücklich sein in einer hübschen, kleinen Stadt, wo alles sie kennen und grüßen wird. Ich will nach Cilli.‘

„‚Nach Cilli? Warum denn gerade dahin?‘

„‚Mir gefällt der Name. Meine Mutter hat so geheißen. Und ich muß mich tummeln.‘

„Immer diese Prüfung, an die ich nun nicht einmal glaubte. Aber es ist immer noch gut, wenn sich der Mensch was vornimmt und meinetwegen sein Cilli in

den Kopf setzt. Sonst und unter solchen Umständen versumpft er.

„Bald darauf bekomme ich einen Antrag von der Sorte, die ich gerne habe. Ich soll einen reichen Mann, der beständig ärztliche Aufsicht braucht, auf eine große Reise begleiten. Das ist angenehm; man sieht ein gut Stück Welt viel nobler, als es sich unser einer vergönnen kann. Für seine Blätter schreiben kann man dabei auch, und man erspart sich dabei immer ein gutes Stück Geld. Ich muß mich so rasch entscheiden, daß ich nirgends, auch nicht bei Neunteufels, Abschiedsbesuch machen kann. Erst vor sechs Wochen bin ich zurückgekommen. Aber gedacht hab' ich unterwegs in Nizza und in Kairo, und wo wir waren, oftmals an ihn, wenn mir mein ziemlich ungebärdiger Patient eine Weile für mich ließ."

Doktor Lorensen machte eine Pause und sah ins Leere. Alsdann sog er an seiner längst erloschenen Zigarre und trank ein Gläschen Kognak mit stiller Andacht und innerer Befriedigung.

„Nun — und was war mit deinem Patienten?" rief Göbel ungeduldig. „Ich möchte doch fort."

„Halt' ich dich denn?" spöttelte Lorensen überlegen.

„Weiter, mach' einmal weiter," drängte auch Karrner. „Man hat doch auch noch anderes vor auf der Welt."

„Also," hub Lorensen wieder an, „ich komme heim. So recht müd' und voll von der Reise war ich. Denn sie war wunderschön. Und Fausts Zaubermantel — wißt ihr, ich glaube, das ist überhaupt nur eine Um-

schreibung für das teufelsmäßig viele Geld, das ihm Mephisto zur Verfügung gestellt hat. Heute mindestens hat ihn jeder, der sich's leisten kann. Ich will mich die ersten Tage gründlich ausfaulenzen, von allem und besonders von meinem Kranken, der einem immer einen Streich spielt, wenn man nicht sehr aufpaßt. Da meldet mir die Hausmeisterin, eine Frau sei die letzte Woche, seitdem man mich zurückerwartet, öfter dagewesen und werde auch heute wieder kommen. Ich fluche ein wenig; aber ich denke mir gleich, wer kann das sein, und gebe mich also in mein selbstverschuldetes Schicksal. Richtig — es ist die Neunteufel. Sehr aufgeregt. Ihr Mann ist krank, schon lange krank, wird immer schwächer, regt sich auf, wenn man einen Arzt holen will, und sie ist endlich in ihrer Herzensangst um mich gelaufen und wieder gelaufen, bis sie mich glücklich gefunden hat.

„Mit dem Ausrasten ist es somit nichts. Ich gehe gleich mit. Er hat sich schwer erkältet und sieht elend aus. Wie lang das schon dauert? Seit Winters Anfang. Ich untersuch' ihn — da ist eine große und allgemeine Schwäche, eine Müdigkeit in allem. Jeden Abend kommt etwas Fieber. Eben nur etwas, nicht einmal viel, aber für ihn und seine Konstitution ist es gerade genug. Zu tun ist da nichts. Die Maschine ist eben gründlich abgenützt; zu gut konstruiert war sie nie und hatte immer mehr leisten sollen, als sie eigentlich vermochte. Ihm gegenüber zeige ich keinerlei Besorgnis. Ich erzähle ihm von meiner Reise, und daß ich unter allen Umständen die nächsten Tage ihn besuchen gekommen wäre, und er hört mir mit den gewissen glänzenden Augen zu, wie ich sie bei Kindern

ganz gern, bei Erwachsenen aber schon gar nicht gern sehe. Der Frau aber sage ich schonend die ganze Wahrheit.

„So vorsichtig ich bin, sie begreift alles aufs erste Wort. Sie schreit nicht auf. Nur die Hände schlägt sie vors Gesicht und steht so, ehe sie mich in die Küche zieht. ‚So schlimm ist das mit ihm?‘ —

‚Nicht eben so schlimm, aber schlimm genug, liebe Frau!‘

„Sie reißt ihren Buben an sich, als stünde der schon unter ihrem alleinigen Schutz auf der weiten Gotteswelt, und preßt ihm dabei die Hand auf den Mund. Er begreift, duckt sich, schweigt. ‚Und da ist nichts zu machen, Herr Doktor?‘

„‚Die Natur hilft sich oftmals selber,‘ sag' ich mit einer gewissen Wut über den Gemeinplatz.

„‚Und gerade jetzt!‘ stöhnt sie. ‚Gerade jetzt, wo man sich endlich sagen kann, es ist für immer aus mit dem Elend und der Sorgerei!‘

„‚Wieso denn?‘

„‚Ja — hat Ihnen der Ferdinand denn nichts erzählt? Zum Julitermin hat er seine Prüfung gemacht. Und zwar so glänzend, daß sie ihm gratuliert haben, alle Herren von der Kommission, und er ist seit Anfang des Semesters schon im Probejahr drinnen gewesen und wäre unmittelbar danach ernannt worden.‘

„Da kam eine rechtschaffene Galle über mich. Denn nun verstand ich alles. ‚Die verrückte Prüfung! Ja, hätt' ich nicht immer geglaubt, das ist ein dummes Gerede, wie es Verbummelte eigentlich nur für sich und ihre Umgebung führen, so hätt' ich ihm den Standpunkt

schon klar gemacht. Ja — wie soll er denn das aushalten? Hat er denn für sein jammervolles Gestell nicht schon genug aufgepackt gehabt? Herumrennen bei jedem Wetter. Stiegen laufen, sich die Lunge herausreden, sich ärgern! Und wenn er dann nach Hause kommt, statt sich zu pflegen und vielleicht mit seinem Buben spielen oder nach Schönbrunn fahren und den Affen zusehn oder sonst was Nützliches tun — setzt sich der Unglücksmensch hin und stuckt und stuckt und macht seine glänzende Prüfung! Der Teufel hinein! Das ist ja Selbstmord nach allen Kategorien! Und man sieht zu, und man sagt dem Arzt kein Wort, und man hat vielleicht noch seine Freude, wie brav der Mann ist, und lobt das Mannerl. Nu ja — natürlich! Frau Professorin will man sein! Das ist gleich was anderes — nicht wahr, Frau Neunteufel? Und dann, wenn der Mann halt nicht mehr kann, dann soll man Wunder tun!'

„'Gehetzt hab' ich ihn nicht,' wispert sie demütig, wie in Selbstanklage.

„'Das behaupt' ich nicht. Aber zugeschaut hat man,' lenk' ich ein.

„'Ich hab's nicht besser verstanden. Ich hab' mir nichts dabei gedacht. Und wenn Sie nur gesehen hätten, wie glücklich er von der Prüfung heimgekommen ist, und wie wunderschön der Sommer danach war! Ordentlich übermütig ist er gewesen. Und nur ganz wenig unterrichtet hat er, und wenn ich auf die Sparkasse gegangen bin, was holen, statt, wie früher, hinzutragen, und wir Weiber sind ängstlich in solchen Sachen, und man redet einmal ein Wörtel, so hat er gelacht: Wozu

haben wir's denn, Hannsi? Und ist das nicht schön, ordentlich wie ein Rentier leben und in eine durch eigne Kraft gesicherte Zukunft blicken? Herr Doktor,' sie ermannte sich, ,daß er das noch erreicht und erlangt hat — es wird mich mein Leben lang freuen!'

„,Was wispert ihr denn noch immer?' hören wir Neunteufels Stimme, der argwöhnisch ist, wie jeder Kranke.

„,Geht dich einen Schmarren an,' brülle ich zurück, noch ganz zornig und froh, loslegen zu dürfen. ,Ich werde deiner Frau noch Verhaltungsmaßregeln geben können! Servus!'

„Und ich schlage beide Türen zu, und ich renne, so gut ich rennen kann.

„Es ist eine Bande! denk' ich mir giftig. Eine Bande ohne Einsicht oder Verstand. Aber, was schert's dich? Was regst du dich auf? Und wenn er wirklich nicht anders hätt' glücklich werden können, als durch die verdammte Prüfung, so hat er wenigstens sein Glück genossen. Ich bin nur neugierig, ob die Stimmung aushalten wird bis zum Ende. Denn so, wie er sich nicht zusammenpacken kann nach dem Süden, so ist wahrhaftig wenig Aussicht, daß man ihn durchbringt. Das weiß ich. Der leiseste Anstoß, und so etwas ereignet sich immer, und es ist aus mit ihm.

„Nun, Kinder — es hat bis zum Ende gehalten. Es war gewiß gedrückter bei ihnen, als sonst. Aber ich habe niemals jene Verstörung bemerkt, wie sie sonst der Blick in eine ungewisse Zukunft hervorbringt. Er konnte gar nichts mehr verdienen. Die Leute lebten rein von dem Gesparten, und sie lebten dabei nicht an=

ders als vordem. Es war für mich — und wenn er nur will, sieht der Arzt doch alles — keinerlei Einschränkung zu bemerken. Er hatte seinen anständigen Tisch, sein Glas Wein und was sonst notwendig war. Und dennoch keine Unruhe, nichts von jener schlimmen Angst: wir essen uns auf. Geheime Hilfsquellen konnten sie doch nicht haben. Da mußte also nur der Talisman, jener geheime Talisman im Spiele sein. Manchmal hatte die Frau rote Augen und jenes aufgeregte Wesen, das sich schon im Gang, in den Händen zeigt, fliegend, als wollten sie aus der Luft irgendeinen Stützpunkt greifen. Niemals aber vor ihm. Er selber aber bleibt sich immer gleich. Die Sonne geht immer noch nicht ganz unter für ihn. Seine Vögel füttert er oder unterrichtet seinen Buben. Dabei wird er immer schwächer. Er hat auch zu Nachmittag Fieber, und, bei seiner Herzschwäche, man weiß nicht einmal recht, was man dagegen geben darf. Ich sehe, wie die Flamme niederbrennen will, immer müder, immer tiefer. Einmal wird sie sich noch heben.

„Dann ein Zischen und Singen. Dann das Nichts.

„Mir tut das Herz weh, ohnmächtig sein zu müssen dabei. Ich gäbe was darum, wenn sich wieder ein Reiseauftrag fände, um auskneifen zu können, ehe das ganze Unheil über die tapfere Frau und den lieben Buben herniederbricht. Aber, wenn man sich so etwas wünscht, so erlebt man es gewiß nicht. Ich muß eben aushalten, bis zum Schluß.

„Das war gestern.

„Ich komme hin um die gewohnte Stunde. Er liegt

zu Bett, um sich Papiere und anderen Kram. Darin wühlt er und ordnet er hastig und hat rote Backen und ein gespitztes Gesicht. Die Geschäftigkeit! Einer, denk' ich mir, der's in sich hört: Tummel' dich! Tummel' dich! Du hast keine Zeit mehr zu verlieren. Und in seiner Stimme ist manchmal der Klang, den wir kennen, wie ein Schrei ums letzte Leben, so heiser — gellend. Und dann wieder ist sie müd' und ohne Ton, und es schnürt sich in ihr und etwas würgt daran, so eine Hand von hinterrücks, die man fühlt, und sie klemmt, und man kann sie nicht von der Gurgel kriegen. Wir wissen, was das bedeutet.

„‚Lorensen,‘ haucht er mir zu, ‚schick' mir die Frau und den Buben weg.‘

„Ich nick'. Und dann setz' ich mich und nehm' ihm den Puls.

„Jetzt furchtbar schnell, jetzt sehr langsam, schleichend, immer fadendünn. Und ich schreib' ein Rezept, und geb's der Frau — sie soll es selber in die Apotheke tragen und warten, bis es fertig ist. Etwas ganz Gleichgültiges schreib' ich auf, was nur eine gute Zeit braucht, bis man's gemacht hat. Und den Hannsi soll sie nur mitnehmen. Es ist wunderschönes Wetter, und der Bub soll was davon genießen, und ich will den Mann noch einmal gründlich untersuchen, und ich kann den Buben natürlich nicht gebrauchen dabei. Sie sieht uns ganz verdutzt und mißtrauisch an, schluckt so gewiß in sich. Aber sie geht, und wir sind allein.

„‚Lorensen,‘ und er richtet sich mühsam auf. Ich greif' ihm hilfreich zu, und ich fühle so und sehe, wie abgezehrt er ist. ‚Lorensen, ich muß dir noch was sagen.‘

„‚So sprich,‘ ermunter' ich ihn.

„‚Lorensen,‘ und er lächelt sehr klug, ‚du weißt, du hast niemals an meine Prüfung glauben wollen, und ich hab' sie doch gemacht, gelt? Und so wirst du mich vielleicht auch jetzt auslachen, und ich hab' doch mein gutes Vertrauen. Aber ich will nicht, daß meine Frau davon weiß. Denn ich hab' ihr immer alles zugehalten, was ich ihr versprochen hab'. Also: entweder sie hält mich diesmal für einen Narren, oder sie glaubt mir zu fest daran, und ich will nicht, daß sie am Ende ins Grab hinein den Respekt vor mir verliert.‘

„Ich schenkte ein Glas Wein ein. ‚Trink, aber vorsichtig.‘ Und dabei hielt ich seine Hand so, daß ich immer diesen ängstlichen Puls fühlen konnte.

„Er nahm einen Schluck. ‚Kennst du die Baronin Lehnis?‘

„‚Dem Namen nach schon.‘

„‚Bei ihr war ich Erzieher, und sie ist meine Hoffnung.‘

„Das klingt denn doch wie Sinn. Die Familie ist bekannt, sehr reich und in wirklichem Ansehen.

„Und solche Leute pflegen ja wohl etwas für gewesene Erzieher zu tun.

„‚Nämlich,‘ fängt er wieder an, ‚ich habe gerade mein Absolutorium gehabt und denke an meine Prüfungen. Da stirbt mir der Vater, und ich habe die Sorge für die Mutter auf mir, die nichts mehr arbeiten kann, so hergenommen war sie schon damals. Das hat so jetzt seine fünfzehn Jahre. Zunächst fürs Begräbnis und den ersten Anfang bring' ich ihr mein Erspartes für die Taxen und die Zeit der Vorbereitung, wo man

doch den Kopf nicht voll mit Lektionen haben darf, und dann sehe ich mich um einen besseren Verdienst um. Und da sagt mir mein Professor, der mir immer gut war und was von meiner Philologie gehalten hat, von der Stellung. Die Leute sind mit ihm verwandt; sie zahlen glänzend, freilich, leicht ist das Leben in dem Hause nicht, und es hat's eigentlich noch niemand dort ausgehalten.‘

„‚Ich will's probieren, und ich gehe hin. Du — das Haus! So was hab' ich eigentlich noch nicht gesehen gehabt! Reichtum, gut; aber alles so, wie wenn es von selber verständlich wär' und gar nicht anders sein könnt'. Erst so ein Examen beim Portier; ich muß sagen, von wem ich geschickt bin. Alsdann komm' ich zur gnädigen Frau. Sie empfängt mich im kleinen Salon. Viel Palmen und Bilder, und sie sitzt an dem kleinen Schreibtisch, und darüber hängt ihr Bild, ähnlich und schön, daß man's nicht glaubt. Ich mache meine beste Verbeugung aus der Linzer Tanzstund' und muß sie immer anschaun, wie sie da vor mir sitzt; schlank, ruhig und sehr, sehr vornehm. Ein kleiner Kopf; wenig Schmuck und eine Hand, so schön und so gepflegt, wie ich sie noch nicht gesehen habe.‘

„Sie sieht mich an. ‚Sie sind mir gut empfohlen, Herr,‘ sie sucht mit kurzsichtigen Augen nach dem Namen, ‚Herr Neunteufel. Aber Sie scheinen mir zu jung. Zu jung und zu schwach.‘

„‚Ich traue mir keine Antwort. Denn sie imponiert mir und scheint mir so sehr klug, und schon damals habe ich das Gefühl: Die Frau sagt nichts, was sie nicht unter allen Umständen vertreten kann und

will. Aber ich erschrecke, als sollte mir ein großes Glück entgehen, das ich schon so gut wie sicher gehabt, und ich fühl's, ich werde totenblaß und gleich darauf die Beschämung, daß ich mich verraten habe, so steigt mir das Blut in den Kopf.

„Sie bemerkt das. ‚Wissen Sie, Sie müssen sich deshalb nicht aufregen,‘ sagt sie ganz gütig. ‚Er ist ein böser Bube, mein Harry. Er klammert sich gern an Äußerlichkeiten. Da ist zum Beispiel gleich Ihr Name, der kommt ihm so recht gelegen für seine Witze. Es ist noch niemand mit ihm fertig geworden. Ein böser, begabter Bursch, der das ganze Haus quält und den niemand auf der Welt mag.‘

„‚Ihr Sohn, Frau Baronin?‘ frag' ich ganz verwundert.

„Sie lächelt, ich habe noch keinen Menschen so lächeln gesehen. Man möcht' ihr dafür die Hand küssen, wenn man dürfte. ‚Mein Sohn, ja! Das macht: er ist mein jüngster. Und er hat sich dadurch, und damit er nicht zurücksteht gegenüber den älteren, so manches durchgesetzt, was ihm eigentlich noch nicht zugekommen wäre, und nun meint er, erst mit Schmollen und dann mit Bitten oder lieber umgekehrt könne er durchsetzen, was er will. Und seine Erzieher wollten meist nur Ruhe haben vor ihm und haben sich mit ihm verhalten, so daß er immer meisterloser wird. Er hat keine rechte Achtung mehr vor den Herren samt ihren Titeln, denn er ist sehr klug. Seine Zeugnisse sind glänzend. Und ich glaube, wenn er einen recht lieb hätte, so könnte der was mit ihm anrichten. So peu à peu und Schritt vor Schritt. So aber — ich bin

früher gern in die Stunde gekommen, man profitiert gern was. Jetzt schon lang nicht mehr. Ich kann's nicht ansehen, es chagriniert mich zu sehr, was er mit den Lehrern treibt.'

„‚Wenn Sie's mit mir versuchen wollen, Frau Baronin,' sag' ich, so bestimmt ich nur kann, ‚so hoff' ich, in sechs Monaten Sie wieder in der Stunde zu sehen.'

„‚Sie lächelt wieder. Dann läutet sie. Der Junge kommt, gibt mir die Hand, mustert mich. Er ist hochgewachsen und auffallend hübsch; ganz blond, mit grauen, müden Augen. Und etwas gleichgültig Hochmütiges hat er um den Mund.'

„Neunteufel nahm wieder seinen sachten Schluck, ehe er weiter berichtete:

„‚Nach sechs Monaten war die Frau Baronin das erstemal in der Stunde. Was ich bis dahin ausgestanden hatte, das ahnt kein Mensch. Es hat Geduld und wieder Geduld und von der Liebe gebraucht, der man glaubt, ohne daß sie sich zeigt. Denn er war nicht eigentlich schlimm. Er hat gerne gelernt; aber nur, was ihm gepaßt hat. Bis Mitternacht hat er manchmal studiert, nur um den Nachmittag bummeln zu können und die Leute zu ärgern. Für sein Leben gern hat er sich bedienen lassen oder andere in der Arbeit aufgehalten. Da war ich so eine Art Blitzableiter, damit das Haus Ruhe hat vor Baron Harry. Er hat mir Possen gespielt nach Possen, läßt sich suchen, bis die Bedienten hinter einem tuscheln. Da heißt es vorhersehen und abwehren und zwar so, daß es andere nicht merken, und er nicht zu sehr beschämt ist. Denn

sonst trotzt er Wochen, und man darf ihm keinen Schritt entgegentun, sondern muß warten, bis er zu sich und zu einem kommt. Das ist gegangen — freilich sehr schwer. Und wenn er einmal in seinem Hochmut und seiner Eitelkeit in der Schule eine rechte Dummheit angerichtet hat, so muß man das so einrenken, daß ihm jede Bloßstellung und sogar jedes: ich danke, erspart bleibt. Und er muß immer in sich wissen: du tust es aus Liebe zu ihm und nicht ums Geld. Denn dieser Junge, der tut, als läge ihm an der ganzen Welt nichts, der will im Grunde von aller Welt lieb gehabt sein.

„‚Es dauert, ehe man das alles begreift und auch in der Tat durchführen lernt. Dann geht's und wird mit jedem Jahr besser. Ein Lamperl mit Mascherln ist er natürlich nicht geworden. Immer war er noch manchmal frech gegen die ganze Menschheit. Der alte Erziehungsfehler; das sieht bei Kindern häufig wie Witz aus, und man lacht darüber und weiß nicht, was man damit anstellt. Aber es ist langsam zutage gekommen, was für ein grundguter und nobler Bursch er im Kern ist. Und wenn ich der Baronin so etwas erzählen konnte, oder sie hat selber wieder einmal zugehört und hat sich im Weggehen umgedreht und sagt mir mit so einem Leuchten in den Augen, das Harry von ihr gehabt hat: ich danke Ihnen, Herr Neunteufel, so war mir der Tag besser wie ein anderer, und sogar mein Name hat mir gefallen, von ihr ausgesprochen. Ich habe viel gelernt in der Zeit.

„‚Endlich — er hat maturiert. Natürlich glänzend. Und ich kann sagen: die letzten Jahre habe ich bei ihm gegolten, was ich wollte. Und das ganze Haus

hatte nicht so viel Einfluß auf ihn, wie ich. Wie ich das gesehen habe? Zum Beispiel, ich mache einmal meinen Abschiedsbesuch vor den Ferien, und er kramt so verlegen. ‚Wollen Sie etwas, Harry?‘ ‚Da — ich möcht Ihnen was schenken‘, und gibt mir ein hübsches Bronzefigürchen, ‚das hat Ihnen zuerst gefallen auf meinem Tisch. Und das hab' ich mir gemerkt, und ich darf's Ihnen geben und muß nicht erst Papa oder Mama um das Geld bitten.‘ Das hat mich gefreut, und ich hab's noch. So freut einen wohl sein Arbeiten. Ich mache meinen letzten Besuch. Da sagt mir die Baronin: ‚Herr Neunteufel,‘ sagt sie, ‚Sie haben mehr geleistet, als Sie versprochen haben.‘

„‚Ich spür's, ich werde ganz rot, und ich bücke mich über ihre Hand und küsse sie.

„‚Herr Neunteufel — und das ist mit dem Gelde nicht bezahlt. Hier meine Hand: Sie haben mir aus meinem liebsten Sohn einen Menschen gemacht. Und wenn Sie meiner jemals bedürfen, so besinnen Sie sich keinen Augenblick, sondern kommen Sie zu uns frank und ungeniert.‘ Neunteufel hielt inne.

„‚Und bist du noch in Beziehung mit dem Hause?‘

„Er nickte. ‚Ja. Immer zu Neujahr schreib' ich ihnen, und immer antwortet mir die Baronin gleich herzlich. Und zu Harrys Geburtstag bin ich immer geladen, und die Equipage holt mich und bringt mich, und sie alle sind zu mir, als wäre ich gestern aus dem Haus und nicht schon vor langen Jahren.‘

„‚Und hast du dich jemals an sie gewendet?‘

„Er verneint sehr entschieden. ‚Manchmal, wenn's sehr schlecht gegangen ist, hab' ich wohl daran gedacht.

Zum Beispiel, wie mein Hannsi gekommen ist. Gerade im Sommer, in der schlechten Zeit, und wir hatten noch nicht viel gespart, und die Frau war so viel krank, und das hat mehr gekostet, als ich erschwingen konnte. Da wollte ich sie zur Patin bitten. Aber ich hab' mir's überlegt. Ich bin lieber zu einem Freunde, einem Advokaten, gegangen; der hat mir Arbeit gegeben, und ich habe die Nächte durch für ihn geschrieben. Denn so etwas spart man sich doch für die letzte Not und verschleudert es nicht mutwillig und vor der Zeit. Und so, wenn ich geglaubt hab', es will nicht mehr weiter, so hat man sich einen Termin gesetzt, bis wohin man aushalten will, und hat sich da durchgefrettet, und dann hat sich immer wieder ein Lückerl gefunden, durch das man hat schlüpfen und sich den sauern Weg zu Lehnis ersparen können. Jetzt aber — Lorensen, wenn du spürst, es geht mit mir zu End', aber auch erst dann, so schreibst du der Baronin — ja, Lorensen?'

„Ich sehe mir ihn an. Es fliegt so manchmal ein grauer Schimmer über sein Gesicht, und der Atem geht stoßweise, und der Puls versickert mir zwischen den Fingern. Und ohne ein Wort setz' ich mich an den Schreibtisch: ‚Diktier' . . .

„Dann ist Ferdinand Neunteufel in ein bitterliches Weinen ausgebrochen. Er beruhigt sich schwer und diktiert:

‚Verehrte Frau!

Ein Sterbender sagt Ihnen Dank für alles. Dank dafür, daß Sie ihm das Gefühl verliehen haben, als sei er, sonst ein ziemlich einsamer Mensch, der nur weni=

gen Menschen etwas sein konnte, Ihrem Hause etwas gewesen und also nicht gänzlich verloren in dieser so sehr großen Welt, sondern er habe einen Rückhalt in Ihrer, wenn auch noch so sehr unverdient ihm zuteil gewordenen Güte. Dank für alles, was Sie an seinen Hinterbliebenen tun werden, für die er sorgen, die er aber durch Schuld seines frühen Todes nicht versorgen konnte. Seine Frau und sein Kind seien Ihnen empfohlen, damit man ihr vielleicht ein Geschäft einrichten könne, damit sie tüchtig und arbeitsam sich ernähren und den Jungen erziehen könnte. Er hat nichts anderes für sie ersparen können, als den Trost und die Hoffnung Ihrer Hilfe, die sich, wenngleich niemals in Anspruch genommen, an ihm so wundersam bewährt hat, und küßt Ihre Hand als

Ihr sehr dankbarer Ferdinand Neunteufel.'

„Ich bin fertig und halte ihm das Blatt hin. Er unterzeichnet mit verzerrtem Gesicht und doch bemüht, daß kein Tropfen darauf fällt. Es ist doch einer darauf gekommen. Er sieht's ängstlich: ‚Das macht wohl nichts, das macht wohl nichts.' Und leidenschaftlicher: ‚Ich dank' dir für alles', und nimmt sich zusammen, denn die Tür geht, und Frau und Bub kommen eben zurück.

„Ich selber habe mir den Brief abgeschrieben, bevor ich ihn rekommandiert zur Post gab.

„In derselben Nacht ist er gestorben.

„Ich war darauf gefaßt und bin also so zeitig hinaus wie nur möglich. Es ist ein Wirrwarr. Und das Kind hat so entsetzte Augen, wie sie nur Kinder haben,

denen etwas Unbegreifliches, Gräßliches entgegengetreten ist. Und ein großer Jammer war.“

„Und der Talisman?“ fragte Göbel.

„Und eben fährt ein Wagen vor, und eine Dame kommt herauf und gibt der Frau, die sie noch ängstlich und fremd ansieht, die Hand und küßt den Buben und klagt mit: „Der arme Neunteufel, der arme Neunteufel!‘

„Und der Talisman?“ forschte nun auch Karrner ungeduldig.

„Ich glaube, der wirkt recht, wie er wirken soll. Er hat sich doch an dem bewährt, der ihn besaß und so durch ein Leben an ihn geglaubt hat, und mir scheint, er wird seinen Erben erst recht frommen.“

Lorensen faltete das Blatt, daraus er den Brief vorgelesen, zusammen und schlug an sein Glas: „Kellner, zahlen!“ Dann kicherte er in sich hinein. „Dürft ihr heute, für die Unterhaltung,“ und mit schwankenden Beinen und ungleichen Schritten verschwand er …

Die Mühle von Wranowitz

Erst war der Mond hinter den Bäumen gestanden. Ganz tief und schwach. Denn es wollte nicht völlig erdunkeln. Und in der Welt war eine große Abendhelle voller Ahnungen. Die stritten mit seinem Licht und umhingen die Himmelsräume mit einem geisternden Nachglanz.

Der schwand endlich, und der Mond schob sich sieghaft höher. Seine sehr schmale Sichel glomm, scharf umrissen, ganz im Blauen. Unter ihrer Rundung, vereinsamt, glühte mit grünlichem Schimmer ein allerhellster Stern. Das sah sich an, wie ein wundersames und glitzerndes Geschmeide der Nacht.

Die sehr schwarzen Schatten wanderten. Sie räkelten sich mächtig und wollüstig über die Wiesen, durch deren hohes Gras weiße Blütensterne vorschimmerten. Die Wipfel wisperten den Gestirnen zu. Über die Bäume fuhr der Nachtwind. Er zupfte mit schmeichlerischer und spielender Hand an ihnen. In warmen und weichen Stößen wiegte er sie, bis jedes Blatt in sehnsüchtiger Schwingung erzitterte. Man ward müde und schwindelig, sah man lange darauf hin, so einschläfernd und so voll matter Süßigkeit waren dies Rauschen und diese Bewegung.

Eine Saalweide hauchte ihren schwülen und aufreizenden Duft durch die Schwüle. Das rührte an die Sinne. Ihr mattgraues Laubwerk glänzte wie übersilbert. Ihre langen und schlanken Zweige hoben und senkten sich in rhythmischer Bewegung, und ein wunderlicher Schattentanz taumelte über den Boden. Der Fluß, ganz überhangen von schattenden Haseln, daß man ihn nur erst im Fernen aufglitzern sah, rauschte vernehmlich durch die Stille und gluckte den Ufern entlang. Ein Röhrbrunnen sang. Mit surrenden Schwingen und torkelndem Zickzackflug huschten Fledermäuse und große Nachtschmetterlinge durch das Dunkel.

Um den Rohrbrunnen war ein Gekicher, das sich hell und jubelnd und voll junger Lebenslust aufschwang. Oder ein Kreischen erhob sich. Die Mägde holten Wasser, und eine hielt lachend die Hand so unter das vorschießende Wasser, daß die Nachbarin in der Reihe tüchtig bespritzt ward. Das gab endloses Gelächter. Und, wenn sie sich mit den schweren Krügen entfernten, so sangen sie slawische Lieder in Moll und voll grundloser Trauer. Dies alles aber verwob sich in eines mit den Nachtgeräuschen zu einem Lied, dessen Worte unverständlich blieben, dessen Weise aber mächtig aufregte.

Eine schrille Stimme: „Hanka!"

„Gleich. Gleich. Gleich," eintönig gesungen als Responſe.

Ein Fenster klang im Schließen. Und es war völlig still im Schloß, das schwarz und massig, von einem Uhrturm überhöht, in die Nacht trotzte, und im Park, darin nur noch die Glühwürmchen ihren gespenstigen

Reigen tanzten. Denn das leise Wehen hob sie empor, und gleich verirrten Sternenfünkchen schwankten sie durch das sehr dunkle Laubwerk.

* *
*

„Die Nachtluft könnte mir schaden," hatte der junge Baron Friedrich Branicky auf Wranow gedacht, als er das Fenster schloß. Denn sie war feucht und schlug sich ihm auf die empfindliche Brust. Feucht von den vielen Wassern, über die sie wehte, feucht und geschwängert vom Duft des Taues auf zitternden Gräsern.

Wie konnt' er nur daran vergessen! Es war ihm doch oft genug und eindrücklich eingeschärft worden, wie sehr er sich in acht zu nehmen habe. Und er tat's doch sonst auch. Nur heute war ihm so gar weich ums Herz geworden. Und die Laute um ihn, die sich suchten, die zu ihm stammelten und sich einigen wollten zu einer Sprache, die ihm vertraut waren von Kindesbeinen, deren Sinn ihm aber entflogen war, hatten einmal die immer sorgende Stimme in ihm übertönt.

Und überhaupt: was war das für ein Leben, auf das man immer so achten mußte? War es nicht klüger, man genoß es einmal tüchtig und kümmerte sich den Teufel um das, was hinterher kam und doch nicht aufzuhalten war? Denn zu helfen war ihm nicht. Er wußt' es, wie arg sich der Wurm schon in ihn verfressen hatte. Und sie alle, die ihm Hoffnungen machten, belogen ihn und ganz ohne Sinn. Wie gemein das war! Wie niederträchtig gegen ihn, der doch am Ende seiner Eltern rechtes Kind war, so gut wie der dicke

Wenzel, der Majoratsherr, und der Raufer Franz, der Oberleutnant bei den Windischgrätzdragonern. Und nur, damit er nicht vorm guten Ende noch dumme Streiche mache, spielten sie mit ihm diese nichtsnutzige Komödie, und er war durch das ewige Getue um ihn blödsinnig und versimpelt genug, um da mitzuspielen, statt ihnen allen einmal seine Meinung gründlich ins Gesicht zu speien. Speien, jawohl! Und daß sie zu wischen hätten danach!

Aber — sie heuchelten ja nicht einmal mehr, fiel es ihn plötzlich an. Sonst hätten sie ihn doch nicht hierhergeschickt, in ihren vernachlässigtsten Besitz, in dieses Schloß inmitten von Wäldern, das gerade für ihn sicherlich kein Aufenthalt war. Es lohnte nicht mehr, Geld an den Verlorenen zu wenden. Die anderen freilich, die durften springen lassen, so viel sie nur wollten. Mit Pferden und mit Mädeln. Die konnten reich heiraten. Bei ihm aber — schad' um den Groschen, und sehen sollt' er, wie wenig mehr an ihm gelegen war. Das hatt' ihn bedrückt. Die ganze Fahrt, erst auf der Eisenbahn, dann auf der Britschka durch das hügelige und sacht zu Höhen sich steigernde Land. Das ließ ihn der Heimat nicht froh werden, die er so lange nicht gesehen. Er betrat ihren Boden doch nur, damit ihn der bald und gütig bedecke.

Und was für ein Sterben mußte das werden! Ganz allein und ohne jede Gesellschaft. Tagsüber so recht ungestört in sich horchen können und vergleichen, um wieviel schwächer und sehnsüchtiger man geworden war seit der Nacht. Und zu Abend die endlosen Tarokpartien mit dem hochwürdigen Herrn, der so barm-

herzige Gesichter schnitt bei jedem Fehler, und dem Verwalter, der in Ehrfurcht erstarb äußerlich vor dem jungen Herrn und im Innern fluchte wie ein Fuhrknecht, und dann zu Hause vor seiner dicken und dummen Baruschka mit jedem gewonnenen Kreuzer protzte: „Wer was kann, dem tragt's. Und ich kann's, und ich bin einer. Ein ganz ein Geriebener bin ich.“ Er sah die groben, braunen Hände, die so gierig sich über jeden Gewinst krümmten, des einen; den großen Amethystring an der Hand des Pfarrers; hörte sie schon pflichtschuldigst Duett lachen, heiser und gröhlend den, und wohlgeölt diesen, bei jedem Scherz, den er etwa riskierte. Warum hatte ihm das vordem Spaß gemacht, wovor es ihn nun schauderte? — Ja — da mußte man sich nicht denken: der wird dich versehen, und der wird telegraphieren, wenn es einmal so weit ist ...

Dann wird sich das alte Schloß füllen mit hochadligen Gästen samt der durchlauchtigsten Großmutter. Und viele Glocken werden läuten, und seine Partner werden wirklich traurig sein, weil die gute Wurzen tot ist. Und darum wird der Herr Dechant seine Tugenden innerlich bewegt rühmen, und wie echt christlich und ergeben er sein Schicksal trug. Hat sich was mit der Ergebung!

Er öffnete sämtliche Türen, damit er das Schrillen der Klingel höre, die er dann ungeduldig gezogen. Nun zetterte sie fern und zornig. Man brachte ihm Licht und fragte nach seinen Befehlen. Nein — er wünschte nichts für die Nacht, und Hunger hatte er durchaus nicht. Ob er nicht ins Stöckel hinüber wolle? Die Herren würden sich's unendlich zur Ehre rechnen. Er

mußte lachen. Nein — heute noch nicht. Aber was für stupide Gesichter die Leute hier allesamt hatten!

So dumm-devot und so eingebildet.

Und das Zimmer hätten sie ihm auch nicht herrichten müssen. Es war so schrecklich groß mit dünnen, spinnebeinigen Empiremöbeln, die es so gar nicht füllten. Aber freilich — es war das einzige zu ebener Erde, das nach Süden ging und das die Sonne recht durchwärmen konnte. Aber da hatte immer die vierte Parze gewohnt, wenn sie sich einmal zu Besuch bei ihnen herabließ, die hochfürstliche Großmutter, vor deren farblosen Augen, die rund und herrisch wie die einer Eule im runden, bleichen Gesicht standen, er sich immer gefürchtet hatte. Denn nur ihren Willen kannte das ganze Haus. In ihrem Strickbeutel, den sie nie von sich ließ, schlummerten die Lose, die da die Laufbahn der Enkel bestimmten und ihr Geschick. Er hatte etwas Unheimliches, Unergründliches an sich.

Und keiner wagte einen Widerspruch. Es gab das nicht, und sie hätte so was niemals verstanden, wenn sie erst so gütig gewesen war, ihre Absichten mitzuteilen. Hier hatte sie ihn zum Studium verurteilt. Er wußte wohl, er tauge keineswegs dazu. Und eine lange und bewegliche Rede voll Mannesmut und ehrfürchtiger Herzlichkeit hatt' er sich zurechtgelegt, in Gedanken — kein Wort wußt' er davon, als er vor ihr stand, und es war diesmal nicht sein schlechtes Gedächtnis schuld daran. Sie war nun einmal die Durchlaucht, das höhere Wesen, und so unsinnig reich und völlig Herrin ihres Vermögens war sie, und davor und vor ihr hatte man ihm Respekt eingeprügelt von Kindesbeinen. Es

war etwas Rebellisches in ihm gewesen. Und erst auf dem Gang, da er entlassen war, hatte ihn seine Wut übermannt. Er tat einen starken Hieb nach der hoffärtigen Türe, drückte die Fäuste an den schäumenden Mund und schlug hin in seiner Erregung ...

Er hörte noch ihr französisch näselndes „Ein böser Bube, dieser Friedrich da" — so ganz von oben zu niemandem gesprochen, da sie an ihm vorüberraschelte und ihr Kleid mit diesem unendlich vornehmen Griff, den ihr keiner nachmachen konnte, raffte, damit es ihn ja nicht berühre. Er hatte ihr nach wollen, und blieb, wo er war, in einer Verzweiflung, über die kein gutes Wort der Eltern etwas vermochte. Und in solchen Gedanken stierte er in die Lampe. Die Erinnerungen hätte man ihm doch ersparen müssen, hätte man sich jemals darum gekümmert, was in ihm war.

Es war Schlafenszeit. Er ging zu Bette und löschte das Licht. Er sah lange verloren in die sehr helle Mittsommernacht. Ein Frost überkroch ihn.

* *
*

Um den Mühlbach herum standen die Weiden zu beiden Ufern. Über den rauhen und borkigen Stämmen schwankten die sehr dünnen Gerten in der leisen Brise. Eine Eller ließ ihr Gezweig wie durstig nach Erquickung in die Flut niederhängen. Zitternd verweilt' es darin. Dann, mit einem schmatzenden Laut, schnellt' es empor.

Das Wasser ging hoch. Erst floß es sacht, doch reißend. In starkem Schwalle drängte es zur Mühl-

wehr. Es überschoß sie, brauste niederwärts. Gleich langen Strähnen gesponnenen Glases auf schwarzem Glasgrund hing es zur Tiefe. Ein weißer Gischt hob sich, kräuselte sich, zerrann. Und der Mond warf seine bleichen und spukhaften Lichter hinein, und sie tanzten in der beweglichen Unrast.

Die Mühle war abgestellt und schwieg. Nur in einem Fenster, hart unter dem First, glomm Licht. Die Müllersleute saßen um den Bach und genossen der Kühle. Der Müller und die beiden Knappen rauchten stumm. Abseits von ihnen saß Hanka. Sie lehnte den Kopf mit den reichen und schwarzen Haaren an einen Weidenstamm und sah mit verlangenden und verschleierten Mädchenaugen in das Wallen. Alle tauchten sie die Füße in das Wasser.

„Er wird mir noch die Mühle anzünden, der verdonnerte Hynek," murrte der Müller, deutete nach dem Licht und spie aus.

Das war an niemanden besonders gerichtet gewesen, und also kam keine Antwort. Der alte Dworzak zog mit Macht an seiner Pfeife, bis sie aufglühte wie ein Karfunkel. Er schüttelte den Kopf: „Wissen möcht' ich doch, was er zu studieren hat, bei der Nacht. Er will doch nicht geistlich werden, was?"

Ein leise gurrendes Kichern Hankas.

„Was lachst? Dummes Mädel!" knurrte der Alte und rieb sich höchst vergnügt die Hände dabei.

Wieder dasselbe Kichern. Nur lauter und unbefangener.

„Das gikgakt wie die Gans, ehe ihr der Fuchs den Kragen umgedreht hat," meinte der alte Dworzak philo-

sophisch. „Also: was gibt's denn eigentlich zum Lustig-sein? Ich wär's so gern auch."

„Von mir aus kann er geistlich werden auch. Ich glaub' nur nicht, daß er's wird, solang er noch solche Augen macht auf mich." Das Mädchen veränderte seine Stellung nicht, während es mit seiner sehr hellen und lustigen Stimme so sprach.

„Und warum magst ihn so nicht, den Hynek?"

„Je, weil ich ihn nicht mag."

„Und wenn er gar Dechant wird und nimmt dich zu sich?" und der Alte blinzelte höchst verschmitzt zu seiner Tochter hinüber: „Sie haben ein gutes Leben."

„Sollen sie's haben. Ich gönn's einer anderen. Beten mag ich nicht. Fasten mag ich nicht. Übrigens ist der Vater wie ein Kind. Wo kann er geistlich werden, der Hynek?"

„Man red't nur so, Hanka."

„So? Man red't nur so?" Das kam sehr gedehnt.

Ein Weilchen des Schweigens. Dann: „Und den jungen Herrn, hast du ihn gesehn?"

„Gesehen schon," und sie richtete sich im Respekt straffer.

„Und wie schaut er aus?"

„Wie soll er ausschaun? Halt schlecht, und wie wenn er keinen guten Bissen bekommen hätt' zum essen weiß Gott seit wann."

„Also meinst, man könnt' ihn rausfüttern? Stallrast und fette Brocken?"

„Weiß ich nicht."

„Und sieht er sonst was gleich?"

„Halt einem jungen Herrn, mein' ich."

„Also sehr fein?"

„Ja, sehr fein und blaß und schlank. Und wenn er grüßt, so ganz zerstreut, und hat Hände, wie sie ein kleines Kind hat. Daß es einem leidtut."

„Hat er dich angesehen?"

„Gar niemanden hat er doch angesehen. Und zum Blumenstrauß von der Verwalterischen, einem richtigen, großmächtigen Buschen mit Gras herum, genug für eine Kuh, hat er nur so gerochen, damit's danach aussieht, und hat ihn gleich dem Kammerdiener gegeben. Und das dumme und eitle Ding hat noch einmal einen Knix gemacht, wie wenn sie einer in die Knie geschlagen hätte, und ist ganz grün geworden vor Ärger. Denn sie meint doch, wer sie nur ansieht, ist ganz weg in sie, und Augen hat sie gemacht auf ihn, wie Kalbsaugen, und er sagt nicht ein Wort, wo sie sich eingebildet hat, er wird ihr wenigstens die Hand küssen dafür."

„No?"

„No, und schöne Augen hat er. So hitzige Augen. Aber er geht schlecht. Er schleppt sich nur so und könnt' einen Stecken brauchen."

„Wird wohl nur müd' gewesen sein. Ist keine Kleinigkeit, die Fahrt, von wo die Wälischen wohnen, bis daher zu uns ins Mährische. Dort wird er von Kräften gekommen sein. Weißt noch, wie sie bei uns gearbeitet haben im Steinbruch? Alle haben sie Augen gehabt wie du sagst, er hat sie auch, und nichts haben sie sich vergönnt, nur kleine Vogerln, die Hungerleider, oder eine Katze, wenn sie eine gestohlen haben."

Sie lachte: „Katzen wird er doch nicht gefressen haben, der junge Herr."

„Kann man nicht wissen. No — und kommst ins Schloß?"

„Weiß ich nicht."

„Und hast mit der Beschließerin gesprochen?"

„Hab' ich."

„No — und was hat sie gemeint?"

„Jede Stund' eintreten könnt' ich, hat sie gemeint. Noch ein starkes Mädel brauchen sie, hat sie gesagt. Na, und stark bin ich und ehrlich bin ich, und sonst ist ja doch nichts wie Diebsvolk in dem Nest, hat sie gesagt."

„Hast ihr's gegeben darauf? Tüchtig und auf das freche Maul?"

„Wo werd' ich's ihr geben, wenn sie so recht hat? Nur daß sie uns die Mühlsteine liegen lassen, weil sie nicht zu brauchen sind und schwer zum heben. Wer nicht eingesperrt war in Wranowitz, der glaubt doch an Wunder und lobt alle Heiligen und den heiligen Nikolaus."

„Das macht, weil wir alle arm sind," lenkte der Alte ein.

„No — und dann hat sie gemeint, wird der junge Herr vielleicht lieber ein hübsches und frisches Gesicht sehen wollen, für die lauter alten Hexen, was jetzt im Schloß sind."

Die Mühlknappen gähnten gewaltig und mißbilligend und stapften heimwärts. Der Alte aber neigte sich zur Tochter: „No — und fürchten tust du dich nicht, er könnt' dir was tun?"

„Der?“ sie reckte ihre prächtigen Arme und lachte hell auf: „Der!“

„No — und wirst einstehn?“

„Weiß ich nicht.“

„Brauchen könnt' man den guten und braven Groschen. Gott weiß! Wo man nie ein Geld sieht im guten von den Leuten, und mahnt man sie oder klagt sie, so gehen sie nach Zlin zu dem Erzdieb und beschreien einen noch, als hätt' man ihre Säcke angezapft, wo doch so mehr Wicken drin sind wie ehrliches Korn.“

„Brauchen könnt' man den guten Groschen.“

„Also wirst? Oder warum weißt du noch nichts? Fürchtest du vielleicht, es nimmt dich danach der Hynek nicht?“

„Hynek? Der muß froh sein, er kriegt mich, wie er mich kriegt. Fürchten?“ Sie lachte ganz jauchzend. „Aber wie soll ich heute schon wissen, was ich morgen wollen werde? Beschlafen wir's.“

Sie zog ihr rotes Kopftuch übers Haar und ging mit schnellen und springenden Schritten heimwärts. Hinter ihr nachdenklich der Müller. Der Mühlenriegel klang, und das Schweigen ließ sich niederfallen über die ganz begrünte Erde. Nur das Nachtwächterhorn tutete melancholisch und wie aus weitester Ferne. Eine Eule wimmerte durch die Nacht. Der Igel trommelte sich im feuchten Gras seinen Jagdmarsch, zugleich die Retraite für vieles Getier. Ein junges Häschen jammerte, und der Mühlbach sang lauter und mächtiger durch die Nacht.

* * *

Eine Reihe wunderbarer Tage war über das waldige Land aufgezogen. Gleich bekränzten Knaben im festlichen und unabsehlichen Reigen kamen sie, Sonnenglanz im Auge, und jeder eine neue und lockende Blume der Verheißung in der warmen Hand. Alles sah sich nach einer ungewöhnlich zeitigen und gesegneten Ernte an. So war gute Laune mit nachdenklichen Intervallen in Schloß wie Dorf. Und die Sensen rasselten gewaltig an den Schleifsteinen, und sie klirrten, wenn man sie für ihr ersehntes Werk dengelte, durch die Morgenstille und die Abendkühle.

Vor dem Schlosse auf steinigem Boden lag ein Äckerlein. Es war gänzlich verunkrautet, und nun leuchtete der rote Mohn so herrisch durch die schütteren Ähren, daß es ordentlich flammte wie in einem Brand, wenn die Sonne sich darein legte. Dahinter war ein Flachsfeld Hankas, und die seeblauen Blüten wallten auf den zarten und schwankenden Stenglein, wenn sie der Wind streichelte. Wieder daran schloß sich, bis zum Wald, der schwarz von Föhren dunkelte, ein roter Kleeacker. „Blau und rot, Bauermod", mußte der junge Branicky denken, wenn er auf seinen täglichen, ängstlich nach seinen Kräften bemessenen Spaziergängen daran vorüberkam. Da hatte er nun die beiden Farben, daß man sich's prächtiger gar nicht denken konnte.

In den Wald ging er niemals nach dem ersten Tag. Der beklemmte ihn, und in den Blättern rauschte für ein feines Ohr vernehmlich dies gleichtönige und ewige Lied vom Werden und Vergehen, und es war so dunstig darin. Aber da war eine aufgelassene Sandgrube, in der er sich gern verweilte. Schon überflog ein grauer

Schein die jähen Wände, in denen sie niederstürzte. Eine schwarze Föhre, erste Vorhut des Waldes, überragte sie und stand so hart am schroffsten Abhang, daß es ängstlich war. Jeder Augenblick, jeder Windstoß mußte, so schien es, sie zur Tiefe niederwerfen. Hob sich aber die Sonne über die Sandgrube, dann glomm das Gewände in seinem warmen und roten Goldton auf, der weithin in die Ferne schimmerte. Ein Flirren ging davon aus. Dort saß er gerne und sog die Glut in sich, die allenthalben zurückgeworfen, eingefangen und ohne Ausweg, hier brütete und schwelte und sein immer fröstelndes Innere durchwärmte.

Dort liebte er lange zu sein. Keine Auge konnte ihn sehen, wenn er im tiefen Grunde saß. Er dachte nicht einmal. Er genoß nur die pralle Hitze, die von allenthalben her auf ihn einstürmte, atmete tiefer, und ein erhöhtes Gefühl der Lebenswärme flutete durch ihn. Ihm war, als müßt' er hier genesen. Seine Hände spielten, wie es Kinder lieben, mit dem glühenden Sand. Er vergrub sich darein, so gut er's konnte, freute sich seines Knisterns, des Prickelns auf der Haut, das ihn so eigentümlich reizte und kitzelte, und horchte dann wieder gespannt dem Rieseln der sich lösenden und gleitenden Körner hinter sich und um sich. War das nicht wie in einer riesenhaften Sanduhr, die Gott selber geschaffen, um Ewigkeiten zu messen? Er wunderte sich, woher ihm solche Gedanken zuflögen, die sonst nicht seine Art waren. Aber das machte wohl die viele Einsamkeit, das Schweigen und die Stille um ihn, in die höchstens gell und abgehackt ein Vogelruf oder das Piepen einer Maus klang. Auch wohl die Entwöhnung

von den Büchern. Er hatte deren allerhand, einschlägig in seine verhaßte Juristerei, mitgebracht, wie um sich selber einen Beruf und eine offene Zukunft vorzulügen. Er rührte an keines. Für seine Zwecke und Aussichten wußt' er so ziemlich mehr als genug. Was er brauchen konnte, was ihm Heil und Heilung brachte, das stand doch nirgends zu lesen.

Denn in ihm war immer noch jene verzweifelte wahnsinnige Eigenliebe des hoffnungslos Siechenden. Für den nichts wichtig ist, nur sein eigenes Befinden. Der den Lauf der Sterne und den Gang der Welten gemodelt wissen möchte danach. Er sah nicht einmal, um wieviel heimeliger sein Zimmer geworden war seit einiger Zeit. Denn immer, und wo nur Platz dafür war, standen Blumen darin und brachten einen fröhlichen Duft darein. Es waren keine Feldblumen; die sind nicht fein genug für einen so hochgeborenen Herrn. Aus einem Bauerngärtlein waren sie gebrockt — Levkojen mußten steif und ehrbar darinnen sein — und nicht eben mit sonderlichem Geschmack geordnet. Aber, sie wärmten doch. Und auch ein Kreuzschnabel war da, von dem das Volk meint, er zöge das böse Fieber an sich.

Hanka hatte das Zimmer des jungen Herrn übernommen. Der Kammerdiener war zurück nach Wien. Zu Morgen, wenn Baron Friedrich im fieberischen Halbschlaf lag, betrat sie es und sah nach dem Rechten. Es war ihr nur immer nicht eben munter dabei zu Sinn. Weil sie nicht singen konnte, wie sie es sonst bei der Arbeit gewohnt war. Stumm schaffen ist nur halb geschafft. Gelegentlich warf sie einen flüchtigen und neu-

gierigen Blick nach dem jungen Herrn. Es stand ihm der Schweiß auf der Stirne, daß es ein Jammer war, und die Arme waren so abgezehrt und mager wie ekelhafte Spinnenarme. Wie konnte ein vollgewachsener Mann, mit einem mächtigen Vollbart, nur gar so erbärmlich schwach sein? Doppelt freute sie sich dabei ihrer eigenen Gesundheit und Kraft. Manchmal schlug er die heißen Augen auf, um sie gleich wieder, wie geblendet, zu schließen. Den verwunderten Blick hinter sich fühlte sie wohl dabei, und er ergötzte sie.

Was ging sie der Herr Baron an? Er würde wieder für immer fortgehen, oder würde sterben, und der Gedanke an beides ließ sie gleichgültig. Sie tat, wofür sie bezahlt ward, tat es ordentlich und etwas darüber, weil sie nun einmal die Hanka Dworzak war. Und die Blumen brachte sie nicht ihm zuliebe — wie konnte er ihr denn gefallen? — sondern weil der Gärtner, der Dieb, nicht daran dachte, weil sie ihr herzugehören schienen und derlei genug bei ihnen wuchs. Und den Kreuzschnabel — ja, man kann doch niemals wissen, ob nichts an so etwas ist, obzwar der Vogel eigentlich nur gegen Rotlauf sicher hilft. Eine Krankheit ist wie die andere, und nur die Doktoren haben da Unterschiede, damit sie recht allerhand und Teures verschreiben dürfen, und das junge Blut erbarmt einen Christenmenschen doch.

Sie schlief nicht einmal im Schloß, obzwar ihr ein Bett bereitstand, wenn sie einmal über Nacht bleiben mußte. Denn die Gesindestube paßte ihr nicht, weil sie was Besseres war und es nicht einmal nötig hatte, zu dienen oder sich mit den Trampeln für die grobe

Arbeit, wie sie sonst da waren, gemein zu machen. Es ist noch kein Müller arm gestorben, und so jammerig ihr Vater tat, der Geizdrachen, der seiner Frau niemals was Gutes außer der ewigen Seligkeit gegönnt, der für einen Gulden dem Teufel zulief, er hatte doch Geld, viel Geld, und mitnehmen konnt' er es einmal nicht, und sie war doch sein einzig Kind und weit und breit das reichste Mädel.

Hochmütig und ungesellig aber war die Hanka nicht. Und mithetzen konnte man doch mit den Frauenzimmern? So zu Abend, wenn schon gar nichts mehr zu tun war, und man stand um den Röhrbrunnen, erzählte sich gruselige Geschichten, die immer „wahrhaftig wahr" waren, oder Träume und bemühte sich ernsthaft um ihre Auslegung und ihre Beziehungen zur Zahlenmystik des Lottos. Dann kamen nach Feierabend noch die Knechte, und sie waren eifrig bestrebt, die Angenehmen und die Liebenswürdigen zu spielen, und sie brachten, wenn sie in der Stadt gewesen waren, der Angebeteten sinnige Geschenke: Süßigkeiten, zu denen man gute Zähne braucht, oder ein einschmeichelndes Schnäpschen, das sich trinkt wie Öl und einheizt wie Feuer. Noch war eine kurze Weile der Ruhe vor der Ernte, in der man bis zum Umsinken schaffen mußte, noch konnte man tollen. Und so streifte man die Schuhe ab und haschte sich, rein um der Bewegung willen, auf der Wiese. Schreien und jauchzen durfte man nicht dabei, so gerne man's getan hätte vor Übermut und Lebensfreude. Hanka war die flinkste und kam immer unangetastet zur Mühle heim. Die anderen aber — ja, die wollten wohl nur recht in die Hitzen kommen

und sich dann greifen lassen. Einzeln stürmte man hinaus ins Dunkle — gepaart verschwand man darin. Ja, das war nun einmal so. Was ging sie's an? Vielleicht machte sie's bald nicht anders.

Der junge Herr aber sah nieder auf ihre Spiele, und es war ein unbändiger Neid in ihm und fraß gierig an seinem Herzen. Wie das durcheinanderhuschte und sich vergnügte! Und er war doch in den Jahren, wo einem jede Jugendlust vergönnt sein sollte. Warum war sie ihm versagt? Hatte er wirklich in der Heimlichkeit und in der Hast, die ihm aufgezwungen waren, alles aufgebraucht, was für ein Leben hätte reichen sollen, und stand vor der trüben und bitteren Neige?

Einmal — es war eine gewitterhafte Schwüle und konnte sich nicht entladen — faßten sich die unten an den Händen und tanzten einen langsamen und feierlichen Ringelreihen. Und einer, verspätet und ausgeschlossen aus dem Kreis, schlich sich hinzu und warf eine Handvoll Glühwürmer über Hanka. Erst kreischte sie einen kleinen Schrei. Dann stand sie still. Flämmchen strebten von ihr und zu ihr. Sie krochen ihr durch das schwarze Haar, und eines glomm ihr just über der sehr niedrigen Stirn, und sie fühlte, wie schön sie jetzt sein mußte. Denn sonst und am Tage war sie's eigentlich nicht. Sie war eigentlich zu groß für ein Frauenzimmer und hatte eine stumpfe Nase, und Leberflecken, ähnlich wie man sie an den gesündesten und reifsten Äpfeln findet, hatte sie auf der Backe und einen ganz leisen Flaum auf der Lippe, der im Licht glänzte, wie eitel Gold. Und ihr Gang und ihre Haltung waren trotzig.

Wieder, heftig zugeschlagen, klang das Fenster. Hanka streifte die Johanniskäferchen von sich und ging heimwärts. Einmal schüttelte sie sich; denn eines war ihr ins Gewand geschlüpft und kroch nun mit kritzelnden Füßchen ihr entlang. Zerdrücken aber mochte sie's nicht. Sie scheute die Befleckung, und es hatte doch hell geleuchtet und sie verschönert für ein Weilchen. So ertrug sie lieber den Kitzel.

Am Eingang zur Mühle stand der Hynek, wie jeden Abend, wenn man sie erwarten konnte. Er bot ihr die Hand, umklammerte wie immer mit einem herzhaften Griff die ihre, und sie ließ sich's gefallen. Nebeneinander standen sie, und sie überragte den ziemlich großen Burschen um Stirneshöhe. Er sah sie an, und sie blickte ins Leere. Dann begann er:

„No — wie ist's im Schloß?"

„Ganz schön ist's im Schloß."

„Und hast viel zu tun?"

„Viel zu tun hab' ich. Aber man kann's schon ermachen."

„Und ist dir nicht bang nach zu Haus?"

Sie lachte hell: „Um wen? Und wo ich jeden Finger lang da sein kann!"

„Weißt wirklich nicht, um wen dir bang sein sollt'?"

„Wirklich und mit keinem Gedanken nicht."

Der Hynek seufzte: „Und hast mir was mitgebracht?"

„Was soll ich dir mitgebracht haben?"

„Ja — ich mein', vielleicht einmal eine gute Zigarre, wie sie doch sicher dort nur so herumliegen, wie

sie die Herrischen rauchen tun. Du — so was möcht' ich einmal im Maul haben."

„So wisch' dir's, Hynek. Wirst schon noch warten müssen. Erstens nehm' ich nichts, was nicht mein ist."

„So bitt' ihn einmal um eine. Mir zulieb'."

„Bitten tu' ich zum zweiten auch nicht, dir zulieb erst recht nicht. Und es nützet nichts. Und es nützet nicht einmal was. Denn er tut doch nicht rauchen, wo er's mit der Brust hat."

„So?" sehr gedehnt.

„Ja — so," noch gedehnter. Und mit einem Gähnen: „Gute Nacht, Hynek."

Sie ging schlafen. Der Hynek aber, kopfschüttelnd, was diese Hanka doch für ein sehr merkwürdiges und sonderbares Mädel war, kroch zu seiner Bodenkammer.

Er war ein unglaublicher Bursch, dieser Hynek. Nämlich, ein rechter Grübler war er. So einer, der die einfachsten Sachen von der Welt so argwöhnisch bestaunt und so lange hin und her dreht, bis er einen Haken darin gefunden hat, groß genug, um einen ganzen Berg von Bedenklichkeiten daran aufzuhängen.

Einen richtigen Advokatenkopf hatte er auf sich. Und allenthalben schnüffelte er herum und hatte seine kurzsichtigen und immer etwas entzündeten Augen überall, besonders dort, wo man sie nicht wünschte. Rot waren sie, wie bei einem weißen Kaninchen. Das machte, er las wirklich bis tief in die Nacht, und jeden bedruckten Zettel. Hernach hob er sich ihn auf und hatte sich so einen ganzen Haufen von Packen, mit Spagat umbunden und nach einem geheimnisvollen System geordnet, zurechtgemacht. Denn, was nicht wahr ist, oder zu garnichts

nutz, das wird man doch nicht drucken lassen? Und was man hat, das hat man und nimmt einem keiner. Er war sparsam und bedacht für alle Fälle und für jede Zukunft. Denn das unterscheidet den Menschen vom Vieh.

In der Mühle hielt er's aus, wie's noch keiner ausgehalten hatte. Er war gekommen als ein magerer Bub, wie die Hanka noch kaum laufen konnte. Alle ihre Geschwister, deren viele gewesen waren, sah er sterben — jedes Jahr gab's Tauffest und Leichenschmaus. Endlich für die Müllerin den letzten. Er machte das alles mit durch, blieb, blieb um den mindesten Lohn und war dem Müller unentbehrlich. Denn gab der Hynek einmal mit einer Stimme, die von dem unendlichen Mehlstaub heiser war, den er geschluckt, einen Einschlag für ein Geschäft, so war es sicher gut und rundum überlegt, und es biß keine Maus einen Faden ab. Und er selber sparte mit Erfolg, und hatte einen schönen Gulden beisammen. Denn er gönnte sich garnichts. Sein Essen hatte er, und mehr verlangte er nicht. Einen guten Anzug hatte er immer, sonst lief er beständig im blauen Barchent herum, daß es im Winter aussah, als sei er blau gefroren. Sein Gewand zog er an, wenn er in die Stadt ging zur Sparkasse, Geld einlegen oder beheben, bot sich die Gelegenheit zu einem sehr vorteilhaften Handel. Denn die Leichtsinnigen, die waren doch ein rechter Segen Gottes für die Bedachten. Bei solchen Anlässen trank er sein gutes Glas Bier, nur eines, denn das zweite schmeckt lange nicht mehr so gut — saß auf dem Ringplatz, sah sich die geputzten Leute an, fühlte sich und tauschte mit keinem König.

Er hate sich's nun einmal in den Kopf gesetzt zu bleiben. Und da konnt' ihm der Zliner Müller immer das Doppelte bieten, was er nun an Liedlohn hatte. Was der Hynek Potremba wollte, das wollte er. Und was er tat, so wußt' er sicherlich, warum.

Nämlich — da war doch die Hanka. Und die durft' ihm nicht aus, und wenn er sich um einen höheren Lohn wegfoppen ließ, so kam sie ihm am Ende fort. Denn sie gefiel ihm sehr gut, und er mußte immer denken, was für prächtige Kinder die einmal haben würde. Denn es war doch, als sei die Gesundheit und die Kraft aller ihrer so jung gestorbenen Geschwister in ihr. Und sie war eine gute Partie. Kurz, es gab in der ganzen Welt keinen Ort, wo für den Hynek Potremba so gut sein war, wie eben in der Mühle von Groß-Wranowitz für ihn sein war. Den Müller hatt' er völlig am Bandel. Der konnte nicht mehr sein und nichts beginnen ohne ihn, und er konnt' es nicht einmal wagen, den gefährlichen Burschen fortgehen zu lassen, der ihm so hinter alle seine Praktiken gekommen war. Wozu denn auch? Er forderte doch keine Mitgift und wollte ihm zur Zeit sein Geld lassen, das Einzige, um das sich der alte Dworzak grimmig und auch gegen ihn gewehrt hätte.

Und die Hanka mochte ihn doch ganz gut. Weil sie grob mit ihm war? Je — mit wem war sie denn nicht grob, die Hanka? Das gibt sich nachher schon. Und sie kannte ihn durchaus, und sie wußte, er war gar nicht tückisch, wie man ihn ausgeschrieen hat, nur verschlossen, für sich, und überhaupt als ein Waisenkind und ohne Geschwister ein stilles Wasser. Ihr hing er an, wie

ein Hund oder eine Klette, und er war zum leiden, er war sogar ein ganz hübscher Bursch, wenn sie ihn mit ihren gnädigen Augen ansah. Etwas schief vom Säcketragen war er freilich. Aber das kommt vom Geschäft und gehört dazu, und eine ordentliche Kraft, wie sie ein Mann haben soll, die hatte er in sich. Nur so feig und so leicht geschreckt war er. Das war aber nicht, wie die anderen Knappen tuschelten, vom bösen Gewissen, sondern nur, weil er doch immer grübelte und spekulierte und in sich war. Solche Leute sind nun einmal geschreckt. Sein Geschäft verstand er wie ein Teufel. Und endlich, wer kam denn Besseres um sie? Und war der Vater erst im Ausgeding, so konnte man sich's ganz wohl geschehen lassen und sich prächtig einrichten auf der Mühle. Aber das hatte noch gute Zeit, wie überhaupt das Heiraten.

So hatten sich die Dinge in erfreulichster Weise für den Mühlknappen Hynek Potremba entwickelt. Und es war ihm darum gar nicht recht, daß sie jetzt ins Schloß ging. Denn es konnte ihr da wer in die Augen stechen, von den Tagedieben, den Stallknechten aus dem großen und sehr berühmten Fohlenhof, den man unterhielt, diesen Hungerleidern, mager wie Windhunde und ebenso zudringlich, die da in Schäftenstiefeln und gestriegelt wie ihre Rösser herumliefen und sich nicht auskannten vor Hochmut und Nichtstun. Aber diese Gefahr glaubte er doch nicht recht. Und der junge Herr war so krank, und man konnte wieder nicht wissen, wie ihnen bei der Herrschaft, von der man mit der Pacht abhing, das einmal zugute kommen würde, daß die Hanka jetzt um ihn war. Und wenn schon etwas ge-

schah — du lieber Gott, wer konnte vorbauen, wenn etwas geschehen sollte? So selten war's nicht, daß man Lärm schlagen müßte mehr, als um dem Mädel zu zeigen, daß man kein Trottel, sondern nur gut war. Hynek Potremba fühlte die Fähigkeit in sich, alles zu vergeben . . .

Er rieb sich, als er so weit gekommen war, die Hände, mit sich und seiner Klugheit zufrieden. Denn ein Mann ist doch nur, wer nach Möglichkeit sich's einrichtet und ausdenkt.

Wie das nur klang: Hynek, Hanka, Hanka, Hynek, Hanka. Als würden sie schon eingeläutet: Bim, Bam, Bam, Bim . . . Ba—m . . . Und die Unken im Mühlteich huben eben an und sangen den Baß dazu.

* *
*

Oben im Schlosse ging alles seinen gewohnten stillen Gang. Die Beschließerin war freundlich und lobte das Mädchen bei jedem Anlaß und mehr als genug. Die Verwalterische tat als Beamtentochter herablassend, wenn sie Hanka begegnete, spielte sich auf ihrem Klavier lauter Sehnsuchtslieder vor und schnitt schrecklich hämische Gesichter in ihren Spiegel, über den sie sich immer ärgerte, weil er sie grün zeigte. Aber sie war wirklich grün erschaffen. Mit den Mägden hielt die Hanka gute Gemeinschaft, soweit sie mochte, und war allgemein gelitten. Die Knechte aber kamen ihr durchaus nicht in die Nähe.

Es war aber dennoch eine gewisse und wachsende Unbefriedigung in ihr. Das machte, die Erntearbeiten

waren draußen im vollen Gange. Da hatte sie sonst mitgeholfen, und ihre ganze Körperkraft hatte sie hineinlegen können in den Schwung der Sense, oder wenn es galt, eine recht mächtige Garbe, schwer vom Körnersegen, auf den Wagen hinaufzuheben. Und dann ganz oben, wie auf einem Berge sitzen und die Augen schweifen lassen über die gelben Stoppeln, zwischen denen ein kümmerliches und der Sense entronnenes Grün vorschielte aus dem grau gedörrten Erdreich, und heimfahren auf dem schwankenden Leiterwagen, einen unmerklichen Windhauch um die glühenden Wangen und erfüllt von einer glückseligen Müdigkeit! Das fehlte ihr nun gar sehr, und sie konnte sich kaum denken, wie das so recht gehe ohne sie. So schweiften ihre verdrossenen Gedanken zwischen Schloß und Mühle, und es war ihr, als begänne eine Entfremdung zwischen ihr und ihrem Elternhause, seit sie seine wichtigste Arbeit nicht mehr teilte.

Das, was ihr hier oblag, das konnte am Ende eine andere auch. Es war überhaupt zum Staunen, wie leicht sie sich hier das Leben machten, und wie sehr eine jede aufpaßte, damit sie sich mit der Arbeit ja nicht wehtue. Und alles ging so am Schnürchen, und es war gar keine Abwechselung darin. Den Tag dieses, den anderen Tag was anderes, wie man's ihr einmal vorgeschrieben hatte, aber im Grunde doch immer dasselbe und niemals etwas, wo man sich hineinlegen mußte, daß sich jeder Nerv anspannte und jede Muskel straffer ward. Sie fühlte sich schwach und laß und verdrossen werden dabei und war mürrisch gegen alle Welt. Auch kamen ihr vor lauter Überfülle des Blutes,

das ihr so ungestüm durch die Adern rollte, der Jugend Beklemmungen, die sie ärgerten.

Mit dem jungen Herrn hatte sie eigentlich noch kein Wort gesprochen. Er aber sah sie oft verhohlen an und wunderte sich, daß dies unfreundliche Geschöpf, das auf jeden Wunsch nur das hochmütige „Ja, gnädiger Herr“ oder ein unwirsches „Gleich“ hatte, das immer mit einer kaum verschleierten Hoffart auf ihn niederblickte, dasselbe Mädchen sein sollte, das ihm in Gedanken lebte, wie er es einmal im dunklen Garten gesehen hatte: umgaukelt von Leuchtkäferchen, als flögen sie ihrer Schönheit zu, im stolzen Antlitz mit den klaren Augen eine geisterhafte Blässe. Es war das ein Erinnern, das er nicht zu tilgen vermochte.

Und dennoch spann sich Faden um Faden zwischen ihnen, mit mannigfachen Verknotungen, aber so sacht, daß sie nicht drückten. Wie konnt' es anders werden? Denn sie mußte viel um ihn sein. Bald kannte sie all seine Bedürfnisse und was ihm guttat; sie achtete darauf, damit er nur ja nicht zu reden brauche. Denn das strengte ihn manchmal an. Dabei aber lag etwas so Einschmeichelndes in seiner umflorten Stimme, daß sie sich gern von ihm gerufen hörte. Er sprach ihren Namen so weich und bittend aus! Schrecklich war ihr nur, wenn er seinen Hustenanfall bekam und danach so rot im Gesicht ward und die Lippen so zuckend zusammenpreßte. Das schnitt ihr ins Herz, und sie wäre dann am liebsten fortgelaufen, wohin immer, nur um dies Leiden nicht sehen zu müssen. Einmal sprang sie herzu, hielt ihn, und wie einem Kinde, das sich verschluckt hat, so klopfte sie ihm den Rücken. Er lächelte schwach

und dankbar dabei. Und hatte er bessere Tage oder eine gute Nacht — und sie sah das sofort, sowie sie nur sein Zimmer betrat — so war sie selber froh. Ihm aber ward allmählich, als strahle sie Genesung für ihn aus.

Den Sonntag ging er regelmäßig zur Kirche. Man sah das gerne, wenn die Herrschaft in der Frömmigkeit dem Volke voranleuchtete. Die Tarokpartieen hatten begonnen Sie waren ihm gräßlich, aber sonst wußt' er nichts mit sich anzufangen. Auch den Herren kam er nicht gar gelegen. Die Bierkrüge, gefüllt vom Besten aus dem herrschaftlichen Brauhause, standen wohl auf dem Tisch. Aber der junge Herr trank nichts, nur sein Gleichenberger oder zur Abwechselung sein Emser Wasser. Die Pfeifen hielt man zwischen den Zähnen und mußte kalt rauchen, weil er den Qualm nicht vertrug. Gewisse Witze traute man sich nicht vor ihm zu erzählen. Wo sollte da die rechte Gemütlichkeit aufkommen? Und er war so grenzenlos zerstreut und paßte nicht zum Glauben, weil er sich immer nach des Forstmeisters Teckel umsah, der krummbeinig umschlich, sich im Kreise drehte oder mit einer grenzenlosen Erbitterung nach jeder Fliege schnappte, die durch den Raum surrte. Tarok aber kommt, was die Aufmerksamkeit anlangt, noch vor der Predigt. „Aufpassen muß man, Herr Baron, aufpassen, zählen und parieren!" Und so recht grob werden durfte man mit dem jungen Herrn auch nicht. Also — Rücksichten, nichts wie Rücksichten. Wo blieb da die Unterhaltung? Und immer gewinnen ist wohl ganz schön. Aber man will doch sein Vergnügen dabei haben und nicht mehr Galle schlucken, als Bier.

Einmal, während sie so spielten, ging die Hanka vorüber. „Wär' kein übler Bissen, das Mädel," schmunzelte der Herr Forstmeister mit gerecktem Daumen. „Ein recht fetter Bissen," kicherte der Verwalter, „mit Verlaub, Hochwürden, schon was man so sagt: ein Pfaffenstückel."

„Aber, meine Herren, wer wird so sprechen?" verwies der Pfarrer väterlich, und man sah dennoch, wie ihm dabei das Wasser im Maul zusammenlief. Der Herr Verwalter aber legte gar die Karten zusammen, fuhr sich mit der Hand über Haar und Bart und sagte erst nach einer Weile, in der die drei Männer ganz niederträchtige und schamlose Augen nach dem Frauenzimmer gemacht: „Also gehen wir weiter. Herr Baron — Sie haben die Vorhand." Er aber war in einer rechten Empörung, deren Grund er nicht begriff, und mußte an sich halten, um nicht in heftigen Worten loszubrechen. So ekelhaft waren sie ihm, diese Männer mit ihrer dummen Rederei! Und daß sie sich gar nicht vor ihm genierten, verheiratet, Väter erwachsener Kinder oder gar geistlich, wie sie waren . . .

Es war ihm, als sei er ihr gegenüber in einer großen Schuld dafür, daß er dazu geschwiegen hatte. Dennoch sah er genau, wie komisch es gewesen wäre, hätt' er sich zum Ritter ihrer Unschuld aufgeworfen, von der er nichts wußte, die ihn nichts anging, an die nicht einmal jemand gerührt hatte. Solche Worte aber, wenn auch unwillig vernommen, haften; unbewußt dacht' er Hankas anders, als bisher, beschäftigte sich mehr mit ihr. Und als sie ihm am Abend seine Milch, frischgemolken und noch mit dem eigentümlichen

Geruch vom Tier, aufs Zimmer brachte, sprach er sie an: „Wie lang bist du nun auf dem Schloß, Hanka?"

„Einen Tag nach dem jungen Herrn bin ich eingestanden."

„Und gefällt's dir hier oben?"

Sie hatte ihren ungnädigen Tag: „Ich weiß manches, was mir besser gefallen könnt'."

„Ja — und warum bleibst du dann?"

„Wenn's der junge Herr meint, so kann ich ja auch gehen."

„Nein, nein!" er wurde ganz eifrig, „so mein ich's nicht."

„Dann muß der junge Herr nicht so reden," und sie lachte mit allen ihren Zähnen, die blank, regelmäßig und kräftig waren wie die eines jungen Raubtieres, daß sich Baron Branitzky denken mußte, wie die wohl in lebendiges Fleisch beißen möchten, und zwar mit einem dunklen Verlangen. Sie aber unterhielt sich plötzlich ausgezeichnet.

„Reden möcht' er mit mir," dachte sie. „Was herauskriegen will er aus mir. Und was für ein Ungeschick ist doch der Mensch dazu!"

„Ja, und wie alt bist du, Hanka?"

„Zu Maria Lichtmeß war ich siebzehn Jahre."

„Nein! So jung?"

„Ja, so jung! Aber der junge Herr will's wahrscheinlich nicht glauben, weil ich so alt aussehe?" Und sie lachte wieder ihr Lachen, was ihn ganz verwirrte.

„Nein — wo wirst du, oder wo werde ich so was meinen?" verteidigte er sich. „Und du bist dem Müller Dworzak sein Kind?"

„Ja. Dem Müller Dworzak gehör' ich."

„Und du mußt dienen? Das wundert mich doch."

„Müssen müßt' ich nicht. Aber, es sind schlechte Zeiten, und" — sie besann sich, daß sie vor einem von der Herrschaft stünde, daß man also jammern muß, und betete also ihre ganze Litanei herunter — „und der Pacht ist so schrecklich hoch, und aus Pest kaufen sie lieber das gegipste Mehl, 'statt bei uns mahlen zu lassen, und der Herr Verwalter ist wie ein Blutegel auf uns arme Leute und droht immer, er wird uns noch steigern. Aber da gehen wir lieber weg in die Welt."

„Also so einer ist der Verwalter? Und weg dürftest du nicht, Hanka!"

„Ja, so einer ist der Herr Verwalter. Und weil sein Vater Kammerdiener war, so glaubt er schon, er ist dem Herrgott sein leiblicher Vetter, keinem Menschen läßt er seine Ehre. Schon darum möcht' man fort. Wen geht's was an?" Sie sah ihm frank und voll in die Augen, begierig auf die Antwort, die nun kommen mußte. Er aber brach ab: „Gib mir meine Milch, Hanka."

Sie mischte sie mit Selterwasser, reichte sie ihm. Er berührte ihre Hand dabei und ließ seine Finger ein Weilchen darauf ruhen. Sie litt es, aber ungern und mit zusammengezogenen Brauen. So kalt und so gewiß klebrig war seine Hand. Ein Frosch hat sie so. Und endlich, unfähig sich länger zu bemeistern, trat sie ein Schrittchen zurück. Er trank. Dann mit einem sehr leisen und gütigen Lächeln — nur ein Herr hat's so, nur ein wirklicher und geborener Herr, mußte sie

denken — sprach er: „Gefallen tu' ich dir nicht, Hanka!"

„Wird dem jungen Herrn wenig daran liegen," entgegnete sie schroff.

„Wenn mir aber daran läge, Hanka?"

Sie spielte mit ihrem Schürzenband. Durchaus aber nicht in Verlegenheit, denn sie ließ die Augen nicht sinken dabei. Aber keine Antwort gab sie, wenn sie nicht schon in diesem überlegenen Blicke lag. Er wurde sentimental: „Du mußt Geduld mit mir haben."

„Ich hab' mich doch nicht beklagt, daß der junge Herr zu viel Bedienung braucht."

„Geduld mußt du mit mir haben, Hanka!" Und in einem aufbrechenden Schmerz: „Oh! nicht mehr lange Geduld!"

„Es geht dem jungen Herrn viel besser, seit er hier ist. Er ißt täglich mehr, und der Husten kommt auch nicht mehr so schlimm, wie im Anfang."

„Ja, besser. Aber gut wird's mir niemals mehr gehen!" Und er schlug die Hände vor's Gesicht, damit sie nicht sähe, wie der Schmerz es verzerrte.

Er saß, das Haupt zurückgelehnt, unendlich schmächtig, in seinem hochlehnigen Stuhl. Sie stand in ihrer ganzen stolzen Gesundheit vor ihm, näher zu ihm in Mitleid getreten. Er ergriff ihre Hand: „Wie stark und braun sie nur ist!"

„Sie schafft genug," entgegnete sie und überließ sie ihm ein Weilchen. Finger für Finger zog er sie auseinander, wie mit einem Spielzeug. Und dann, so recht klagend, hub er wieder an: „Und wenn ich

nur nicht immer allein wäre, Hanka! Was ich gern möcht', das darf ich nicht tun, und da hab' ich Zeit, gar so viel Zeit für mich, Hanka! Und mit keiner Seele reden kann ich von mir. Denn die Herren hier, die haben ihr Geschäft und ihre Sachen, und dann: sind das überhaupt Menschen?"

„Ein Gesindel sind sie. Und sie spotten den jungen Herrn aus, wenn sie ihm sein Geld abgewinnen," bestätigte sie.

„Und dann, weißt du, Hanka — die Nacht. Man schläft so schlecht. Und etwas liegt auf mir, und ich kann oft nicht atmen. Und das Schloß ist so still und wie tot, wie wenn keine Menschenseele darin leben möcht', und sperrt man das Tor zu, so ist das, als sollte man's gar nie mehr aufmachen. Und ich möcht' oft Sturm läuten: Kommt zu mir, oder ich halt's nicht mehr aus. Ich werde verrückt. Und dann kommt eine, verdrießlich und verschlumpt und mit Augen wie eine Nachteule, wenn sie ins Licht sehen muß."

„Da müßt' sich der junge Herr eine Schwester nehmen zur Pflege . . ."

„Mag ich nicht. Ich will nicht immer an die letzten Dinge und an ein christliches Absterben erinnert sein von ihrer Haube und ihrem Beten und ihrem barmherzigen Gesicht," greinte er eigenwillig.

„Der junge Herr muß sich nicht aufregen. Tut ihm kein gut. Wüßt' nicht, was sonst zu machen wär'? Gute Nacht, junger Herr!"

„Gute Nacht, Hanka." Und er sah ihr mit schwimmenden Augen nach.

In dieser Nacht geschah dem Mädchen etwas, das ihm noch niemals widerfahren war. Es wachte zu schlafender Zeit und bei völliger Dunkelheit auf. Und sie mußt' an den jungen Herrn denken, der da allein war im toten Schloß, dessen Tor geschlossen ward, als sollt' es für immer verriegelt bleiben. Und er läutete und mußte so lange warten und sich ängstigen, ehe man schlurfend und widerwillig zu ihm kam.

Ein Gefühl der Einsamkeit packte sie selber dabei. Aber sie scheuchte es von sich, reckte sich mächtig, bis ihr alle Gelenke knackten, und entschlummerte. Dummes Zeug! Was ging's die Hanka Dworzak an?

Von diesem Tage ab war es aber wirklich, als sei dem Zerstörungsprozeß Einhalt geboten worden, der im jungen Branicky gewütet. Seine Kräfte hoben sich merklich, und manchmal überfiel ihn ein ordentlicher Heißhunger. Er schlief gut; immer weitere Spaziergänge konnt' er unternehmen, ohne jene tödliche Mattigkeit, die ihn sonst nach wenigen Schritten befallen und gelähmt. Und ihm ward, als entdeckte er sich nun seine Heimat wieder, mit all ihren dürftigen, doch unentrinnlichen Reizen, als spräche ihre Sprache, die ihn zu Anbeginn nur verwirrt, nun ihm bestimmt und tröstlich zu Herzen.

Ein Unsinn war es gewesen, daß er sich so durch die Welt hatte schleppen lassen! Wo war er nicht alles schon hin verschickt worden! Dahin hatten ihn die Ärzte, dorthin die Seinen gesendet, ohne Hoffnung, ohne anderen Wunsch, als nur um ihn, den Anblick seiner Leiden, die fatale Erinnerung an zerronnene Hoffnungen und dumme Streiche los zu werden.

Überall war er fremder geschieden, als er gekommen war. Das laute Leben Ägyptens und seine bunten Farben mißfielen ihm. Der Anblick der Leidenden, der gleich ihm Hinsiechenden, hatte ihn allenthalben verstört. Instinktiv hielt er sich an die Verlorenen, nur um vor ihnen den Trost zu gewinnen, daß es mit ihm noch immer nicht am allerschlimmsten stünde. Und ihre Mitteilsamkeit und die täglich neuen Symptome, die sie an sich nachzuweisen so glücklich waren! Und die Ärzte mit ihrer ekelhaften Aufdringlichkeit! Und dieses unruhige Treiben in den Pensionen, die ewigen Klagen, wie teuer das sei und daß man die heranwachsenden Töchter nicht ewig so benachteiligen können werde; diese gezierten Tennis-Gänse! Hinter allem aber die angenehme Aussicht, zurückkehren zu müssen, dahin, wo man ihn ewig hofmeisterte, und zu seinen Studien, an die er nicht denken konnte ohne ein tiefes Grauen.

Und dieser Kammerdiener mit seiner feisten, albernen Fratze, der ihn ausspionierte! Daß er den mit einer solchen Schleunigkeit expediert hatte, das war wohl der schlaueste Streich seines Lebens gewesen. Sicherlich, sie hatten sich auf Schloß Hradek, wo sie jetzt zum Sommersejour beisammen saßen, über ihn geärgert. „Er ist etwas unberechenbar, dieser gute Friedrich!“ Mochten sie nur wieder die Nasen über ihn rümpfen! Er tat sogar gerne, was sie verdroß. Er brauchte den Burschen nicht, der ihm mit einer so feierlich dümmelnden Miene den Überzieher nachtrug, ihm so großartig hineinhalf, damit nur jeder bemerkte, hier komme ein hochgeborener Herr. Und der ihn dabei

bestahl, wo es nur anging, und wie ein Rabe. Dazu war er klug genug, und an der erwünschten Gelegenheit fehlte es ihm auch nicht. Dabei fiel auf ihn niemals ein Verdacht. Stimmte es mit der Reisekasse wieder einmal nicht: „Er war immer etwas leicht, dieser gute Friedrich!"

Dies alles entfiel hier. Die stete Unrast hatte ein Ende. Niemand beobachtete ihn mehr, und das Lamentabel über seine Kostspieligkeit mußte nun wohl verstummen. Sachte Schleier sanken über seine Vergangenheit. Verdämmernd, kaum noch kenntlich, lagen dahinter seine Vergehungen; sie schieden ihn unfaßbar und dennoch bestimmt von seinen Angehörigen. Und ihm wurde, als senke er geheime und zarte Wurzeln in diesen teuern Boden, aus denen ihm unablässige Stärkung zuriesele, die ihn aber auch für immer und ewig hier festhalten mußten.

Da war die Hanka. Immer noch unwirsch und gar nicht sehr unterhaltlich oder mitteilsam. Aber sie kümmerte sich um ihn, und sie meinte es ihm gut. Respektsperson war er nun einmal nicht für sie. Dazu war sie zuviel in seiner Hilfsbedürftigkeit um ihn. Es war jenes Gebietende an ihr, das bei Mädchen in diesem Alter die künftige Mutterschaft vordeutet. Und wenn sie in ihrer herrischen Art sagte: Das muß der junge Herr tun, so fügte er sich dankbar und sah sie nur mit einem verdutzt neugierigen Gesicht an, das ihr an ihm gefiel. Denn dann kroch der Spitzbub wieder hervor, der er, wie alle Branickys, in guten Zeiten sicherlich gewesen war. Immer erzählte man noch im Dorfe, wie toll es hier zugegangen, ehe sie Kostel und

Hradek geerbt. Beständig auf der Jagd. Im Walde hinter jeder Klaue und sonst hinter jeder Schürze.

Und dann war seine Sandgrube, die er ihr einmal gezeigt, ohne daß sie etwas daran finden konnte. Macht nichts: sie war nur zu gesund, um Sinn für derlei haben zu können. Und dann war ihr Teich, wo sie Flachs rösteten, daran die Dorfmädchen sich an ganz klaren Abenden gerne verweilten. Es war ein ganz rundes Wasser. Fast schwarz vor den vielen Bäumen rundum, in deren Schatten man saß, weil das Mondlicht doch schädlich ist. Es war eine Helle, die aber keine Ferne vor silberigem Duft erkennen ließ. Und wenn dann die weiße und volle Kugel des Mondes, wie ein silberner Ballen, hindurchschwamm durch die geheimnisvolle Flut, und es knisterte im Röhricht, und der Kalmus würzte die Luft, und das Heu duftete so stark und so mächtig aufreizend durch die regungslose Nacht, und geschlossen und träumend schimmerte die eine weiße Wasserrose, so war das gar schön. Sie saßen im Kreis rundum, die Mädchen mit ihren Burschen und wisperten ernsthaft. Oder eine hob mit schriller Stimme — Sehnsucht im Auge und ein Licht auf den Wangen —, immer gute Noten zu hoch, irgend ein klagendes Lied an, und die anderen summten mit die traurige Weise, oder sie horchten nur und nickten mit den Köpfen den Takt. Er mußte zeitiger nach Hause. Darauf hielt die Hanka, die keinen hatte, mit dem sie ging, und in deren Obhut er hier erschien. Sie aber geleitete ihn immer zum Schloß, damit ihm ja nichts widerfahre, und so, im dunkelnden Laubengange war es geschehen, daß er beim Gutenacht noch lange und

suchend an ihr hinaufsah. Und sie neigte sich zu ihm, und recht wie eine Mutter von einem fügsamen Kind, so ließ sie sich von ihm auf die Stirne küssen. „Und nun wird der junge Herr zu Bett gehen." Sie aber saß noch gute Weile unter den anderen; ohne jeden Gedanken, ohne jede Erregung, sang sie mit ihrer tiefen Altstimme vor. Alsdann, gesellt die übrigen und sie einsam, schlenderte man durch die Dorfgassen, in denen unzählige Hunde in allen Tonarten den Mond anjammerten und den Heimkehrenden zublafften.

Es war eine stille Zeit. Und eine gesegnete Zeit. Noch ohne Aufregung und ohne bestimmten Wunsch, nur still und gesegnet, heilsam und erquicklich. Er schrieb seine Berichte über sein Ergehen an die Eltern und genoß sonst dies ruhige und friedliche Leben mit allen Sinnen. Er nahm sich in seinen Briefen, die ja offizielle Relationen zu sein hatten und pünktlich an die alte Durchlaucht zur Einsicht weiter befördert wurden, wohl in Acht, nicht zu sehr zu zeigen, wie glücklich er sich fühle. Aber ein Nachglanz dieser Mondnächte und des Ganzen, das ihm so wohltat, lag dennoch darüber, schimmerte in wärmeren Wendungen durch. Man sprach in Hradek schon davon, man werde einen guten Juristen aufnehmen und hinüberschicken nach Groß-Kumrowitz. Denn vielleicht werde es mit diesem guten Friedrich wirklich besser, nachdem die Branickys, wie in allem, so auch in der Gesundheit immer eine höchst ausgezeichnete Familie gewesen seien. Die alte Durchlaucht aber runzelte die Stirne: „Laßt ihn ungeschoren, wo er ist. Er war immer ein schlimmer Junge. Mir scheint, er enkanailliert sich wieder, dieser liebe Bedřich!"

Und in diesem „Bedřich“ lag eine Verdammung zum böhmischen Pöbel und eine Ausstoßung aus seiner Kaste für immer und unwiderruflich ...

* * *

Es war aber in der Hanka eine eigentümliche Schwüle. So, als breite sich der Sommer in ihr aus, erfüllte sie gänzlich und brütete über etwas, das zur Reife kommen müsse in ihr. Kein Bad brachte ihr Erquickung, und, war sie allein, so überflackerte es ihre Wangen oftmals wie mit einem Strohfeuer.

Wie ein Druck lag es auf ihr. In einem halben Schlummer ging sie durch den Tag. Dann brachte ihr die Nacht keinen rechten Schlaf, nur eine graue und bleierne Ermattung. Da waren Pausen — ihr endlos, die derlei nicht gewöhnt —, darin sie so unsäglich hellhörig war. Denn sie vernahm jedes Ächzen im Gebälk, den Pieplaut einer jeden Maus und manchmal einen ganz fremden Ton. Als zetere eine ungeduldige Klingel. Aber das war nur ihr junges und heißes Blut, das ihr so ungestüm in den Ohren sang.

Alle ihre Gedanken bezogen sich auf den einen, der ihrer Sorge anvertraut und mit dem sie so zusammengewachsen war. In einer unerträglichen Weise, die sie nach ihrer kraftvollen und tätigen Art erbitterte. Es war eigentümlich, mit welcher Helle und wieder mit welcher traumhaften Milde ihr alles im Gedächtnisse stand, das sich seit dem Tage seiner Heimkehr begeben hatte. So, als wär's umrahmt und irgendwie herausgehoben aus dieser sonstigen Dunkelheit, so daß man, unwiderstehlich genötigt, danach immer und nur

danach blicken mußte. Es war unerträglich, und die Hanka Dworzak mußte sich das wohl gefallen lassen. Nein — beim guten Heiland nicht!

Wie aber dem ein Ende machen? Sie dachte daran, alles liegen zu lassen und wieder in ihrer Mühle zu bleiben. Mochte der Mann da oben sehen, wie er ohne sie fertig wurde. Denn ganz und gar verrückt machen mit ihm wollte sie sich nicht. Und dennoch fiel ihr schon beim bloßen Gedanken daran ein Schrecken aufs Herz, ihn so völlig bezahlten Händen zu überlassen. Bezahlten Händen? Aber — sie erhielt doch auch ihren guten Lohn und hatte sich sogar nicht wenig damit gefreut, für ihr eigen und verdientes Geld bei der nächsten Kirmeß ordentlich aufzuhauen, so recht wie eine, die sich's leisten darf. Denn dem Alten was davon zu geben? „Könnt' mir grad' einfallen!" Und nun — ihre Freude war hin, und sie hatte gänzlich vergessen, daß sie doch auch im Dienst da oben stand ...

Es schmeichelte ihr allerdings, daß es der junge Herr, ein höheres Wesen und vielleicht einmal gar der Besitzer dieser Herrschaft war, der sich ihr gegenüber so fügsam erwies, daß er sie mit keinem ungehörigen Blick anzusehen wagte, trotz jenes einen Kusses keine Vertraulichkeit versuchte. Je — sie war eben wer! Und wiederum — das war ein Unglück. Denn anders hätte sie ihm einmal den Standpunkt klar machen können, daß ihm die Augen übergegangen wären, dem Schwächling, dem jämmerlichen. Wie's ihr nur einmal vor ihm gegraust hatte! Ordentlich und gehörig. Und das wollte so gar nicht mehr wiederkommen. Denn ihr Zorn war gemacht, in den sie sich so hineinreden

wollte. Und ihr Ekel war gemacht. Und nichts war echt, nur ihre rastlose Sorge um ihn.

Ein Ende mußte geschehen. Ein rasches und unwiderrufliches Ende, dachte sie und stierte in den dunkelnden Mühlbach, der so reißend dem Schlosse zu dahinbrauste. Das, was war, hatte keinen Sinn. Sie duldete das nicht mehr länger. „Ich will's!“ Und was die Hanka Dworzak will, das geschieht. Immer und just ...

Es war dunkel geworden in der Welt. Der Himmel hatte sich entfärbt. Erst überlief es stählern sein tiefes Blau; dann war's blau wie Schiefer, und endlich sah er bleifärbig nieder zur Erde. Ein Wehen begann irgendwoher und schwoll in gleichen Takten mächtig bis zum Sturm. Der duckte sich nun in sich; dann sprang er auf und hetzte über die flachen Felder, zauste die Rispen der Hirse und des Hafers, die allein noch nicht eingebracht waren. Recht wie ein Windspiel, das ziellos wildert und jagt und manchmal einen heftigen und gierigen Laut von sich blafft . .

Die Hanka stand da, aufrecht, und die Hand vor den Augen, die zornig und finster in dies Wirbeln sahen, das sie mit geheimnisvoller Macht in seine Kreise zog. Sie hatte doch zu Bett wollen. Und ganz gegen ihren Willen begann sie zu gehen — nicht aber der Mühle zu. Sie stemmte sich dagegen, ein grollendes Rot im Antlitz. Aber es trieb sie vor sich her einem Ziel entgegen, und sie war wehrlos dagegen, wie ein Blatt, das der Sturm jagt ...

Ja — die Fenster im Schloß! fiel ihr ein. Die hatte man sicher wieder nicht fest gemacht, wie sich's

gehören würde bei einem solchen Wetter. Denn die Beschließerin war alt und fast taub. Die hörte sicherlich nichts, und wenn die Welt in Franzen ging. Die Mägde aber, die hatten vor der guten Person keinen Respekt, waren durch die Bank nachlässig, und, wenn sie erst einmal in den Federn lagen oder sie steckten mit den Knechten zusammen, so konnte von ihnen aus geschehen, was da wollte. Der Schaden, den das wieder einmal gab für die Herrschaft! Wie das nur an den Bäumen riß, und wie sie sich ängstigten, sich zusammenkauerten, stöhnten und wimmerten, als täte man ihnen furchtbar weh! Und der junge Herr — wie sollte der schlafen in einem solchen Lärm und wenn es um ihn klappte, wie wenn Buben unordentlich und zum Spaß mit Dreschflegeln auf die leere Tenne herumdreschen?

Ja — aber die bekamen aber wenigstens zur Strafe voneinander manchmal gehörig eins vor die dicken Köpfe. Diese mannstollen Weibsbilder aber konnten treiben und versäumen, was sie mochten, und ihnen geschah niemals nichts. Da, dieses Klirren! So, jetzt war das Unglück fertig und der Schaden geschehen, und der Glaser und der Verwalter konnten mitsammen wieder einmal die Herrenleute betrügen, daß es sich schon auszahlte.

So etwas Sonderbares war diese Nacht. Wie verhext war sie doch! Da tauchten Lichter auf und schienen, und sie verschwanden wieder, wie ausgeblasen. Woher konnten sie kommen? Und das Schloß lag wie drohend da und schwieg, und in seinen allen Fenstern leuchtete nichts. Was ihr nur alles einfiel, was sie doch nur durchdachte, ohne eines klar zu fassen, auf diesem kurzen

Wege, den sie so oft und eigentlich ohne Gedanken durchschritten hatte, als wie froh sie sein würde, hätte sie den Tag hinter sich und könne wieder heim zu ihrer Mühle!

Das Schloßtor stand offen. Auch das war doch wie verwünscht. Aber recht war's ihr. Sie huschte in den dunkeln Flur, dann den langen Gang durch, an dessen Ende die eine, matte Lampe brannte, über den Hof. Vor dem Marienbildnis war Licht. Es war Samstag — Frauentag, an dem man die Mutter Gottes mit einem ewigen Licht ehrt.

In den Gängen, durch die sie huschte, atmete die Schwüle vieler versunkenen Sonnen. Das ganze Schloß war durchgeglüht. Das strömte nun von allenthalben auf sie ein und betäubte sie beinahe, die aus dem frischen Wehen dieser Nacht kam. Der Sturm hatte sich ihr auf die Brust geschlagen. Sie mußte sich rasten. Und nun, ja — ja, was wollte sie hier eigentlich? Was hatte sie ungerufen und zu schlafender Zeit eigentlich hier zu suchen?

Was aber würde man sagen, sähe man sie so? Sagen? So was traute sich doch niemand, und sie hatte das Recht, hier zu sein, wie nur eine, vielleicht die Pflicht, bei solchem Wetter nach ihrem Pflegling zu sehen, um den sich sonst gewiß keine Katze kümmerte. Es sollte sich nur einer trauen! Dem wollte sie's schon zeigen! Und sie fühlte, wie sich in ihr ihr gesunder und kräftiger Zorn hob.

Aber denken würde man sich allerhand. Mochten sie! Unter ihnen war sie lange noch die Beste. Und überhaupt — das war nur ihre Übereilung, und daß

sie immer nur tat, was sie wollte. Wär' sie im Schloß geblieben, wie man ihr zugeredet, dann hätte sie nicht not, um wem zu fragen und sein Gesicht. Nimmt man schon so eine Stellung an, so muß man sich nicht was extra ausbedingen wollen. Und sie mußt' immer anders sein und es anders machen, wie sonst jemand auf der Welt sich's einrichtete, und sie haderte heftig mit sich selbst.

Dabei ging sie aber immer vorwärts, ohne Besinnen und ohne sich selber einzubekennen, wohin? Und erst auf den wenigen Stufen, die zu der Stube des jungen Herrn emporführten, wußte sie, was sie hierhergejagt; sie wollte doch nie mehr kommen. Aber: Behüt' Gott sagen mußte sie ihm, und das war besser, man tat das gleich heute, statt wieder eine lange Nacht, in der man anderen Sinnes werden konnte, darüber verstreichen zu lassen ...

Wenn er nur was brauchen tät' und läuten möcht', dachte sie sich. Denn mit jedem Atemzug wurde sie verzagter, erschien sich töricht und schämte sich, ohne zu wissen, warum oder vor wem? Aber sie konnte auch ungerufen nachsehen, wie es ihm ging und ob er nichts nötig hätte. Oder nicht? Nur, daß sie so komisch unsicher war. Also, dachte sie sich, klingelt er, so soll ich. Wenn nicht, so dreh' ich mich nach Haus. Und fing zu zählen an, langsam, während ihr Herz viel schneller mitschlug. Und dann fiel ihr ein, daß sie sich keine Zahl als Ziel gesetzt. Also: Sie wollte anklopfen. Schlief er schon ... ging sie. Denn die ganze Nacht da im Winkel stehen, wie ein Schulmädel, das was angestellt hat, das tat die Hanka nicht.

Sie pochte an. Ganz schwach. Und dennoch erschrak sie. So laut klang es, daß sie meinte, das ganze Schloß müsse aufwachen und zusammenlaufen.

„Herein!" wie aus weiter Ferne, müde, gedämpft ...

Sie atmete tief auf und öffnete die Tür. Eine einzige Kerze, viel zu matt für den großen Raum, glomm über ihn hin, der mit geschlossenen Augen auf seinem Bette lag. Die festen Schritte des Mädchens klangen, hallten nach an der hohen Wölbung. Er erkannte sie daran, richtete sich, ein freudiges Licht in seinen Augen, auf: „Du bist es, Hanka?"

„Ja — ich bin's, junger gnädiger Herr."

„Wie wenn man dich bestellt hätte! Mir ist grad jetzt bang um dich gewesen."

„So?"

„Ja, es geht so ein Sturm. Und ich kann nicht schlafen" ...

„Ja. Ein Sturm geht." Und sie blickte feindselig nach ihm.

Ein kurzes Schweigen. Dann: „Und der junge Herr braucht nichts?"

„Nein. Brauchen tu' ich nichts. Nur der Fensterflügel da nebenan macht einen solchen Spektakel. Möchtest du ihn nicht festmachen?"

„Ja." Und ganz aufgeräumt kam sie wieder. „Nämlich, das hatt' ich mir gedacht. Und darum bin ich gekommen."

„So? Das ist brav von dir," lobte er.

„Ja — und weil ich morgen fortgeh" ...

„Wohin denn? Und wann kommst du wieder?"

„Gar nicht mehr. Aus dem Dienst geh' ich" ...

„Aus dem Dienst?" Er fuhr auf in einem Schrecken.

„Ja. Also hab' ich mir gedacht, ich will dem jungen Herrn noch Adieu sagen."

„Und warum gehst du fort, Hanka?"

Keine Antwort. Nur mit finsteren Brauen blieb sie an ihrer Stelle.

„Und warum gehst du fort, Hanka?" Wie schmeichlerisch das nur klang.

„Magst du mich immer noch nicht? Ist es dir ganz gleich, wie es mir geht?"

„Könnt' ich nicht sagen. Geht keinen nix an."

„Oder hat dir wer was getan?"

„Mir getan hat niemand nix."

„Also" — noch inständiger — „warum gehst du fort, Hanka?"

„Weil ich will," kam es schroff und fast gehässig zurück.

„Ja — aber warum willst du nicht mehr?"

„Mir paßt es nicht. Feldwerk bin ich gewöhnt und keine Tagediebin, wie sie alle hier sind."

„Ja — dann kann ich dich nicht halten. So behüt' dich Gott, Hanka."

„Junger Herr — behüt' Gott," und sie wendete sich.

„Hanka!"

„Was noch?" das klang wie ein Schrei niedergezwungener Aufregung.

„Die Hand könntest du mir geben zum Abschied."

Ein Achselzucken: „Wenn dem jungen Herrn daran liegt," und widerwillig, mit zusammengepreßten Lippen,

um die ein Zucken ging, und niedergeschlagenen Augen bot sie ihm die Rechte.

Es war um sie sehr stille geworden. Der Sturm verschnaufte, der vordem ungestüm trotz der dicken Mauern einen schrillen Laut in ihre Reden hineingerufen. Zwischen ihnen beiden züngelte dies eine, arme Kerzenlicht. Er hielt nachdenklich und jenes sonderbare Herrenlächeln um den Mund, das sie an ihm liebte und fürchtete, ihre Hand, streichelte sie, spielte damit, und ihr war dabei recht zum Weinen. Durch die Stille drang ein kreischender Ton. Ihr ward zum Umsinken. Sie erschrak. Ihr Herzschlag setzte aus; das große Schloßtor ward zugetan. So ganz aus der Zeit ist sie gewesen, daß sie's viel später gemeint, als es in der Stunde war. Und nun war sie abgeschieden von aller Welt und eingeschlossen mit ihm. Sie durfte ihn nicht ansehen. Denn sonst wußt' er alles, was in ihr war. Und das durfte nicht sein.

„Hanka!"

„Was, junger Herr?" und ein trauriges Lächeln, da sie ihn nun, zum erstenmal, ansah.

„Beib bei mir, Hanka!"

Sie schüttelte abwehrend den Kopf. Draußen aber gellte der Sturm auf. Er rasselte über das Dach. Er winselte, wie ein kranker Hund. Er zerrte, wie gewalttätig ein Obdach heischend, mit Macht an allen Läden. Und der junge Barnicky ward blaß und sah sie flehend an: „Bleib bei mir, Hanka! Ich fürcht' mich so."

Sie fühlte seine Arme um sich. Was die doch für eine Gewalt hatten. Wie schwer sie nur waren und

sie niederzogen. Und ihre Kniee gehorchten nicht, und sie konnte sich nur mit Not und allem Willen aufrechterhalten. Und was für ein Licht in der Stube war. So eine große, große Helle, der sie zutaumelte, um verschlungen zu sein von ihr ...

Fortab blieb die Hanka Dworzak im Schlosse. Da sie aber am sehr hellen Sonntagsmorgen zur Kirche ging — noch lagen allenthalben ihr im Weg Reiser und Zweige der Sturmnacht — da machte sie der Mutter Gottes ein recht verschmitztes Gesicht ...

* * *

„Ihr Glück hat sie gemacht, die Hanka," begann am Weiher eine der Mägde, zu denen sich das Mädchen nun nicht mehr gesellte. „Ja, ein Glück! Nicht rühren möcht' ich daran," rief eine andere dazwischen. Die Burschen aber stießen sich an, pafften stärker und grinsten breitmächtig: „Was die nun großartig ist, wenn man sie hört!"

„Wird aber nicht dauern, das Glück," meinte wieder eine melancholisch. „Schad't nix, ihr Glück hat sie gemacht, die Hanka. Eine Durchtriebene war sie immer. Er hat viel Geld, und so krank ist er und ihr dankbar. Und so ein nobler Herr war er immer, und er wird sie nicht vergessen, wenn er einmal fortgeht."

„Vielleicht heiratet er sie gar. Man hat derlei schon erlebt," piepte dazwischen eine ganz junge, den Kopf noch voll romantischer Vorstellungen.

Gekicher. Dann, als ein unternehmender Jüngling so ein rechter Spaßvogel, gar den Pfarrer und seinen grundtiefen Baß nachahmend, die ehrsame Jung-

frau Hanka Dworzak und den hochgeborenen Herrn Friedrich Branicky auf Wranow verkündigte, ein helles Gelächter. Die Naive aber schämte sich ihrer Dummheit sehr, so daß sie einen heißen Kopf bekam.

„Ihr Glück hat sie gemacht, die Hanka," klang es vielstimmig durch das ganze Dorf. Auch um Herrn Dworzak, wenn der als ein gesetzter Familienvater sich gelegentlich wieder einmal im Wirtshaus zeigte und nachdenklich als ein Denker hinter seinem Glase Bier saß, das er sich nun öfter vergönnte. Freilich, man sprach ihm nicht davon. Wozu ihm die Freude einer Komödie der sittlichen Entrüstung verschaffen, ohne die es bei ihm nun einmal nicht ging? Denn er war ein muckischer und hinterhaltiger Geselle, der es mit keinem anderen und vielleicht mit sich selber nicht so recht gut meinte. Aber die Worte klangen ihm aus jedem Gruß entgegen. Er war noch mehr als vordem eine Respektsperson unter diesen armen Kleinhäuslern. Du lieber Gott! er mochte tun, wie er wollte, er stand nun doch in der allerunmittelbarsten Beziehung zur Herrschaft und konnte nützen oder schaden. Und, wenn der alte Dworzak einem was heimzuzahlen hatte oder er konnte einem lieben Nächsten nur und fest und hinterrücks eines aufsalzen, so tat es der schlechte Duckmäuser gewiß!

Es war aber dem Müller gar nicht danach. Im Gegenteil: ihm war sehr jammervoll und so zu Mut, als hätte ihn der liebe Gott ganz verlassen.

Ja, man hatte eben nie einen rechten Dank von den Kindern. Gut, die Hanka hatte ihr Glück gemacht. Aber wem dankte sie's? Wem? Doch nur ihm. Denn

hätte er sie nicht im teuern Kloster was lernen lassen, sie nicht von Jugend auf tüchtig zur Arbeit angehalten, so wäre sie doch nie zu so was gekommen. Oder wie denn?

Und anfangs, wie die Geschichte ruchbar ward, da hatte er sich im Kämmerlein die Hände gerieben und seinen Hut schief gerückt, wie einer, der sich die Welt kaufen will. Der Hut kam wieder, wohin es sich gehörte. Vor der Hanka aber hatte er ein finsteres Gesicht gemacht und ihr Moral gepredigt. Natürlich — er wußte doch, was sich schickt und was ein Vater zu tun hat in einem solchen Fall, wenn er schon seit seinen besten Jahren ein betrübter Witwer ist und nur nicht geheiratet hat, damit sein einziges Kind keine Stiefmutter kriegt. Geopfert hat er sich für sie. Und nun?

Nicht einmal ihren Lohn gab sie ihm. Kein Mensch ahnte, wo sie das viele schöne Geld hintat. Und ermahnte er sie zum Guten, so lachte sie ihm ins Gesicht, die alberne Person, die niemals einen ordentlichen Respekt vor ihm oder dem vierten Gebot gehabt. Und er hätte so viele Wünsche auf dem Herzen gehabt! Da war eine Wiese. Mitten durch seine Felder schnitt sie ihm, und der Verwalter, dieser Räuber, wollte sie ihm nicht verkaufen, so daß man sich auf seinem eigenen Grund nicht einmal ordentlich rühren konnte. Rein aus Bosheit tat er so. Weil er einen drangsalieren mußte, sonst schmeckte ihm sein Bier nicht. Daß er daran ersticken würde! Und der Pacht ging zu Ende, und man hätt' ihn jetzt so kommod und auf lang hinaus und wie unter Brüdern und Bluts-

freunden festlegen können. Und die Hanka wollte kein Wort reden, der schlechte Racker. Nicht um die Wiese, nicht um den Pacht. Und wollte sie nun einmal nicht, so gab's gegen sie niemals ein Mittel. Nicht, wie sie noch Kind war.

Ja, man hatte sein Kreuz auf der Welt! Und man durfte den Leuten nicht einmal zeigen, wie arg heimgesucht man war. Sonst spotteten sie einen noch aus oder hielten ihn für dumm. Es tut aber weh, so in seinen begründetsten Hoffnungen betrogen zu werden. Einen haben, der dort ist, wo es die Dukaten schneit, und er will sich nicht einmal bücken um den lieben Segen! Aber, wenn sie ihn einmal brauchen würde, die Hanka! Sie sollte spüren, was ein gekränkter Vater kann.

Ganz seiner, das heißt eines wahren Weisen würdig, benahm sich in der Sache nur einer. Und das war Hynek Potremba.

Daß etwas vorging, hatte niemand so zeitig gewußt, wie er. Nicht einmal sagen hätt' er können, woher er es wußte. Er war aber einmal von Natur hellsichtig und verstand sich Zeichen zu deuten, an denen Dümmere stumpf und blind vorübergingen. Nur, in welcher Richtung sich etwas begab, das war ihm dunkel und schaffte ihm schwere Gedanken, wenn er gesammelten Geistes und überlegend vor seiner Kerze saß.

Nicht als wäre ihm die Tatsache an sich gleichgültig gewesen. Es gibt Dinge, die man tausendmal in seine Rechnung gezogen haben darf, so daß man meint, so ausgesöhnt mit ihnen zu sein, als dürften

sie jede Stunde eintreten und sie würden einen aber schon gar nicht mehr berühren — und nun werden sie wirklich, und es ist dennoch ein entschiedenes Mißbehagen, das sie mit sich bringen. Hynek regte sich auf, kränkte sich sogar in seiner verschlossenen Weise. Nun hätte sie ihm Zigarren bringen dürfen, er hätte sie gewißlich nicht geraucht. Der Weise aber überwindet solche Wallungen und läßt sich dadurch nicht beirren, über den verdrießlichen Augenblick hinweg sein eigentlichstes Ziel im Visier zu behalten. Ihm allein geht aber auch alles zum guten aus; seiner gelassenen Seele entwirrt sich, worin die Narren wie in einem Fischernetz verfangen werden und sich abzappeln.

Angebandelt hatte die Hanka nun einmal. Das war ein fatales Faktum. Aber sie hatte sich durchaus nicht weggeworfen. Im Gegenteil. Und für jeden, mit dem sie im Schloß zu tun bekommen konnte, wäre sie eine gute Partie gewesen. Keiner, ohne Ausnahme, durfte daran denken, sie nur als Geliebte zu nehmen, die man wegtut, wenn man genug davon hat. Jeder machte einen Treffer, wenn er sie bekam. Denn sie war ein schönes Mädel, sie konnte arbeiten, war eine brave Person und reich — reicher, als einer außer dem Hynek so genau wissen konnte.

Sogar vor dem jungen Förster hätte er sich fürchten müssen, er werde ernst machen trotz grünem Rock und Studien. Nur bei einem war jeder Gedanke an eine Ehe so unbedingt ausgeschlossen, als wär' er ein Priester. Und just mit dem hatte sie sich eingelassen! Wenn das nicht Glück war — so gab es keines!

Und so, während ihm oftmals ganz ungemütlich ward bei dem Gedanken an den jungen Herrn und die Hanka, in allen Bitternissen einer törichten Eifersucht, die ihn manchmal beschlichen, genoß Hynek das Glück und die einzig süße Befriedigung des klugen Mannes, dem ein würdiges und langersehntes Ziel eben durch jene Widerwärtigkeiten greifbarer und näher, ja unentrinnlich wird.

Das war ein Übergangerl, was die Hanka durchmachte. Darüber regt man sich nicht auf — denn nur dadurch kam sie doch dahin, wo man sie wollte.

Wie oft und wie ernst der junge Branicky gerade daran dachte, was dem Mühlknappen so ganz außer aller Möglichkeit zu liegen schien, dies ahnte der Hynek zu seinem Heile und zum Heil seines Seelenfriedens nicht, um den es sonst für gute Zeit geschehen gewesen wäre. Denn das Mädchen war dem jungen Baron sehr wert geworden. Mit jedem Tag, den sie um ihn war, wurde sie ihm teurer. Sie war gut und uneigennützig, und sie sorgte für ihn mit einer immer gleichen Hingebung, die keine Arbeit und keine Stunde verdroß. Sie kommandierte mit ihm freilich herum. Nun, das war nun einmal ihre Art: sie machte ihm Spaß, und vielleicht brauchte er just so etwas, das ihn meisterte und kurz hielt, sollte er jemals genesen und in die Welt.

Man würde ihn freilich enterben. Und mit dem Kämmerer war es aus für seine Nachkommen. Das verschlug ihm nichts. Was man ihm nicht nehmen konnte, was sein vollkommen freies Eigentum vom Großvater her war, das war überreichlich genug für

ihn und sie. Und — der Gedanke kitzelte ihn allmächtig, seiner Familie und besonders der alten Durchlaucht mit dieser Schwiegerenkelin eine rechte Freude zu machen. Das gäbe Augen, wie sie noch nie geguckt wurden. Er mußte oftmals hell lachen, wenn er sich die Wirkung bis ins kleinste ausgemalt, die Fürstin mit ihrem „Wieder so ein Streich dieses guten und nicht ganz zurechnungsfähigen Bedřich!" sich vorgestellt. Dann sah ihn die Hanka verdutzt und neugierig an.

Davon aber sprach er ihr niemals. Und sie dachte mit keinem Gedanken daran. Das gibt es nicht, seit es eine Herrschaft und Dorfleute gibt. Ihm aber stand nur ein Hindernis im Wege: er war noch nicht großjährig, und sie würden ihn gewiß nicht vor seiner Zeit mündig machen. Und wenn er sich wieder einmal seines Zustandes klar wurde, so betete er um nichts, nur daß er diese Frist erlebe.

Während es aber um sie also munkelte und schwirrte, während man sich in Hradek, genau durch den Verwalter informierte, über die jüngste Affäre und den sonderbaren Geschmack dieses Schmerzenskindes mokierte, genossen diese beiden, was dennoch Glück war. Und das Gefühl seines nahen und von der Natur selbst gesetzten Endes erhöhte alles, was sie füreinander hatten, ein Taumeltrank und eine Würze, getan in den allerstärksten Wein . . .

* * *

Also verging der Sommer. Er verran ihnen gesegnet und in rechter Fülle, die jeden Wunsch stillt,

und keinem Gedanken Raum gönnt, der über die nächste Gegenwart hinausschweifen will.

Bis tief in den September hinein war es schön und warm geblieben. Desto mächtiger und gewaltsamer herbstelte es dann. Ein endloser Regen spann seine grauen Strähnen zwischen dem sehr niedrigen Himmel und der nackten Erde. Er schwemmte das Laub weg, das traurig den Mühlbach hinab trieb. Er verwusch alle Farben. Die Abende dehnten sich trostlos und so still. Die Schatten, die kaum daraus gewichen waren, krochen wieder durch das Schloß der Branicky und in eine Seele.

Nur die Hanka merkte nichts davon. Sie war eins mit der Natur und ihren steten Wandel gewohnt, der den jungen Baron wie ein neues Erlebnis aufregte. Sie war wieder ruhig und in sich geschlossen. Nur reizbarer und manchmal wie verträumt war sie. Sie hatte anderes zu denken. Ihr Sommertraum ging nun zu Ende. Was lag daran? Seine Ewigkeit hatte sie niemals gehofft, und er war köstlich gewesen.

Dem jungen Branicky aber ging es mit jedem Tag übler. Erscheinungen, die geschwunden waren, meldeten sich mit einer erschreckenden Heftigkeit wieder. Die letzte Rast, die ihm sein Leiden gegönnt, lief ab. Er dachte an Flucht nach dem Süden. Aber die Hanka? Würde die mit ihm? Und konnte er noch ohne dies sonderbare Mädchen sein, das sich so gar nicht um die eigene Zukunft zu kümmern schien, die ihm solche Sorgen und Erwägungen in seine peinvollen Nächte trug?

Sie nahm kein Geschenk von ihm. Nur eine Korallenschnur, deren Kostbarkeit sie nicht ahnte, um den braunen Hals, der so schlank und kräftig den für ihre Gestalt zu kleinen Kopf trug, hatte sie immer. Und einen Ring, das Zeichen ihrer Verbindung, hatt' er ihr an jenem Morgen an den Finger gesteckt, der sie verbunden gesehen. Ein Rätsel war sie ihm, in jedem Sinn ein Rätsel. Desto mehr beschäftigte sie ihn. Denn sie war so eigen ernsthaft. Und eine leise Würde war über ihr. Lange konnte sie stumm nachdenken. Aber unglücklich oder nur irgendwie gedrückt erschien sie ihm nicht. Denn in ihren dunklen Augen war immer ein goldiges Licht, als hätten sie den Glanz aller Sonnen in sich gesogen, und der quelle nun vor, die sie gemeinsam genossen.

Alles Gerede war verstummt, da man sah, wie frei und unbekümmert darum sie sich zueinander bekannten. Nur der alte Dworzak konnte sich mit seinem Geschick nicht aussöhnen, das ihn zum Darben verurteilte, wo ihm nach allem Recht die Fülle hatte werden müssen. Er hatte die merkwürdigsten Träume. Er stand vor Haufen Goldes, und etwas stak ihm im Leib, und er konnte sich nicht bücken. Warf er sich zur Erde, dann war's unmöglich, sich mit seinem Raube zu erheben. Er verkümmerte ordentlich. Und nur die Schadenfreude, wie das mit der Hanka endigen und wie sie sich danach benehmen würde, hielt ihn noch aufrecht. Denn eine Strafe mußte und sie sollte ihr vergönnt sein. Mochte sie dann nur jammern und spüren, wie das tut, wenn man um all

seine Hoffnungen geprellt worden. Sein Kind war sie nicht mehr, der Nickel!

Ein grauer Morgen war aufgekrochen. Mühselig, wie nach einer durchwachten und verdrießlichen Nacht, langsam, als sei er gar nicht neugierig, zu sehen, was sich auf dieser garstigen und lehmfarbenen Erde begeben. Es war eine frostige Luft.

„Hanka!"

„Was will der junge Herr?"

„Hanka — komm zu mir. Näher, ganz nah. Ich hab' keinen Atem mehr und möcht dir was sagen, was kein Mensch hören soll."

Sie setzte sich auf sein Bett. „Hat's gar so Eile, junger Herr?"

„Es hat. Hanka — es geht zum End'."

Sie verfärbte sich, so bestimmt sie gewußt hatte, das müßte kommen. Aber sie faßte sich: „Und wann wird der junge Herr reisen?"

„Reisen werd' ich nicht mehr, Hanka" . . .

„Da red't der junge Herr wieder, wie ein rechter Narr. Ich werde noch heute seinen Koffer packen. Da hier ist jetzt kein Leben für den jungen Herrn."

„Du bist ein braves Mädel, Hanka, und ich habe dich sehr lieb."

„Hab' ich schon einmal gehört. Weiß ich schon. Hätt's erwarten können, bis ich mit dem Aufräumen wäre fertig gewesen."

Er fingerte an ihrer Hand. „Mir ist's nicht ums Dummheitenmachen" . . .

„Es scheint doch," lachte sie, um ja nicht merken zu lassen, wie beklemmt sie sei.

„Hanka — es geht mit mir zum End'."

„Hat mir der junge Herr schon einmal erzählt. Davon will ich nichts wissen. Das tu' ich nun einmal nicht glauben."

„Wirst's schon glauben müssen. Seit heute Nacht weiß ich's. Ich gehe nicht mehr fort von hier. Auf meinen Füßen sicher nicht."

„Der junge Herr soll nicht so reden," schrie sie auf. „Ich leid's nicht."

Er sprach unendlich leise. Und über seiner Stimme lag's wie ein Flor: „Arme Hanka, dir wird's leidtun um mich" . . .

„Barmherziger Jesus. Leid, sehr leid."

„Und ich möcht' gern was für dich tun, Hanka."

Ein ernsthaftes Kopfschütteln. „Ich nehm' nichts. Nichts, was man für einen Groschen zu kaufen kriegt."

„Hanka!"

„Nix. Ich hab's gesagt. Und was die Hanka Dworzak sagt, gilt in Ewigkeit."

„Ich möcht' dir aber gerne etwas lassen für alle deine Liebe und Gutheit" . . .

Ein eigentümliches Lächeln. Etwas verschämt und dennoch freudig von innen heraus: „Darüber muß sich der junge Herr nur keine Gedanken machen" . . .

„Wenn ich es aber dennoch tue."

„Er soll es nicht, es ist nicht nötig, daß er sich das Herz noch schwerer macht, als es ihm schon ist. Ich werde etwas haben, was mich immer erinnert auf ihn" . . .

„Hanka!" Er richtete sich halb auf, stützte sich

auf den Ellenbogen, sah ihr angespannt in die Augen. Mit einer Verzweiflung. Sie nickte ernsthaft mit dem Kopfe und erwiderte seinen Blick. Er aber schrie auf: „Das wäre aber schrecklich, Hanka!“

„Ja, warum wär' es schrecklich? Wen geht's was an, wenn nicht mich?“

Er vergrub sein Gesicht in den Kissen und stöhnte. Sie ließ ihn ein Weilchen verwundert gewähren. Dann, mit einer unendlich mütterlichen Gebärde, neigte sie sich zu ihm und hob ihn, der sich in seiner Aufregung sperrte und bitterlich, wie ein krankes Kind weinte, mit ach so leichter Mühe zu sich empor: „Der junge Herr muß sich nicht so kränken um mich. Gleich wird ihm schlechter sein“ . . .

„Ich tu's nicht um dich.“

„Ja, warum denn?“

„Um das Kind.“ Das war ein röchelnder Aufschrei.

Sie verstand ihn nicht. „Soll er nicht. Daß es nicht nach dem jungen Herrn heißen wird, hab' ich doch eh' gewußt. Ich hab' den jungen Herrn lieb gehabt. Ich will's auch schon lieb haben.“

Er war ganz fassungslos: „Aber ich bin krank, Hanka.“

„Nun?“

„Du begreifst immer noch nicht?“

„Nein. Ich bin ein dummes Mädel. So soll mir's der junge Herr erklären.“

„Und ich habe es mit der Lunge, und also wird es das Kind auch damit haben und wird ohne ehrlichen Namen und siech sein.“

„Woher weiß der junge Herr das alles? Glaub' ich nicht."

„Es ist aber so."

„Glaub' ich nicht." Sie legte seinen Arm um ihren Hals und eindringlich sprach sie: „Glaub' ich nicht. Ich weiß auch, da war der Schullehrer, der hat's damit gehabt. Und was sie von Kindern gehabt haben, das ist gestorben noch vor ihnen. Aber sie hat doch auch ausgesehen, als käm' nur ein schlechtes Wasser und kein Blut, wenn man stechen möcht' in sie. Und gehungert haben sie mehr als genug, und keines hat eine ordentliche Pflege gehabt. Wird bei mir anders sein. Glaub' ich nicht." Und sie streichelte ihm die mageren Wangen. „Junger Herr, mein Bedřich kränk dir nicht das arme Seelchen." Und das Du, das sie niemals trotz seines Wunsches über die Lippen gebracht, es floß ihr nun vom Munde.

„Da kannst du nichts ändern, Hanka."

Sie ließ ihn sehr sacht niedergleiten. Dann richtete sie sich auf. In ihrer prächtigen Kraft, in ihrer ganzen, schönen Gesundheit stand sie, ihrer selbst bewußt, vor ihm: „Ein dummes Mädel bin ich, junger Herr. Aber eines weiß ich, weil ich's gesehen habe mit meinen eigenen Augen und nicht einmal, sondern vielmals, und in jedem Frühjahr: nachdem der Boden ist, danach wächst es auf ihm. Ist der junge Herr krank, so bin ich desto gesünder, und ich glaube, mein Kind ist es am Ende doch auch."

„Wie stark du nur bist, Hanka."

Sie lächelte: „Eines muß es wohl sein. Und ich sag' dir, Bedřich, es wird leben, und ich werde

darauf schon Acht geben, daß es mir gesund bleibt und stark wird" . . .

„Und was willst du damit?"

„Bedřich soll er heißen. Und ein ordentlicher Mensch soll er werden, daß jeder seine Freude mit ihm hat. Und kommt er zu seinen Jahren, so will ich ihm sagen: der und das war dein Vater, und er hat von dir fort müssen, ehe du noch gelebt hast" . . .

„Und meinst du nicht, er wird schlecht von dir denken?"

„Möcht' ich ihm zeigen, dem Lumpen!"

„Hanka!" er richtete sich mit großer Mühe auf. Sie legte sein Haupt an ihre junge Brust. Dann: „Nun ist's genug, Bedřich. Der junge Herr muß schlafen."

* *
*

Es war um den Notar in die Stadt geschickt worden. Er kam und hatte eine lange Konferenz mit Friedrich Branicky, in der sein juristisches Wissen vor dem entschiedenen Willen des Kranken unterlag.

Dann jagte ein reitender Bote durch die kahlen Wälder mit einer Depesche nach Wien.

Dann standen sie im Schloßhof in ängstlichen Gruppen. Der Tod war im Vorhaus. Ein Blutsturz war zur Nacht über den jungen Herrn gekommen und keine Rettung mehr. Und die Dörfler harrten vor der Türe, bis der Herr Dechant, trotz des mürrischen Wetters er selber, mit dem klingelnden Ministranten vor sich und dem heiligsten Gut in der

Hand vorüberschritt, knieten nieder und taten ein frommes Gebetlein.

So geschah's auch vor der Mühle. Da zwinkerte Hynek dem grauen Himmel entgegen, die Müllerburschen um ihn. Und einer meinte, als der traurige Zug vorüber war: „Nun wird unsere Hanka wohl sehr weinen."

„Wird sie? Kann schon sein. Er war ein sehr guter Herr zu ihr gewesen," antwortete der Hynek.

„So sehr weinen wird sie. Erbarmen wird es einen."

„Weil sie ein christliches Gefühl in sich hat und sie das junge Blut erbarmt, das sie so lange gepflegt hat."

„Wie eine Witwe tun wird sie. Ganz wie eine Witwe, nur nicht in Schwarz."

Der Hynek antwortete nichts. Nur sehr scheel sah er den anderen an.

„Und stärker ist sie geworden. Und man meint" ... Was man meine, sagte er nicht. Das lag in dem unverschämten Blinzeln seiner Augen.

Er wär' auch nicht weiter gekommen. Denn nun kam ihm eine Erleuchtung, und es schien dem Hynek der Augenblick zu einer Tat. Mit einem einzigen Streich schlug er den anderen nieder, daß er platt und schmerzlich verdutzt dalag: „Lump elendiger! Ich werde dir zeigen, mein Kind zu einem Bankert zu machen, noch eh's auf der Welt ist."

Mit diesem einen Schlag hatte alles Gerede ein Ende. Keiner verlangte sich den anderen. Und in allem ihren Leid dankte es ihm die Hanka, daß er ihr Ruhe geschafft.

Und dann erfüllte sich das Schloß mit düsterem Trauerpomp. Und alles kam, selbst des Herrn Dechanten Rede kam bis aufs Wort, wie der verlorene Mann in seinen Visionen vernommen. Auch die Nachrede. Nur das junge Weib hatte er nicht geahnt, das im dunkelsten Winkel der Kirche kniete und mit Gewalt an sich hielt, um nicht seinen ganzen Schmerz zu zeigen, das nicht zu bewegen war, im Leichenzuge mitzugehen, obzwar es der Pflegerin des Toten gebührt hätte. Sie wollte sich nicht hähmisch und feindselig von seiner Sippe begaffen lassen. So galten ihm ehrliche Tränen.

Ihr Vater hatte sich mit ihr ausgesöhnt. Denn man berief ihn aufs Schloß, verlängerte ihm den Pacht und gab ihm eine ansehnliche Summe als Legat für die treue Pflege des jungen Barons, und, meinte der Verwalter, bei dem es ohne etwas Heimtücke nicht abging, zugleich als eine Abfindung und einen Erziehungsbeitrag. Davon aber erfuhr die Hanka nichts. Es gibt Dinge, von denen Kinder nichts zu wissen brauchen.

*   *

*

Auf der Mühle haust nunmehr seit Jahren das Geschlecht der Potremba.

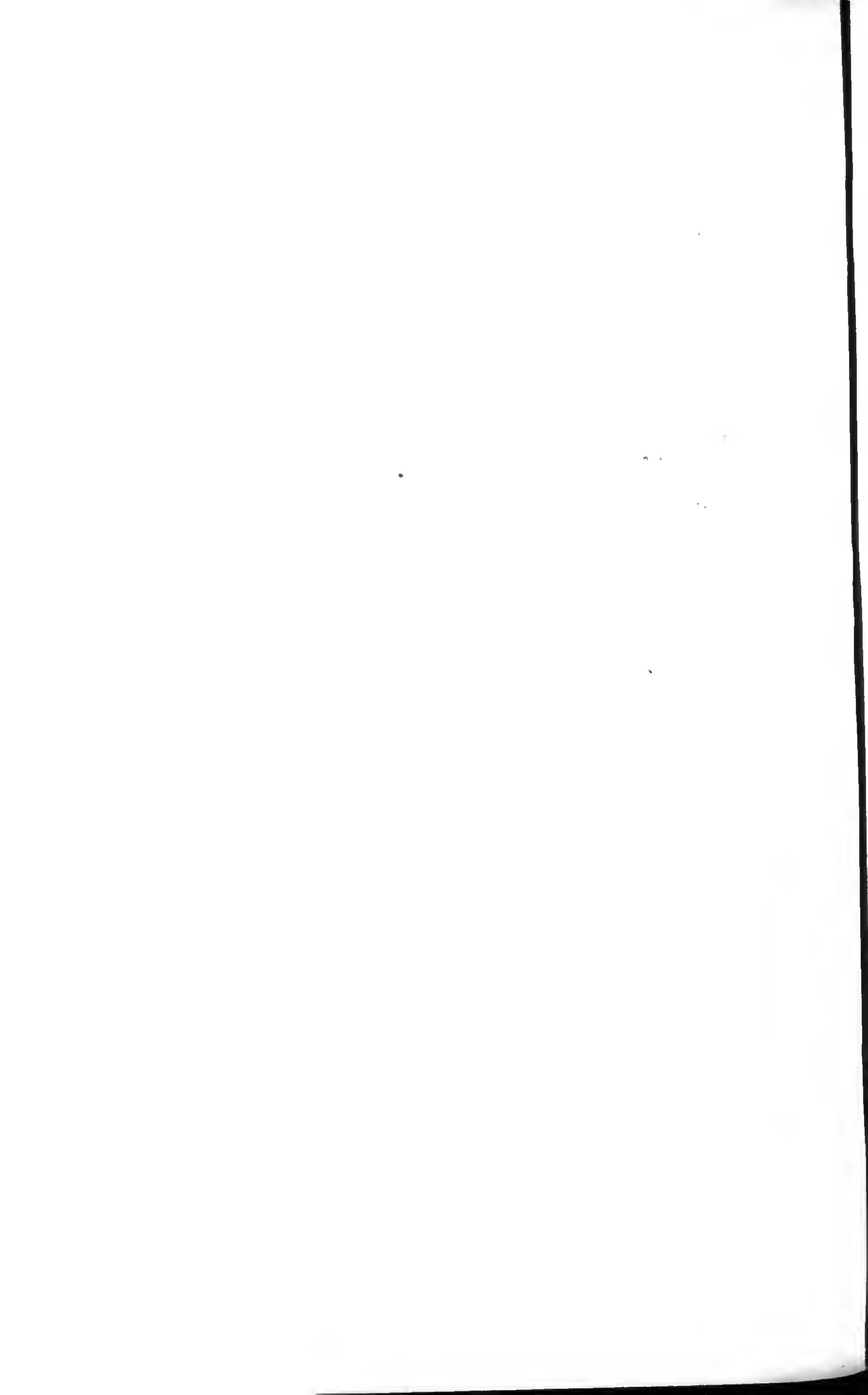
Es sind gewalttätige Buben. Käme ihnen der Teufel selbst in die Quere, so hat er von Glück zu reden, wen er ungezaust und nur mit einem blauen Auge entrinnt. Der wildeste und begabteste war von Anbeginn der älteste.

Der Müller sitzt so recht warm im Glück. Denn ihm gedeiht alles zum Segen. Und er darf sich was zugute tun auf sein Glück und seinen Reichtum. Nicht ohne Kampf, vielmehr als Lohn seiner weisen Lebensführung sind sie ihm doch geworden. Die Hanka herrscht im Hause mit dem Recht des Selbstverständlichen.

Einmal, nach zehn Jahren, kam die Herrschaft wieder einmal nach Groß-Wranowitz. Ein brauner Junge stand gerade über einem Knaben und hämmerte nachdrücklich mit Gewissenhaftigkeit auf ihn los. Die Baronin faßt' ihn ins Auge und stieß die alte Durchlaucht, die steinern zu ihrer Rechten saß, an: „Erinnert er dich nicht an wen? Nur stärker ist er, als der jemals war.“ Die Fürstin hob ihr Lorgnon, das sie noch hochmütiger erscheinen ließ. Dann: „Kann sein, man hätte doch nicht herkommen sollen. Das sind fatale Reminiszenzen. Aber, — wenn der Name aus dem Spiele bleibt, so könnte man um des armen Bedřich willen ein weiteres für den Buben tun. Wär' er nur nicht immer so du mauvais goût gewesen!“

Gegenwärtig macht Dr. Bedřich Potremba, nachdem er die medizinischen Studien an der Universität zu Wien löblich absolviert hat, seine Spitalpraxis. Ein sehr gescheiter und tüchtiger Mensch, nur von einem Jähzorn, der bei seiner ungemeinen Körperkraft nicht unbedenklich ist. Er genoß ein Stipendium der Herrschaft und kann, wenn er nur will, jeden Tag als Gutsarzt angestellt sein. Die Nähe seiner Mutter, an der er mit einer ausschließlichen Leidenschaft hängt,

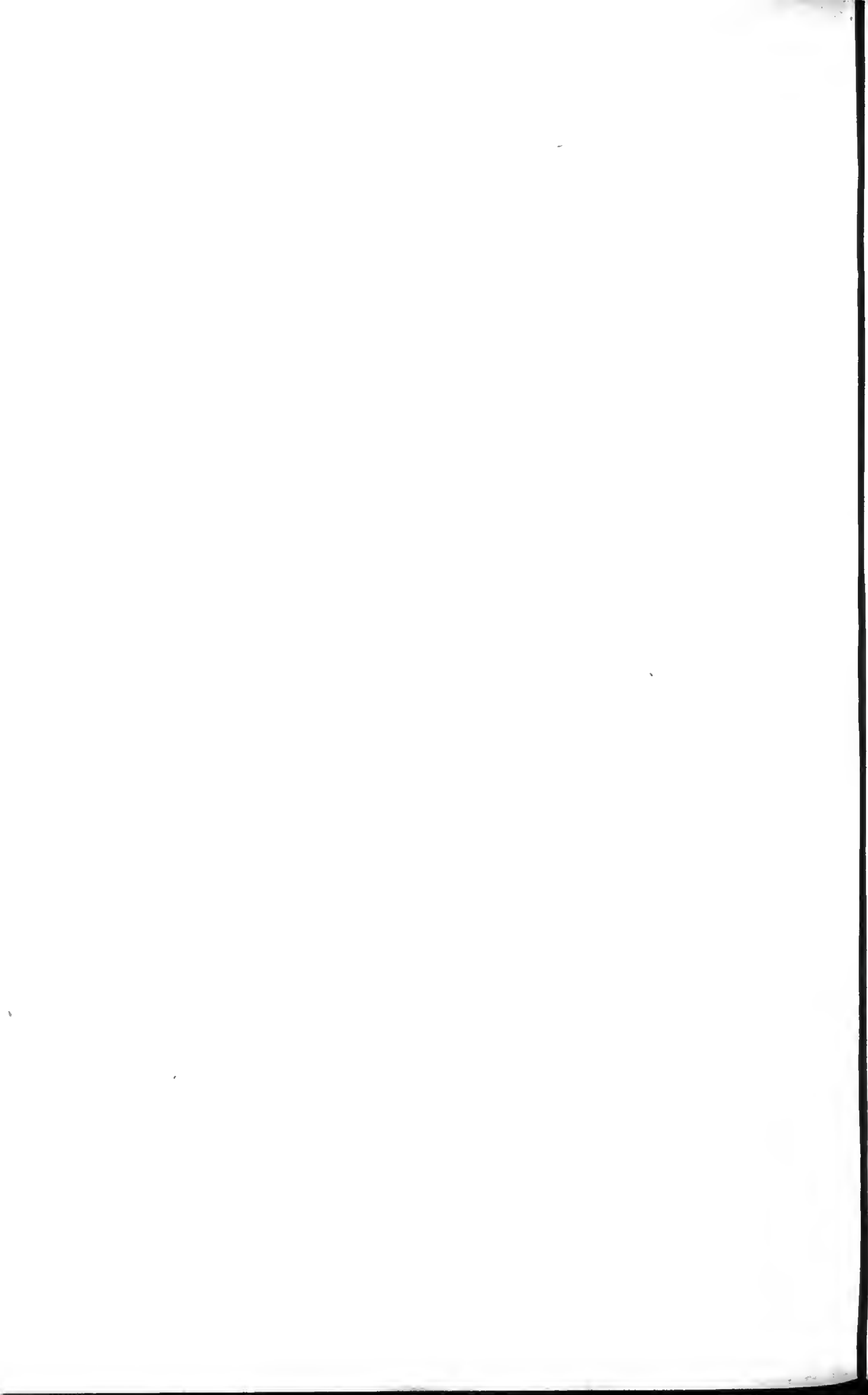
würde ihn allerdings locken, und er hat jene starken Bezüge zur Heimat in sich, denen ein Leben im Wald, auf dem Dorfe, mit den Bauern durchaus wünschenswert erscheint. Seine Lehrer und Freunde meinen aber, es wäre schade, wenn er mit seinen Mitteln, seinem Wissen und seinen Fähigkeiten sich in ein Dorf vergrübe, um da zu versauern. Denn man hat ihn gern, ja er dominiert durch seine Genußfreudigkeit, durch seine Ehrlichkeit, die so gar nicht slavisch ist. Auch hält ihn die Stadt noch. Und so schwankt er und kann sich nicht entscheiden ...



Der Übergang

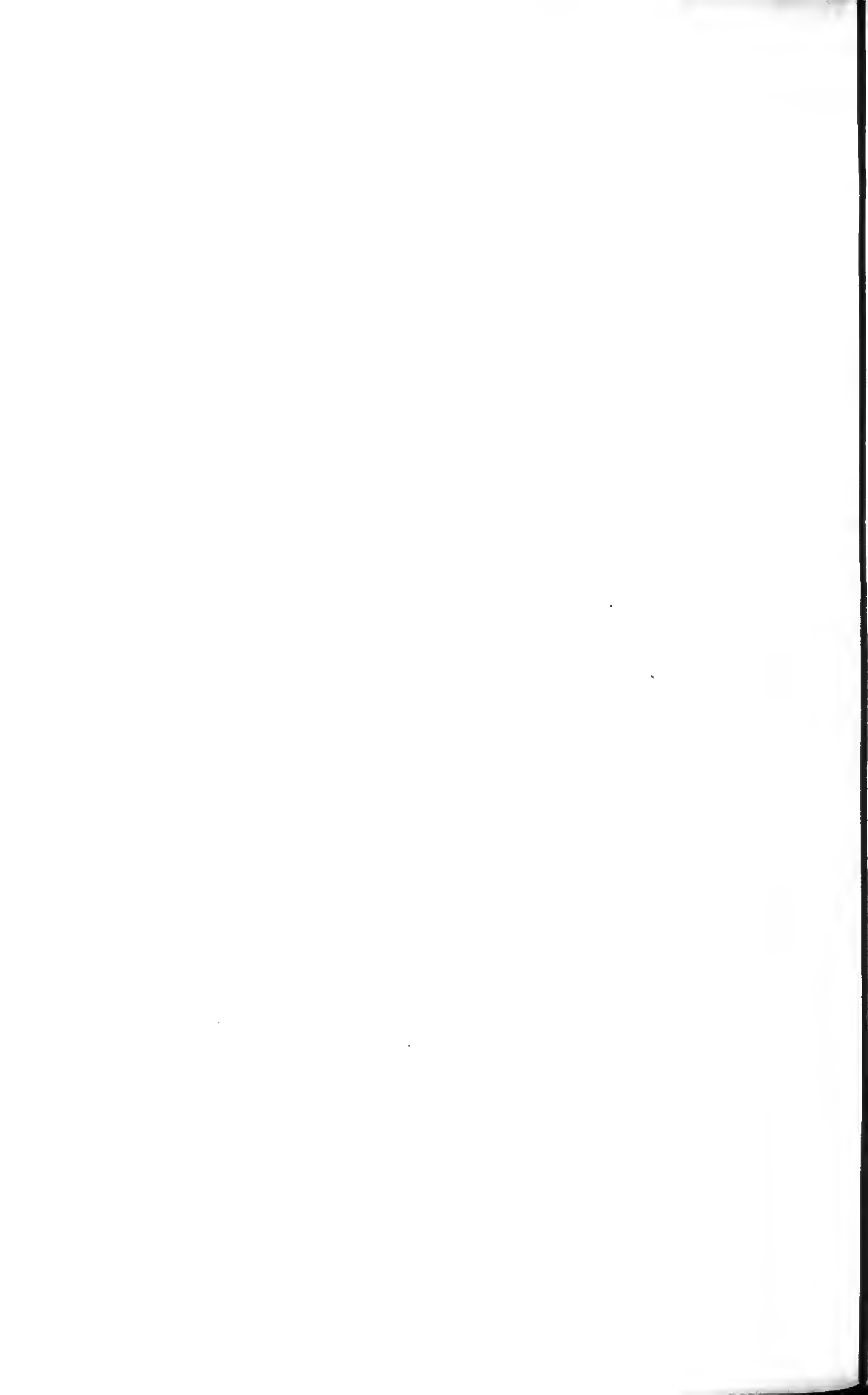
Roman

Dr. Emil Steinbach
in aufrichtiger Verehrung



Erstes Buch

Die Adam-Mayer-Gasse



Erstes Kapitel

Die Adam-Mayer-Gasse

Die Gasse ist breit und ansehnlich genug. Nur sehr still ist sie. Man merkt in ihr wenig vom Verkehr und von der Betriebsamkeit, die sonst gerade in diesem Bezirk heimisch sind und sich immer noch behaupten.

Uniforme Häuser bilden sie: ein- oder höchstens zweistöckig. Ohne jeden Stil; man erkennt gleichzeitige Entstehung aus einem Willen. Aber sie sind tüchtig und für gute Dauer aufgemauert. Jedes hat einen tiefen Hof mit einigen Bäumen darin, die fröhlich gedeihen. Man wohnt wohlfeil da, und ein Wechsel der Parteien, wenn nicht eine völlig verdirbt, ist unerhört.

Geschlecht nach Geschlecht verbringt hier seinen stillen Tag. Sie merken wenig vom Gang der Dinge, deren Wandel sie doch lebhaft genug berührt. Denn einmal war hier ein allgemeiner Wohlstand zu Hause gewesen. Eine rastlose Betriebsamkeit herrschte, und sie arbeiteten sämtlich für den einen, der die Gasse erbaut. Das war vorüber. Der Handel suchte sich

einen anderen Pfad, ließ sie links liegen, und man fand sich damit ab, so leidlich es gehen wollte.

Endlich, sein Brot erwarb man immer. Man strich es einmal dicker, man schnitt es wieder einmal dünner. Am Kindersegen gebrach es niemals, und in den zahlreichen Höfen tummelte sich ein kräftiges junges Volk: die Mädchen alle zierlich, ja hübsch und immer anmutig, meist dunkeläugig bei blonden Haaren, die Buben derb und rauflustig. Sie hielten zusammen und betrachteten sich wie Angehörige eines vereinzelten Stammes inmitten der Großstadt. Zuzug wurde bei Groß wie Klein ferngehalten und lange scheel angesehen, wenn er endlich nicht mehr zu verhüten war.

Die Frauen hatten ihre Zusammenkünfte beim Greißler. Dort wurde alles Nötige und einiges darüber erörtert. Ein derartiges Mundwerk, flink wie Brunnenwasser, besaßen sie durch die Bank, die spitzigen so gut wie die beleibten. Sie waren flink zur Arbeit und gute Mütter, nur etwas gar zu zärtlich. Dabei hatten sie stets Zeit zu einem ausgiebigen Tratsch und gerieten sehr leicht in Hitze; Flackerfeuer, das niemandem wehtat. Viel hatten sie über Leichtsinn und Untreue der Männer zu klagen. Derjenige, über den eben eine das Herz ausleerte, war immer nicht nur in dieser Gesellschaft der Schlechteste, sondern an sich ein höchst verdächtiger Patron, wobei es als eine merkwürdige Naturerscheinung verzeichnet werden muß, daß eben die, welche sich das Herz am meisten abfraß, am gedeihlichsten aussah. Eine gewisse Portion Ärger, ja Kummer schien zu ihrem Wohlbefinden notwendig,

wie man von Völkerstämmen erzählt, die allerhand Unverdaulichkeiten genießen müssen, worüber sich gewissenhafte Forscher in der Fremde dann so sehr zu verwundern pflegen.

Auf der Gasse selber hatten sie es immer sehr eilig. Darüber huschten sie nur so. Was eine tüchtige Hausfrau ist, die darf niemals zeigen, daß sie eine freie Minute habe. Im Zorn überschlugen sich ihre Stimmen alle, und sie gerieten demnach sehr oft in ein übeltöniges Kreischen. Die Männer erschienen weniger in der Öffentlichkeit. Zu gewissen Stunden schlichen sie sich zum Wirte, der einen ganz vortrefflichen und weithin berufenen Tropfen schenkte, oder ins Café im Eckhaus, das die anderen Gebäude überragte wie ein stattlicher Flügelmann ein unansehnliches und verbuttetes Glied. Dort saßen sie, rauchten ihre kölnischen Pfeifen und entwickelten eine erstaunliche Kunstfertigkeit, sie bei schwierigsten Stößen auf dem Billard unzerbrochen im Munde zu behalten. An linden Sommerabenden aber standen sie gern ernsthaft und hemdärmelig auf der Gasse, stierten und qualmten in die Dämmerung und schwiegen.

Alle hatten etwas Zurückhaltendes, Verdrossenes, Schwerfälliges neben ihren flinkeren und beredteren Ehehälften. Viele erschienen unreif neben ihnen, wie ewige Jungen. Aber das war angeblich nur Schein. Zu Hause trauten sie sich eben nur nicht und duckmäuserten so herum. Auswärts aber, der gleichen lauteren Quelle nach, da konnten sie laut werden, daß es nur so paschte.

Die Gasse hieß nach dem reichen Seidenzeugfabri-

kanten Adam Mayer. Er hatte ganz klein angefangen, wußte sich was damit und hielt auch in seinem Wohlstand Einvernehmen und gute Kameradschaft mit seinen Arbeitern. Zur Kongreßzeit, da ein allgemeiner Luxus in der Stadt gewesen war, hatte er begonnen und war groß und reich geworden. Hinter seinem Hause ging ein tiefer Garten, von dessen Wundern in der Gasse immer noch ehrfürchtige Sagen waren. Dort hatte er mit seinen Freunden Gelage gehalten, die sich schon sehen lassen konnten, von denen in seinen Kreisen nicht anders gesprochen wurde wie höher oben etwa von den Festen bei der schönen Fürstin Lori Schwarzenberg. Denn das Geld strömte ihm nur so zu, daß er es unmöglich aufbrauchen konnte. Es bedurfte keiner Marken noch Zeichen. Auf den ersten Blick und mit dem Griff mußte man es heraus haben, was bei Adam Mayer gewebt worden war, und der ganze Balkan mit seinen üppigen Hospodarenfrauen, ja die Levante kannte seine Waren. Die hatten „halt ein' eigenen Geschmack".

Er war ein gerechter Mann gewesen. Was mit ihm in Geschäften zu tun hatte, konnte bestehen und versagte ihm dieses Zeugnis nicht. Nur markten durfte man mit ihm nicht wollen, sonst konnte er unwirrisch, ja selbst sehr deutlich werden. „Paßt's Ihnen net, so gengen S' halt wo anders hin. Epper schenkt's Ihnen wer."

Als er starb, schien der Wohlstand seines Hauses für immer begründet. Einigermaßen zerbröckelte er freilich durch Erbteilungen. Der Älteste übernahm die Fabrik. Er war in den Überlieferungen seines Vaters

groß geworden und hielt sie hoch, ganz besonders was die Lebensführung und den Umgang mit der Kundschaft anlangte. Man mußte allerdings schon geringer weben. Denn die Zeiten wurden immer schlechter, und die Leute verstanden es nicht mehr wie einmal, begehrten nur einen Fetzen, der nach etwas aussah. Verlief sich ein Kunde: „No, war eh ka Schad' um den notigen Kerl." Deswegen ließ sich Herr Franz Mayer doch nichts abgehen, und seine sehr umfängliche Frau war immer noch die erste Frau am Grund und trug das Kostbarste und hatte einen Schmuck, dessen sich keine Fürstin zu schämen gebraucht. „Denn wozu hat man's, wenn man's net herzeigen soll, han? Sollen sich die Neidigen ärgern, was halt nur Platz hat."

Trotzdem mußte schon unter ihm der Garten in Baustellen zerschlagen werden. Da siedelten sich kleine Leute an. Denn es war erstaunlich, wie die Menschen mehr und die Zeiten ärger wurden. Da unten ward förmlich geschleudert. Ein reeller Kaufmann und Erzeuger konnte da nicht mit, und wer etwas auf sich hielt, der wartete doch, bis man zu ihm kam, und rannte nicht unablässig den Leuten mit seinen Reisenden die Tür ein, als könne er ohne ihren Auftrag nicht bestehen und es durchaus nicht erwarten.

Es kamen schlechtere und wieder bessere Zeiten, die nur niemals lange genug anhielten, um das Haus auf die alte Höhe zu heben. Geschwister mußten versorgt und Seitenverwandte, die einmal ihr Geld in das Unternehmen gesteckt, ausbezahlt werden. Das schwächte die Kapitalskraft der Firma. Gewandtere,

flinker und fähiger, jeder Schwankung des Marktes nachzugehen, gerieten nach oben und behaupteten sich ein Weilchen. Die Mayerischen sahen dem verdrossen zu, und ihnen ward schwindelig vor diesem Auf und Nieder.

Das war keine Zeit, in die sie paßten. Noch wollte man nicht zeigen, auch ihnen könnten schlimme Verhältnisse etwas anhaben. So arbeitete man mit Schaden, und Haus nach Haus bröckelte von ihrem Besitze ab, wie eine immer wiederkehrende Welle Stein um Stein aus der festesten Mauer wäscht, bis sie einstürzt. Dann schränkte man endlich den Betrieb ein.

Eine Gelegenheit bot sich ihnen noch. Es kamen die fetten Tage zu Beginn der Siebzigerjahre. Damals, nach langem Zögern und Besinnen, hatten sie die Fabrik verkauft und noch während des großen Aufschwunges in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Damals hatte doch alles seinen guten Preis, was irgendwie in Geltung oder Ansehen stand. Allerdings gab es schon Zeichen, die den nahen Zusammenbruch der ganzen luftigen Herrlichkeit ankündigten. Sie merkten nicht darauf. Sie fühlten sich sicher und geborgen. Ehe sie sich aber noch ihrer papierenen Schätze entledigen konnten, kam das Ende.

Das war doch dazumal nicht anders gewesen, als habe man eine ganze Stadt, Gasse nach Gasse, aus Kartenhäusern gebaut. Ein ganz leiser Anstoß, vielleicht nur ein Lüftchen, bringt das erste zu Fall. Andere sinken ihm nach. Im Sturz aber gewinnen die losen Blätter die Wucht von Werkstücken und erschlagen alles, was sie treffen, reißen nieder, was noch so fest

und sorgsam aufgemauert erschien. Eine ganze Stadt, aufhorchend in beklommener Spannung auf den dumpfen Ton niederbrechender, stolzer Gebäude, zusammenfahrend bei jeder neuen Hiobspost, jeder gewärtig, von keinem Unheil mehr überrascht. Ein allgemeines Verderben, aus dem nur spärlich einzelne entrinnen. Und selbst diese hat eigentlich nur ihr Glück bewahrt, keineswegs ihre Voraussicht, die hier so wenig vermochte wie bei einem Erdbeben. Die alte Firma Mayer entrann nicht.

Noch vor dem Ende hatte sich Franz Mayer durch einen rührigeren wie geschmeidigeren Menschen aus der Leitung des Unternehmens verdrängen lassen, die ihm vertragsmäßig gebührt hätte. Man hatte es doch nicht mehr nötig, sich an so eine Stellung zu klammern. Und dann war doch immer so viel vom modernen Geist geredet worden, mit dem man gehen müsse. Das verstand er nicht, das mißbilligte er. Denn so beschränkt er war, er fühlte doch, dieser moderne Geist bedeutete ihm nichts Gutes, wollte ihm und den Seinigen an den Kragen. So war es ihm nicht einmal so unrecht gewesen, als weder er noch ein Träger seines Namens mehr dem Unternehmen angehörte, das nach ihnen hieß. „Wo man doch so nix wie Verdrießlichkeiten mit die Leut' hat ..."

Ein anderer erstand die weitläufigen Baulichkeiten, eben erst frisch ausgestattet mit den neuesten und kostspieligsten Maschinen, um ein Butterbrot. Selber etwas zu beginnen, hatte Franz Mayer weder die Kraft noch die Mittel mehr. Auch war eine große Furcht vor jeder Verantwortlichkeit in ihm. Er wartete immer

auf die besseren Zeiten mühe- und gefahrlosen Gewinnes, wie sie einmal gewesen sein sollten, also wiederkehren mußten, und sich's dennoch so endlos lange überlegten.

Er ging noch manches Jahr, den Stock mit Silbergriff in der Linken, in der Rechten die sorgsam behütete Meerschaumpfeife — einen echten Schwanenhals! — in sein Café und in sein Stammgasthaus, immer noch auf seinem Grund ein angesehener Bürger, „der halt vom Seinigen lebt"; immer noch geneigt, sich bei festlichen Anlässen, wie beim „Umgang" zu Fronleichnam oder bei Firmungen, nicht spotten zu lassen, weil man „sich doch nicht in den Sack schaun lassen darf", und nur zu Hause von der ewigen Übellaune eines Menschen, der seine Zeit vorüber weiß, der Krittelei eines Müßigen, der nichts mit sich anzufangen weiß und andere, Behendere um sich sieht, die sich trotz aller Ungunst der Verhältnisse behaupten, ja sogar vorwärtsdrängen. Über die schimpft, die verdächtigt man. Diese Schelten aber erleichtern das Herz nicht. Es ist denn doch ein grimmiger Neid in ihnen, der frißt.

Eines unternahm er dennoch, ehe er hinging: er ließ das eine Haus, das ihm noch so ziemlich schuldenrein verblieben war, den Sitz der Familie, umbauen und zu einem Zinshaus umgestalten.

Derlei war doch das einzige, das Bestand hatte und bleibende Geltung verbürgte. Das konnte man ihm nicht nehmen. Er griff die Sache allerdings im ungeschicktesten Zeitpunkt an, als sich das Geld noch versteckte und noch sehr, sehr teuer war. Danach aber drängte es ihn. Es wurde der Raum für ein Kaffee-

haus, das doch immer die höchste Miete bringt, aus den Warensälen einer früheren, besseren Zeit gewonnen, und als es eröffnet wurde, da sprach man viel von den schönen Räumen, von der für die stille Vorstadt unerhörten Pracht seiner Einrichtung, drängte sich herbei, und Franz Mayers Name war wieder einmal im Munde der Leute, wie er's geliebt, und wie's ihm nur noch ein einzigmal werden sollte: an jenem Tage, da man ihn mit allem Pomp, der einem angesehenen Bürger, Mitglied so vieler Vereinigungen, bei denen „man schon wer sein muß, nur um dabei sein zu können", gebührt, zugedeckt mit dem kostbarsten Bahrtuch, aus der stillen Adam-Mayer-Gasse hinaustrug zu seinem Vater auf den Schmelzer Friedhof.

Seine Sippe hatte sich inzwischen sehr vermehrt. Allenthalben in der guten Wienerstadt, die sich seither so gewaltig ausgedehnt hat, trifft man ihre Angehörigen. Und keiner, den man wie oder wo immer kennen lernt, wird nach der Vorstellung mit Bedeutung zu sagen unterlassen: „Mayer mit ay. Wissen S', von den Adam-Mayerischen am Schottenfeld, was einmal die große Fabrik g'habt haben, und wo noch eine ganze Gassen, die ihnen natürlich ganz allein gehört hat, nach ihnen heißen tut."

Stammhalter der Familie war sein Sohn Franz Mayer. Nachdem nichts mehr dageblieben war, so mindestens Erbe seines Namens und zugleich jenes Hauses, das so überragend am Eingang der Adam-Mayer-Gasse steht ...

Zweites Kapitel

Herr Franz Mayer findet einen Lehrer

Peter Gröger sah sich um und fand sich allein. Er hatte also seine Kneipgesellschaft verloren.

Das war ihm unbehaglich, nicht so sehr unlieb. Denn er war noch jung und schämte sich selbst seines eigentlich nur geringen Rausches. Auch hoffte er, der einsame Gang werde ihm gut tun.

So strich er durch schweigsame Gassen. Manchmal hörte er ein trunkenes Rufen, von dem er sich nicht narren ließ. Denn am Samstag schwärmte es in diesem Bezirk allenthalben. Es war bewölkt. Die Gasflammen brannten rötlich, und wie sich sein Weg senkte und hob, so schimmerten schön geschwungene Schlangenlinien vor ihm.

Wann er heimkam, war doch völlig gleichgültig. Das Semester hatte eben erst begonnen, und man versäumte doch nichts in den Kollegien. Auch war niemand da, der von ihm über sein Tun hätte Rechenschaft fordern können. Ein eigentümliches und für ihn stählendes Gefühl, nach so vielen Jahren einer steten, vorsichtig, ja nur unmerklich gelockerten Aufsicht.

Es war nur merkwürdig, wie rasch das Wiener Pflaster einen müde machte, der seiner nicht gewohnt war. Peter Gröger fühlte sich von dem kurzen Gang beschwert und der Ruhe bedürftig. Es trat sich ihm so hart. Ein Wirtshaus war zu seiner Rechten. Aber da klang noch Lärmen heraus, das zu ertragen er sich

nicht fähig fühlte. Zu seiner Linken stand ein Kaffeehaus. Durch die ansehnlichen Spiegelscheiben schienen zahlreiche Gasflammen, und die leuchteten freundlich und lockend durch die Nacht.

Er trat ein. Der Raum war völlig leer. Aber man rechnete offenbar noch auf Zuzug. Die beiden Billards standen noch offen, und auf einem lagen die Queues gekreuzt. Der Kellner war sehr verschlafen, aber noch willig und keineswegs entrüstet über den einschichtigen Gast, der wie einer, der etwas auf sich zu halten gewohnt ist, einen raschen Blick nach dem Spiegel warf.

Er gefiel sich gar nicht. Denn sein blondes, frisches Gesicht war mehr als billig gerötet, der junge, krause Bart einigermaßen gesträubt, und in den blauen, kalten Augen ein fremder Glanz. Er putzte an seiner Brille, denn die Buchstaben des Abendblattes, das er zu lesen versuchte, tanzten vor ihm ganz sonderbare Tänze mit einer so verwerflichen Behendigkeit, daß ihnen der Blick nicht zu folgen vermochte.

„Bitte, Herr Doktor!“

Der „Schwarze“ stand vor ihm. Er schlürfte verkostend davon. Nicht eben hervorragend. Dennoch tat ihm das heiße Getränk wohl, und er fühlte sich danach sicherer und munterer.

„Eine Karambolpartie angenehm?“

„Danke. Ich spiele sehr schlecht.“

„Macht nichts. Der Herr von Mayer spielt nur ums Billardgeld.“

Endlich, das mochte gut zur völligen Ausnüchterung sein. Gröger stand auf, prüfte sorgfältig die

Queues und ergriff nachdenklich einen mit jener gewichtigen Miene, die jeder annimmt, sowie er den Stecken einmal anfaßt. Sein Gegner stellte sich vor, und es ging los. Der andere spielte meisterlich. Serie folgte auf Serie, und so hatte Gröger Gelegenheit, sich ihn recht genau anzusehen, damit er sich nicht gar zu sehr langweile. Er war über mittelgroß. Schwarze Haare, die an den Schläfen sorgfältig klebten, noch durchaus nicht angegraut und in der Mitte sehr reinlich gescheitelt und in die linke Stirnhälfte hineingekämmt, muntere Stoppeln um Kinn und Wange, die davon bläulich schimmerten. Sehr elegant angezogen; eine goldene Kette mit mannigfachsten ansehnlichen Anhängseln zu einer altmodischen sibernen Uhr. Eine gewisse Gefallsucht dessen, der gern Eindruck machen möchte, in allem, auch in der Art, mit der er die Bälle anging. Er konnte nicht mehr gar jung sein, denn er war kurz von Atem und pfnauste wohl ein weniges. Auch waren die Hände sehr gerötet und fleischig, wiewohl man ihnen ansah, daß sie niemals gearbeitet, und mit Ringen bedeckt, unter denen ein sehr großer Amethyst, offenbar seines Eigentümers Stolz, vorstach.

Ein wohlhabender Mann, dachte Peter Gröger. Oder einer, der sich mindestens niemals etwas anfechten ließ. Inzwischen war das Spiel für ihn sehr schmählich zu Ende gegangen, und sein Partner war sehr aufgeräumt und sehr vertraulich geworden. Er unterwies ihn, und wenn der Stoß trotzdem nicht glückte, so lachte er hell auf. „Macht nix, Herr Doktor! Dös wird schon noch werden! Probieren geht halt über studieren.“

„Ich weiß nur nicht, ob's fürs Probieren reichen wird," entgegnete Peter Gröger und lächelte säuerlich.

„Wär' net übel; wär' net übel!" erwiderte Herr Mayer und versuchte einen sehr schwierigen Stoß. Gröger sah ihm bewundernd zu. Das spornte den anderen zu immer kühneren Wagnissen. Es geriet ihm fast alles, und er hatte eine sichtliche Freude mit sich selber. Endlich legte er den Queue hin. „So allein ist's net das Richtige. Meine Partie hat mich halt wieder einmal pünktlich sitzen lassen."

Gröger sah nach der Uhr. „Es ist ja auch schon ziemlich spät."

„Ich bitt' Ihnen, lassen S' mich damit aus. Was hat man denn vom Leben, wenn man gar so zeitlich schlafen geht? Am Tag ist eh' nix wie Arbeit. Ich weiß net, wie man den Schlaf gar so schön finden kann. Manchmal träumt man doch ganz grauslich, und bestenfalls liegt man da und weiß nix von sich. Was ist da schön, frag' ich? Hell leben ist's Richtige, und ausschlafen, dazu wird man hernach auch noch Zeit haben. Was, Fräulein, gelten S'?" Und er erhob seine Stimme mächtig.

Die Kassiererin, die, einen großen Knäuel rote Strickwolle vor sich, eingenickt war, schrak auf und versuchte ein verdrießliches und dümmelndes Lächeln, das Herrn Mayer sehr zu ergötzen schien. Er blinzelte mindestens seinem Genossen höchst vergnügt zu. „Ich bitt' Ihnen, Fräulein, wo schlaft denn der Karl wieder herum? Zwei Flaschen Bier möcht' ich."

Sie wurden gebracht und auf den Tisch Grögers gestellt. Herr Mayer setzte sich zu ihm. „Erlauben

S' schon, daß ich mich da niederschmeiß'. Von meine Sumperer kommt gewiß keiner mehr. Gar kein Leben ist mehr in die Leut'! Es red't sich im Sitzen besser, und ich weiß net, warum wir ein jedes da herum einsiedeln sollen. Prosit, Herr Doktor, sollen leben!"

Gröger klang an. Einigermaßen verwundert über diese rasche Vertraulichkeit. Auch bedrückt von ihr, weil in ihm immer noch jene Achtung eines besser und in der Kleinstadt Erzogenen vor höheren Jahren und einer gesicherten Lebensstellung war. Man trank seinen Schluck. Mayer stieß ihn heimlich. „Was sagen S' denn zu derer Kassandra?"

„Ich weiß ja nicht einmal, wie sie heißt. Ich denke: Fräulein."

Herr Mayer lachte, lachte so heftig, daß er sein Bier beinahe verschüttet hätte, welches er schon zum Munde führen wollte, daß es im leeren Raum mächtig wiederhallte, daß der Kellner eilfertig herangeschlurft kam und fragte, was die Herrschaften denn beföhlen. „Bringen S' noch zwei Flaschen!" Und nachdem er einigermaßen zu sich gekommen war, zu Gröger: „Ist ein schlechter G'spaß. Ist ein alter G'spaß! Aber ich hab' nur gemeint, wie sie Ihnen gefallt."

„Ich kenne sie leider nicht genau genug zu einem Urteil." Peter Gröger begann den Ton zu begreifen, der hier erwünscht war.

„Möchten S'?" Herr Mayer setzte sich vor eitel Vergnügen rittlings auf seinen Stuhl und lachte noch dröhnender. „Möchten S'?" Er schielte wohlgefällig nach dem Mädchen, das in der Tat ganz hübsch war und nur eben müde aussah. „Da haben S' just kein'

schlechten Gusto. Aber die ist eine Heimliche.“ Er neigte sich ihm zu und dämpfte seine Stimme. „Die schaut nur auf Verheiratete.“

„Wirklich?“

„Wenn ich's Ihnen sag'! Was das schon für Geschichten gewesen sind wegen dem Madel! Aber sie laßt sich niemals nicht erwischen, und der Kaffeesieder tut sie nicht weg. Natürlich, warum denn auch? Die Weiber kommen ihm in kein Kaffeehaus, oder wenn schon, sie sitzen bei ihrem Schalerl langmächtig und spielen net, wo er's meiste verdient; die Männer zügelt sie ihm her — und auf die letzte, er ist doch auch verheiratet.“

Peter Gröger lachte. Immer noch verblüffte ihn bei solchem Altersunterschied der sehr freie Ton. Aber er begann schon, in ihm nachzuklingen und ihm innerlich zu behagen.

„Aber Sie trinken ja nix, Herr Doktor! Das geht ja net! Der Wirt verbrennt nur wegen uns sein Gas, und wir geben ihm nix zu verdienen. Da muß der Mann doch zu Grund gehen. Man muß doch auch ein Einsehen haben. Wär' mir net recht, müßt' er zusperren, wo das Haus mir gehört.“

Peter Gröger trank gehorsam, und sein Respekt stieg erheblich.

„Überhaupt, ein Doktor, was net trinkt! Das sollt's net geben dürfen. Und auf was für einen Doktor lernen S' denn?“

„Ich bin Jurist.“

„Ist immer noch ein ganz gutes Geschäft, andere Leut' die Haut über die Ohren ziehen und sich selber

eine warme Decken daraus machen. Und von wo sein S' denn her?"

„Ich bin ein Deutschböhme. Aus der Nähe von Reichenberg."

„Möglich, daß ich einmal hinkomm'. Ich nimm mir's schon lang vor und hätt' schon oft dort zu tun gehabt. Ist eine reiche Stadt, und sie sind dort gar so viel fleißig. Auf ein' jeden Brief kriegen S' gleich eine Antwort. Aber wissen S', im allgemeinen mag ich die Böhm' net. Aber Sie gefallen mir. Und schicken S' Ihnen brav Geld von zu Haus?"

„Ich werde mich selber erhalten müssen. Für den Anfang hat man mich mit allem ausstaffiert," er sah wohlgefällig an sich nieder, „und mir etwas Geld mitgegeben. Hernach muß ich sehen, wie ich mich selber fortbringe."

„Schau, schau! Und wie wollen S' denn dös anfangen?"

Peter Gröger lachte. „Ich denke, wie so viele andere. Ich kann perfekt stenographieren, habe ganz gute Empfehlungen und eine schöne Matura."

„Ist halt doch ein schwerer Stand. Sind jetzt gar schlechte Zeiten, die ein jeder verspüren muß. Ist eigentlich doch ein Unrecht von Eltern, ein junges Blut so in die Welt schicken."

„Nun, es tun's eben viele," entschied Peter Gröger, „und ich wollt' es selber nicht anders. Ich wollte studieren."

„Schau, schau! Sie haben's net anders wollen!" Herr Mayer verwunderte sich sehr. „Na, mir kann's recht sein. Ich tät's freilich net erlauben. Man kann

doch, wenn man sie bei sich hat, gar net genug auf seine Kinder aufpassen, damit s' net auf Streich' kommen. Wie erst, wenn s' gar so weit von die Eltern weg sind? Aber mich hat's gefreut, daß ich Sie kennen gelernt hab'. Ich bin ein einfacher Mensch, wissen S'. Halt' ein Bürger, der sein Geschäft hat, was eh' alle Tag schlechter wird bei dem elendigen Zeitpunkt. Und zu meiner Zeit hat man's halt' noch net für nötig gehalten, daß unsereins eine Bildung lernt. Aber deswegen hab' ich meinen gebildeten Dischkurs doch ganz gern, und es red't sich ganz gut mit mir, net? Wissen S' — oder halten S' mi für dumm? Han?"

Peter Gröger verwahrte sich heftig gegen jeden solchen Verdacht.

„Nämlich, das vertrag' ich net. Durchaus net. Wenn einer meint, nur weil er sich Fensterscheiben auf die Nasen setzt, so ist er schon wer Besserer wie ein aufrechter Bürger, der endlich alles erhalten muß ... Da muß man's haben —" er wies mit einer bedeutenden Handbewegung nach dem Kopf — „woher man's hat, ob aus die Bücher, wo eh 's Gescheiteste net drinsteht, ist ganz egal. Ich kenn' eine Dürrkräutlerin, die weiß mehr wie alle Doktoren. Woher hat sie's? Ist egal. Raten tut sie, und geholfen hat sie, wer weiß, wie vielen. Ist's so, wie ich sage, oder net?" Und Herr Mayer schielte ganz bösartig.

Peter Gröger war mit dem geschätzten Vorredner vollkommen einverstanden.

„Sehen S', da ist zum Beispiel gleich mein Bub, der Adam. A g'scheiter Bub, hört man allgemein, und

durchg'wirt wie der Teufel, kann ich Ihnen sagen. Aber lernen hat er niemals net wollen. Net, weil er zu dumm ist. Er kapiert alles. Aber zu fad ist's ihm immer gewesen, über die Bücher sitzen. Er hat halt sehr früh Streich' im Kopf gehabt. Was soll ich denn da tun? Soll ich ihm epper den Kopf h'runterreißen?"

Peter Gröger bezweifelte das Ersprießliche eines so radikalen Vorgehens.

„No also, hab' ich ihn halt laufen lassen. Wenn er einmal keck war, so hab' ich's ihm schon g'sagt oder ihm ein paar ganz tüchtig hinter die Ohren gegeben. Aber die jungen Leut' sind halt laut. Ich war's auch, und ich bin doch wer geworden. Nur freilich, jetzt, wo man sich nimmer loskaufen kann, jetzt möcht' ich gern, daß er sein Jahr freiwillig dient. Wer weiß, wozu's gut ist, daß wir ins Plauschen gekommen sind. Traun Sie sich, wen dahin zu bringen?"

„Gewiß, Herr von Mayer."

„Wissen Sie, Sie gefallen mir. Kommen Sie halt morgen Vormittag zu mir. Die Vorbereitungsschulen sind so viel teuer und überhaupt mehr für die Pflänz', und Sie könnten mit meine Madeln a lernen."

„Soll ich meine Zeugnisse auch mitbringen?"

„Ist nicht notwendig. Ich werd' doch auf so an' Wisch net mehr geben wie auf meine Augen? Wenn ich Ihnen schon sag', Sie gefallen mir. Wir werden uns schon vertragen und keinen Richter net brauchen. In dem Haus da wohn' ich. Im ersten Stock. Kennt mich übrigens ein jedes Kind."

„Ich danke für das Vertrauen."

„Na, sein S' so gut und halten S' mir noch a Red'!" Herr Mayer schüttete den Rest seines Bieres mit unsicherer Hand hinunter und erhob sich schwerfällig. „Wissen S', ganz steif werden einem die Füß' vom vielen Sitzen. Aber ich hab's halt kommod. I brauch' kan' Hausmeister. Macht bei meinem Geschäft eine ganz wesentliche Ersparnis aufs Jahr. Wirtshaus, zahlen!"

Der Kellner torkelte schwerfällig und argwöhnisch herbei. Herr Mayer gab ihm einen freundschaftlichen und aufmunternden Schupfer. „Wieviel macht das alles? Der Schwarze vom Herrn Doktor ist auch dabei? Wissen S', das Billardgeld müßten S' eigentlich zahlen, das haben S' ehrlich verspielt. Na — daß die Frau Mutter halt net weint — so schreiben S' halt alles zusammen, Karl! Ich werd's schon zahlen." Und noch einen Blick in das öde Kaffeehaus mit seinen zugedeckten Billardtischen, den sausenden Gasflammen, zusammengestellten Stühlen, dem mit Sägespänen überstreuten Boden werfend: „Net zum glauben — aber ich hätt' noch so eine Lust auf ein Pünscherl — gibt's net mehr? Ist halt eine saubere Wirtschaft. Ein rechtes Tschecherl ist's, das muß ich schon sagen."

„Aber es ist schon spät, Herr von Mayer."

„Sie, Herr Doktor, mit dem Von hat einmal wirklich net viel gefehlt, schon unterm Kaiser Franz und meinem Großvater. Ist eine eigene Geschicht'! Muß ich Ihnen einmal erzählen. Wer weiß, wie wir jetzt dastünden? Aber gute Nacht, Fräulein. Und träumen S' von mir. Gute Nacht, Herr Doktor."

„Gute Nacht, Herr Mayer." Und Peter Gröger

suchte, um ein Erlebnis reicher, den Heimweg. Es begann zu grauen, und ein herbstliches Rieseln und Nebelreißen war.

Drittes Kapitel

Peter Gröger lernt die Familie Mayer kennen

Trotz Jugend und gesunder Nerven schlief Peter Gröger in dieser Nacht nicht viel. Er war doch aufgeregt von der neuen Bekanntschaft, von der Aussicht auf eine Wirksamkeit, die sich ihm so unerwartet bot.

Daß er leisten konnte, was man billigerweise von ihm begehren durfte, dessen war er schon sicher. Er hatte seine Gymnasialzeit gut benutzt und war überhaupt ein Mensch von einer merkwürdigen Nüchternheit, von der Sorte, an der die Lehrer ihre Freude haben: ohne ausgesprochene Neigungen nach irgendeiner Richtung, aber zuverlässig in der Gesamtleistung; gehorsam aus Vernunft und ohne Kriecherei und sehr gelassen in allem. Das gibt Menschen, die ans Leben herantreten und es zu nehmen wissen, wie es nun einmal ist; die sich ihre besonnenen Ziele nach den Umständen abstecken und ihnen ohne Hast, aber auch ohne Zaudern zustreben, die sich nicht zu viel, immer aber Erreichbares vornehmen und nicht leicht zu entmutigen sind.

Er zog andächtig sein bestes Gewand an und machte sich auf den Weg, den er sich gestern gut gemerkt hatte. Es war nicht einmal weit bis zur Adam-Mayer-Gasse.

Er ging an einer zopfigen Kirche vorüber, in die gerade eilfertige Bürgersfrauen nach dem Einkauf für den Sonntagstisch, Mägde mit ihren Päcken und zierliche Mädchen drängten, um ein Stündchen Feiergottesdienst zu erhaschen. In alter Gewohnheit trat er ein und verweilte sich ein Augenblickchen. Denn der Tag schien ihm wichtig genug, ihn mit einem Gebet zu beginnen.

Gegen elf Uhr stand er vor Herrn Franz Mayers Tür. Das war ja wohl die richtige Besuchsstunde. Das Dienstmädchen, das ihm auftat, eine hübsche, große, üppige Person mit sehr hellem Haar und frechen Augen, stierte ihn lange und unverschämt genug an, ehe sie ihn ins Zimmer führte, das noch keineswegs völlig in Ordnung gebracht schien.

Peter Gröger sah sich nach seiner prüfenden und vorsichtigen Weise um. Eigentlich hätte er sich die Wohnung eines reichen Mannes anders vorgestellt. Es sah doch ziemlich kahl aus. Die Wände, bis auf einige Porträts, sehr nüchtern. Auf der massigen Kredenz einige Prunkstücke in schwerem Silber, die aber zum Ganzen so fremd standen, daß man ihnen kaum die Echtheit glaubte. Das übrige war nämlich offenbar mühselig erhalten und zusammengestoppelt, und man konnte selbst die Jahrgänge bestimmen, zu denen es erstanden war. Immer war das jüngste Stück auch das wohlfeilste. Er setzte sich auf einen der grünen Ripsstühle und wartete.

Aus der Küche drang von Zeit zu Zeit ein scharfes Keifen, von der Art, die eigentlich kein Ziel hat und nur sich selber Erleichterung schaffen will, dazwischen

ein Klirren. Eine Stockuhr, zwischen alabasternen Säulchen der behende und blinkende Perpendikel, tickte sehr eilfertig und schlug mit einem bimmelnden Stimmchen die Viertelstunden.

Endlich erschien die Frau. Sie war groß und mager und von eckigen Bewegungen; eckig durch die Hast, in der sie offenbar lebte und mit der sie eine jede Bewegung ausführte. Dabei geht eben jede Anmut verloren. Ihre Hände waren rot und abgearbeitet und glänzten noch feucht, wie sie sich sie in aller Eile mit der etwas schief gebundenen Schürze abgetrocknet. Das Haar war ganz grau, nur manchmal glänzte noch ein schwarzer Strähn vor; die Augen waren schwarz und schön und unruhig, ja feindselig. Fast gehässig musterte sie den Studenten, während sie ihren Mann entschuldigte: er sei unwohl, müsse aber gleich aufstehen. Mitten im Satz aber brach sie ab. „Was erzähl' ich Ihnen da? Sie waren ja dabei. Sie werden ja eh' wissen, was das für eine Krankheit ist, die man meist am Sonntag Vormittag hat," lief zu einer Tür und schrillte hinein: „Franz, so komm endlich! Meinst net, 's wär' Zeit?"

„Glei komm' i, glei!" Und ein heftiges Prusten.

Ja — die Kinder waren noch nicht zu Haus. Die Mädchen natürlich in der Messe. Denn das müsse sie ihm gleich sagen: auf Religion halte sie in ihrem Hause. Sonst habe man schon so nichts auf der Welt.

Peter Gröger erklärte sich in aller Bescheidenheit völlig einverstanden. Er sei heute selber schon in der Messe gewesen.

Frau Kathi Mayer musterte ihn mit einem raschen

und höchst mißtrauischem Blick, als sei sie es nicht gewohnt, Recht zu bekommen. Sie schluckte an etwas und zuckte die Achseln. „No, ist's halt desto besser." Wo der Junge sei, wisse sie durchaus nicht. Und sie lief schon wieder zur Tür. „Franz! hast du dem Adam net g'sagt, er soll zu Haus bleiben?"

Ein tiefes Stöhnen. „Natürlich hab' ich's ihm gesagt. Er ist halt nur an einem Sonntag net zum derhalten."

„Und wo meinst denn, daß er sein könnt'?"

„Ich weiß net. Epper beim Greißler?"

„Und werd' fertig, Franzl! Ich hab' in der Kuchel alle Händ' voll zu tun und kann net a no dein' Freunderln Gesellschaft leisten."

„Glei kumm' i, glei!" Frau Mayer sah mit einer gewissen gereizten Hilflosigkeit an sich nieder und strich hernach die eine sehr dunkle Flechte, die sich immer wieder eigenwillig vordrängte, schleunig zurück. „Ich kann's Essen net anbrennen lassen. Und auf die Marie hab' ich doch gar kein' Verlaß," jammerte sie.

Ein Poltern von Stiefeln. „Glei kumm' i, glei!"

Die Frau musterte Herrn Peter Gröger so argwöhnisch, daß ihm ordentlich heiß wurde. „Eigentlich, und daß Sie's nur gleich wissen: ich bin keine Freundin von die Freunderln von mein' Mann. Ihm g'fallt bald einer. Braucht ihm nur nach dem Maul zu reden oder ihm zuzuhören, wenn er red't, was er gar so viel gern tut, so ist's schon gut und gewonnen. Er ist halt ein Narr, und er bleibt einer."

Das war so laut gesprochen, daß Herr Franz Mayer es unbedingt hören mußte. Trotzdem kam

aus dem Nebenzimmer kein Laut der Entgegnung. Nur das Knarren und Trappen von Stiefeln vernahm man.

„Ein anderer erkundigt sich doch, wann er wem zum Lehrer nimmt. Das geht net gegen Sie. Ist halt doch möglich, daß Sie eine Ausnahm' sind, und Sie gefallen mir so weit ganz gut. Gegen ihn geht's. Er könnt' doch schon klüger sein bei seine Jahr'."

Peter Gröger fühlte sich sehr überflüssig und hatte den lebhaften Wunsch, wo immer zu sein, nur eben nicht hier. Da hatte es offenbar ein heftiges Gewitter gegeben, davon er noch einen verspäteten Nachguß bekam. Zu seinem Glück erschien Herr Franz Mayer, sehr rosig, sehr munter und frisch rasiert. Die Frau warf noch einen überaus giftigen Blick nach ihm. „Sieh zu, daß du vor Mittag noch deinen Weg machen kannst," und verschwand eilfertig in der Küchenrichtung.

Herr Franz Mayer strich sich zärtlich und prüfend die Wange, zwinkerte sehr vergnügt mit den Augen und bot dem Studenten höchst unbefangen die Hand. „Sein S' gut nach Haus gekommen, Herr Doktor? Haben S' gut geschlafen?" Und mit einem Deuter nach der Abgegangenen: „A brave Frau! A sehr eine brave Frau! Wirtschäftlich und fleißig — nix zum sagen. Nur so viel laut ist sie. Ich hab' ihr halt ein wengerl zu viel und zu lang geschlafen. Und da kann sie sich aufregen, net zum glauben. Freilich, da versäumt man was, und sie ärgert sich halt immer und über alles."

Peter Gröger schwieg und dachte dabei allerhand,

das er als ein besonnener Mann vorsichtig für sich behielt.

„Der Adam ist natürlich net zu Haus! Ob man den Buben zu Haus erhalten könnt' an einem Sonntagvormittag! Ich mein', 'net, wenn man ihn mit eiserne Strickeln 'anbind't. Da nutzt alles Reden rein nix. Marie! Machen S' doch ein' Sprung zum Greißler, ob er net dorten sitzt."

Die schrille Stimme der Frau: „Just wann man's Madel am nötigsten brauchet, mußt mir's herumschicken?"

Herr Mayer wollte aufbegehren, bezwang sich aber männlich. „Sie ist halt noch schiech, sehr schiech!" flüsterte er.

Draußen ging die Klingel. Die Stimme von Frau Kathi Mayer: „Geht's eini, Madeln! Der Herr Professor ist da," mit einem merkwürdig weichen Tonfall, aus dem alles Herbe weggewischt erschien. Drei Mädchen traten ein. Alle drei hübsch, Herrn Gröger erschienen sie sogar sehr hübsch. Einfache Kleider; die Jacken wie angegossen passend; die Gebetbücher in den Händen, an denen zwei Zwirnhandschuhe hatten. Nur die größte trug Glacés. Das Gesicht Herrn Mayers strahlte: „Das sind meine Töchter," er unterstrich das hochdeutsche Wort. „Die Kathi ist einundzwanzig Jahr, die Rosi ist sechzehn, die Linnerl wird vierzehn. Alle drei sauber, was?"

„Aber Vater!" wehrten alle drei nachdrücklich ab.

„Sein brav, alle drei. Mit der Rosi — ist natürlich schon aus der Schul' — und mit der Linnerl werden S' halt noch lernen müssen. Sollen zwar

keine Doktorinnen net werden. Aber ordentlich schreiben, daß s' können und einen Brief aufsetzen und rechnen, was man so im Leben braucht, weil man heutigentags doch viel mehr begehrt wie zu meiner Zeit. Heiraten sollen sie einmal, halt wem, der wer ist und was vorstellt auf der Welt. Die Kathi trauert i Ihnen net mehr. An' Kontrolor — da könnten S' eher was lernen von ihr."

Fräulein Kathi hatte eben die Handschuhe abgestreift und reinlich zusammengefaltet, dann tat sie mit einem Ruck den Hut ab, ordnete ihr Haar und sah sich mit einem raschen Blick um, so dunkel, daß Herr Gröger erschrak und meinte, das Herz stehe ihm still. Sie kam ihm ganz fremd vor in dieser Wohnung, denn es war in jeder ihrer Bewegungen ein lässiger Hochmut und etwas ganz Fremdes und Verlorenes in ihren Augen, die schwarz waren gleich denen der Mutter, nur verschleiert, als brenne hinter einem seidenen Vorhange ein heimliches Licht. Von Gestalt war sie hoch und voll, selbst kräftig, und dennoch war eine schläfrige und erwartende Müdigkeit über allem, was sie begann. Ihre Stimme war tief, selbst feierlich: wie eine Glocke hatte sie vorgeklungen aus den beiden Worten, die die Mädchen gesprochen hatten. Eine verbannte Königin erschien sie Gröger, und die Schwestern, so hübsch, frisch und niedlich sie waren, neben ihr trivial und unbedeutend.

Abermals ging die Schelle. Man hörte das unwillige, sogar grollende „Wo steckst du denn, Adam?" der Mutter, „der Herr Professor wartet schon ewig lang!", ein gebrummtes „Er wird's schon noch er-

warten können, am Sonntag möcht' man seine Ruh haben," und der jüngere Herr Mayer erschien auf dem Plan.

Er war trotz seiner Jugend, denn er stand erst vor dem zwanzigsten Jahr, körperlich voll entwickelt. Schwarzes Haar sträubte sich zu einer Tolle, fiel ihm in die Stirne, lieh dem ganzen Gesicht einen entschlossenen, ja tückischen Ausdruck. Die Augen lagen tief, und es waren sehr dunkle Ränder darum. Er hielt sie im Sprechen gern lauernd gesenkt, um sie plötzlich einmal mit einem frechen, ja unverschämten Ausdruck schweifen zu lassen. Die Mundwinkel waren schief niedergezogen; auf der Stirne scharfe, frühe und viele Runzeln. Durchaus verdrießlich und hämisch erschien er so; und dennoch — er wußte nicht wieso — und Peter Gröger mußte nachmals oft und viel an diesen Einfall denken— es bestand gerade zwischen ihm und der Kathi eine sonderbare, nicht zu bestimmende und darum geradezu quälende Ähnlichkeit.

Herr Franz Mayer war sehr aufgeräumt, als er so seine ganze Familie um sich versammelt sah. Er sprach viel und ziemlich unsinniges Zeugs, lachte geräuschvoll und schlug manchmal den Adam, der in der offenbarsten und unverhohlensten Weise sein Liebling war, nachdrücklich auf die Schulter. Den solle sich der Herr Gröger nur anschauen, was das für ein Prachtbursche sei. Den habe er nicht umsonst so taufen lassen. Der müsse die ganze Familie wieder hoch bringen, wie der alte Adam Mayer. Und darum solle er einjährig dienen. Denn behalten müßten sie ihn doch, wenn sie nur Augen im Kopfe hätten, mit

dem Brustkasten, die Schenkel, dieser Muschkulatur — hart wie Eisen, „hart wie Eisen, da gibt's schon nix." Und ein Reserveoffizier sei doch immer was, und sehe, gar wenn er die Uniform angelegt hat, immer was gleich. Da seien die Weiber doppelt närrisch hinter einem solchen, und er könnt' sein schönstes Glück machen, besonders wenn er noch aus einer solchen Familie sei. Es zuckte dabei immerwährend in zwei Gesichtern: in dem von Fräulein Kathi und unsäglich äffisch frech in dem des Adam. Eben nur, daß er nicht herausplatzte.

„Bist net bald fertig? Du kommst heut aber schon gar nirgends mehr hin," kam es grollend aus der Küche.

„Gleich, gleich!" Es wurden die Stunden festgestellt, was nicht ganz leicht war, der Beginn des Unterrichts bestimmt, ein sehr bescheidenes Honorar geboten und angenommen. Man könne nicht mehr, man werde sich, wenn man zufrieden sei, schon erkenntlich erweisen. Dann nahm Herr Mayer seinen Zylinderhut und Stock, und beide gingen. Unten schob Herr Mayer den Hut wie unternehmungslustig in den Nacken und tat einen vergnügten Pfiff, neigte sich mit übermütigen, blinzelnden Schelmenaugen seinem Begleiter zu: „'s ist da herunten doch eine bessere Luft wie oben? Gelten S', was? Und jetzt trinken wir schnell noch ein Viertel Alten mitanand. A Narr wird mein Geschäftsfreund sein und jetzt zu Haus sitzen und auf mich warten!"

Die Mädchen zogen sich um und gähnten schon in Erwartung des langweiligen Sonntagnachmittags.

Frau Mayer richtete die Stube völlig her und deckte den Tisch fürs Mittagessen. Der Adam verschwand aus dem Zimmer und schlich sich in die Küche. Er nahm das Dienstmädchen gleich um die Hüfte: „Na, Marie, Schatzerl, was sagen S' zum Herrn Professor?"

Sie schlug neckend mit dem Kochlöffel nach ihm: „Lassen S' mi aus, Herr Adam! Am End' haben S' die Tür wieder nur zug'lahnt. Die Frau kann glei da sein."

„Dauert schon noch a Weil'. Wo werd' ich die Tür nur zuwilahnen? Und wir beide haben gute Ohren, was? Also, was sagen S' zum Herrn Gröger?"

„Ein ganz hübscher Mensch is er. Un Sö waren so unmanierlich."

Er sah sie ganz wütend an. „Gefallt er Ihnen vielleicht? Sie, Marie! . . ."

„Möcht' Ihnen nix angehn. Bin Ihnen ka Rechenschaft net schuldig, Herr Adam. Ich frag' a net, was Sö alleweil bei die Greißlermadeln stecken und treiben."

Er lenkte ein. „Ich mein' nur, was sagen S' zu dem Streich vom Alten?"

„Wieso?"

„Ist halt doch nur a Glück, daß sich nix halt't, was ihm einfallen tut. Passen S' auf, wie ich mir den Herrn Professor federn werd'."

„'s könnt' Ihnen aber gar nix schaden, wenn S' auf die letzt noch was lerneten, Herr Adam."

„Meinen S'? Möcht' mir jetzt noch fehlen. Fallet

mir grad ein! A Narr werd' ich sein und einjährig dienen, wo man froh sein darf, kommt ma auf drei Jahr' aus der Wirtschaft da fort . . ."

Viertes Kapitel

Wie Herr Peter Gröger sich bewährte und nützlich machte

Schon am Morgen also begann Herr Peter Gröger seinen ersprießlichen Unterricht, und Adam Mayer merkte bald, daß es trotz bestem Willen keine so leichte Sache sein werde, diesen Lehrer zu „federn".

Denn es war eine große Klugheit in ihm. Mit Gewalt und Drohungen war hier, einem älteren und durchaus verzogenen Schüler gegenüber, nichts mehr zu richten. So übersah er, wenn er wollte, Unarten nachdrücklichst. Dann ganz gelegentlich, aber immer vor Zeugen, daß man es merken mußte, und immer in guter Manier, kam ein Stich, der saß und nur darum nicht verletzte, weil außer ihnen beiden eigentlich niemand wußte, wohin er ziele.

War der junge Herr einmal gar zu ungnädig und durchaus nicht zur Sache zu bewegen, so ließ er ihn links liegen und lernte mit der Linnerl, was sie gerade für die Schule zu machen hatte. Damit war man bald fertig: denn sie faßte erstaunlich leicht und brachte Zeugnisse, wie sie im Hause Mayer noch nicht ersehen worden waren. Er begann mit ihr Stenogra-

phie zu treiben, und sie freute sich sehr damit. Das erinnerte sie der Geheimschriften, wie sie Schulmädchen auszuhecken lieben. Da konnte man sich Brieferl ins Haus kommen lassen, ganz offen, und niemand ahnte ihren Inhalt.

Mit der Rosi war nichts mehr aufzustecken. Die hatte den ohnedies nicht sehr hellen Kopf schon mit Sorgen und Geschäften überfüllt und konnte nicht aufpassen. Aber die Linnerl!

Es war, nicht nur die Mutter fand das, eigentlich jammerschade, daß nicht sie der Junge und Adam das Mädel geworden war. Denn in ihr lebte ein starker Verstand und eine große Begierde nach Wissen. Ordentlich ausgehungert erschien sie ihm, dankbar für jeden Fingerzeig und ihn in ihrer stillen schweigsamen Art in sich verarbeitend. Nichts ging in ihr verloren. Das war wie mit gewissen Wassern. Sie versinken, verschwinden spurlos unter der Erde. An ganz anderen Orten aber treten sie zu Tage — geschwellt, gewaltsam, ja unwiderstehlich.

So nahe der Reife, war sie noch ganz ohne Gefallsucht. Das mochte sein, weil sie zu klug war, als daß sie gehofft hätte, neben der königlichen Schönheit ihrer älteren Schwester bestehen zu können. Auch war sie noch sehr Kind, ganz dem Augenblick hingegeben und bei aller Ernsthaftigkeit sehr verspielt. Auf der Gasse benahm sie sich wie ein echtes Bubenmädel, und ihre beste Schönheit, ihr reiches Haar, ärgerte sie manchmal wirklich. Es war ein kräftiges Leben in ihr, das nur noch nicht wußte, wohin mit sich.

Es kamen Worte, so voll verständiger Einsicht in

jedes Verhältnis und voll einer unendlich ahnenden Klugheit, daß es war, als wölbe sich ein eigener höherer Himmel über diesem Kinde, daß Gröger ordentlich über solche Einfälle erschrak, sie bei sich behielt, darüber nachdachte. Oftmals erschien er sich als der Lernende. Es schien ihm unmöglich, daß sie klar wußte, was sie ausspreche, so sehr ihr Aug' in hellem und eigenem Licht dabei aufleuchtete. Dennoch lagen das Rosenlicht und der Flaum der ersten Jugend über ihren Wangen, die er gern gestreichelt hätte, weil sie so sehr weich sein mußten. Dafür aber war sie ihm nicht mehr klein genug, und es lag eine gewisse Scheu vor ihr in seinem Herzen.

Sie fand für ihre tieferen Bedürfnisse keinerlei Anregung zu Hause. Wohin mußte das mit der Zeit nun führen? Die Mutter war rastlos in der Wirtschaft, damit nur ja nichts vertan würde, und in ihrem Geschäfte. Sie betrieb nämlich eine kleine Wäschehandlung, mit der sie notdürftig genug etwas verdiente. So war ihr vielleicht nicht einmal recht, daß ihre Jüngste so sehr auf die Bildung versessen war, statt aufs Praktische; aber sie ließ sie gewähren, denn das Mädel hätte doch auch auf Dümmeres verfallen können. Zur Zeit genügte ihr die Hilfe der Rosi noch beim Verkauf und an der Nähmaschine, nachdem die eigenen Beine nicht mehr so recht standhielten. War die erst einmal aus dem Hause, verheiratet oder sonstwie, dann würde man der Linnerl schon den Standpunkt klar machen, daß der Mensch nicht allein für „die Romanen“ auf der Welt sei.

Für den Adam war die Schwester einfach die

„narrische Gredl“. Und überdies mißbilligte er ihr Tun durchaus. Nicht etwa, weil er den Vorwurf empfand, der in ihrem Wesen gegen seine Arten und Unarten lag. Dazu war er viel zu eitel und vergeckt und zu selbstzufrieden. Aber die Mutter war mit dem Geld so schrecklich zäh. Das Ladel war, freilich erst nach allerhand Erfahrungen, immer verschlossen, und ihr einen Gulden entlocken eine gräßliche Arbeit, die mit dem Spaß kaum im Verhältnis stand, den man hernach hatte. Der Vater verschwor sich immer hoch und teuer, er habe selbst nichts Übriges; höchstens, daß er zu seiner Rechnung auch für den Stammhalter aufschreiben ließ. Der Rosi, die ihren Lohn von der Mutter bekam, konnte man wohl manchmal mit tausend Listen und Drohungen etwas abbetteln, der Kathi was abschmeicheln, obzwar er sich daraufhin hätte hängen lassen, daß gerade sie Geld, mehr Geld habe, als sie sich herzuzeigen traute, oder als sie von der Patin bekam, die ihr ja gewiß manchmal etwas zusteckte. Er hatte seine Augen im Kopf, wußte sie zu gebrauchen, und den Adam betrog man nicht. Wenn er nicht redete, so war das nur, weil man ohnedies immer Verdruß genug hatte. Wozu aber hatte man Schwestern, wenn man von ihnen oder als junger Mensch von seinem Leben so gar nichts haben sollte? Bei der Linnerl aber war gar nie was zu holen. Jedes Zehnerl, das sie bekam, vernaschte sie augenblicklich, oder kaufte sich so ein rotes Büchel, das sie gar noch binden ließ! Auch so eine nichtsnutzige Näscherei . . .

Es war ein eigentümliches Leben im Hause Franz

Mayer. Völlig abweichend von dem, was Peter Gröger bei sich daheim gewohnt gewesen, und also zu Vergleichen reizend, ja zwingend.

Der Herr war sehr wenig daheim. Eigentlich nur bei den Mahlzeiten. Unmittelbar darauf verschwand er. Er hatte es immer sehr eilig, ohne daß eine Seele so genau gewußt hätte, warum, oder was er eigentlich trieb.

Er machte den Eindruck eines sehr beschäftigten, selbst abgehetzten Menschen. Erkundigte er sich einmal bei Gröger nach dem Erfolg seines Unterrichts, so geschah dieses höchst liebenswürdig, aber in der Art eines, der sich wirklich zwingen muß, solcher höchst nebensächlicher Dinge zu gedenken. Er war immer zerstreut, immer unruhig und abwesend, wenn er sich bei den Seinigen verweilte.

Ordentlich peinlich war es, wollte man ihn bei einem Gegenstande festhalten. Er quälte sich so sichtlich dabei. Und seine Antworten kamen mühsam, und ein beständiges Bestreben war in ihnen, abzubiegen oder zu irgendeinem Ende zu gelangen. In seine Augen kam dann etwas Verwundertes, ja Entsetztes, wie man dann gerade ihm zumuten wolle, bei der Stange zu bleiben.

Ansonsten herrschte eine große und allgemeine Duldsamkeit in der Familie. Keiner fragte viel dem nach, was der andere treibe. Die Töchter hingen offenbar mehr dem meist gutgelaunten und oftmals ganz spiellustigen Vater an als der greinenden und immer gereizten und dadurch launischen Mutter. Kathi war viel außer Hause, bei Freundinnen, durch-

aus in reichen Häusern, oder sie stand sehr gern lang und begehrlich vor Auslagen, und Adam machte eigentlich überhaupt nur, was er wollte.

Es war aber nicht jene Unbekümmertheit, die aus gut gegründetem Vertrauen eines in die Absichten des anderen entspringt.

Man verschloß einfach die Augen voreinander. Man hatte einfach seine Enttäuschungen erlebt, jedes an jedem, und zwar immer wieder, und nun erhielt man einen künstlichen Frieden, indem man jeglichen gehen ließ, wohin es ihn gelüstete. Das kostete, zumal der Frau, eine sichtliche und beständige Überwindung.

Und so war denn eine ewig gewitternde Luft über ihnen. Ein Groll schwelte in der Brust der Frau, der sich oft und vernehmlich genug entladen hatte, sich nun nicht mehr loszubrechen traute, ohne darum minder zu werden, der eine ganze Seele in Bann schlug, verstörte, zerfraß. In jedem Worte lag ein Stachel und eine Gehässigkeit; nichts klang mehr gleichgültig oder unbedeutend. Und etwas Jammerndes, eine unablässige, ungetröstete, fruchtlose Klage schwang mißtönig mit.

So sehr sich's Peter Gröger aus Überlegung und aus Bedürfnis seiner Natur zum Grundsatze gemacht hatte, nicht zu blasen, was ihm nicht selber auf die Nägel brenne, so verstand er es dennoch wohl, daß es einem lebfrischen Menschen wie Franz Mayer bei sich, neben diesem verhärmten und duldenden Weib nicht wohl werden konnte. Die vielen Kinder, die sie geboren, hatten sie vor der Zeit altern lassen. Ihrer

sechs schliefen den ewigen Schlaf. Um jedes davon trauerte sie in immer gleichem, ungemäßigtem Leid, als hätte sie mit ihm vielleicht die Erfüllung aller jener Hoffnungen bestattet, die eine Mutter an das hängt, was ihr Schoß nun einmal getragen, denen sie nicht entsagt, ehe das Leben oder der Tod nicht unwiederbringlich ein Ende damit gemacht haben.

Die Zornigkeit der Erschöpften, der vom Leben Ausgesogenen, denen es nichts von dem gehalten hat, was man zu Recht und mit gegründetem Anspruch fordern durfte, war in ihr.

Sie hatten offenbar einmal über ansehnliche Mittel verfügt; man gewahrte noch Trümmer davon. Sie waren zerronnen. Ihre Schönheit mußte groß gewesen sein. Noch hing ein gutes Bild aus ihrer Brautzeit im Speisezimmer. Man mußte einem aber sagen, wen es darstellte, ehe man's erkannte oder auch nur eine Ähnlichkeit herausfand. Danach glich ihr die Kathi völlig. Nur etwas Strahlendes, Sicheres, Siegreiches war an der Mutter, das der müderen Schönheit der Tochter gebrach. All dieser Reiz war bis auf die letzte Spur verflogen, und dabei war die Frau noch jung: sie stand erst zu Beginn der Vierzigerjahre, und vor ihr lag noch ein weiter Weg, vor dem sie vielleicht nur darum nicht erschrak, weil sie vor steten Sorgen und Enttäuschungen viel zu müd war, um der Zukunft überhaupt noch zu gedenken. Die mochte kommen, wie es wolle; besser, als es gewesen, wurde es doch bestimmt nicht.

Peter Gröger hatte Gelegenheit, sie zu studieren. Denn sie huschte manchmal, in immer gleicher Eil-

fertigkeit, als jagte sie wer oder etwas, während er unterrichtete, durch das Zimmer. Oder sie setzte sich ein Weilchen, weil sie gar so müde war, und ihre Augen gingen rastlos, als müßten sie alles mustern, ob auch gar nichts versäumt oder vergessen sei, ehe sie sich seufzend erhob und weiter sputete. Oder man lud ihn einen Sonntag zu Tisch, zu einem Mahl, das unerquicklich genug war, weil eigentlich keiner ein Wort sprach, eben jeder nur seinen Bissen hinunterwürgte, bei dem sich niemand wohl fühlte, nur Herr Mayer, vielleicht aus dem Pflichtgefühl des Gastgebers, vielleicht auch nur, weil er in seinem fröhlichen Egoismus, in seiner gesunden Gedankenlosigkeit nicht ahnte, einem anderen könne auffallen oder die Laune verderben, was die seine durchaus nicht mehr trübte und woran er schon glücklich gewöhnt war.

Dennoch kam Peter Gröger immer wieder. Es ging ihm gut genug, daß es ihn, so sparsam er war, nicht reizen konnte, da wohlfeil zu zehren. Er hatte seine Stunden, die ihm recht leidlich bezahlt wurden, verdiente reichlich, was er bei seiner Bedürfnislosigkeit brauchte, erübrigte schon für Taxen, freute sich des Gedankens, um wie viel bequemer es sein jüngerer Bruder haben werde, wenn den seine Studien endlich nach Wien führen würden, hielt sich als ein gesitteter Junge von liederlicher Gesellschaft fern und ging überhaupt seinen stillen und unverrückten Weg. Dies Haus aber lockte ihn mit geheimer Anziehung. Die Hoffnung, den Adam durchs Examen zu bringen, hatte er längst aufgegeben, denn dazu hätte der doch selber etwas tun müssen. So trieb er mit dem Jun-

gen allerhand, das ihm sonst nützen konnte, und wendete desto mehr Zeit an die Linnerl. Er bekannte Herrn Mayer offen, wie schlimm es mit den Aussichten seines Sohnes auf das Einjährigenrecht stünde. Er brauste auf, jammerte über das viele herausgeworfene Geld, schwur, den nichtsnutzigen Buben, der ihm noch keine gute Stunde gemacht, endgültig zu erschlagen, und ließ es bei einigen heftigen, trotzig genug angehörten Worten bewenden, als ihm der frech entgegentrat. Es war beinahe, als hege der Vater eine gewisse Furcht vor dem jähzornigen Burschen.

Was aber den Studenten immer wieder in die Adam-Mayer-Gasse zog, das war die Kathi.

Es war wie ein süßes Geheimnis über dem Mädchen und allem, was sie anging. Immer war sie müßig.

Er sah niemals ein Buch oder eine Zeitung in ihren Händen. Höchstens stichelte sie lässig an einer Handarbeit, die nicht rücken wollte. Und dennoch erschien sie niemals gelangweilt. Wie in sonderbaren und fremden Gedanken ging sie durch die Welt.

Er wußte, daß man sie hatte das Konservatorium besuchen lassen. Das war wohl in jenen besseren Jahren geschehen, von denen die Frau manchmal mit einer merkwürdigen Weichheit, die gerade bei ihr eigen berührte, zu sprechen begann. Welchem Beruf, welcher Ausbildung sie bestimmt gewesen? Dies blieb dunkel. Wahrscheinlich sollte sie Schauspielerin werden. Dafür vermeint jede Wienerin Anlagen in sich. Dem aber widersprach es nach Peter Grögers Begriffen,

daß sie so gar kein Bildungsbedürfnis zeigte. Aus welchen Gründen sie zu keinem Abschluß oder zu keiner Verwertung des Gelernten gekommen war? Dessen geschah niemals Erwähnung.

Ein Übereinkommen aber bestand unausgesprochen, nach dem sie von allen häuslichen Verpflichtungen befreit blieb. Sie war denn doch auf dem Wege zu Höherem gewesen. Allerdings trugen sich die Mädchen schwesterlich gleich, aber irgend ein kostbarer Aufputz war immer an der Kathi Kleidern, oder mit einem ihr eigenen Geschmack brachte sie irgend eine Verzierung an, die allem ein eigenes Gesicht lieh. Einträchtig waren die beiden anderen, ihrer Anmut zu dienen und sie zu hegen, dieser kostbaren Schönheit, die Gröger niemals ohne eine starke Bewegung und ohne das Gefühl sehen konnte, sie sei ein Gnadengeschenk des Himmels, das einmal reichen Segen bringen müsse.

Sie ließ sich dieses gefallen. Ohne Hochmut, selbst ohne eigentliche Eitelkeit, mit einer immer gleichen, unbeweglichen, lässigen Müdigkeit. Das war einmal für sie in der Welt so bequem eingerichtet, und sie hatte keinen Grund, sich's anders zu wünschen — bis, nun denn, bis ihre Träume erfüllt sein würden. Und dieses war an ihr eigen: sie wurde niemals rot, und es wäre genug Gelegenheit gewesen, denn der Adam stichelte oftmals, unbeirrt durch die Gegenwart anderer und in der hämischsten Weise, an ihr herum. Dann konnte Gröger ganz rechtschaffen über den unverschämten Lümmel in Wut geraten. Und dennoch wünschte er sehr, sie erregt oder die Wangen vom Blut gefärbt

zu sehen, das sich unfreiwillig erhob. Vielleicht riß dann der Schleier, der ihrer Augen Leuchten immer dämpfte, und sie wäre dann schöner gewesen denn je. Das geschah nicht. Sie erwiderte niemals. Nur in ihren Blicken war eine starke Verachtung.

Endlich schien es ihm, als werde der Adam gerade in seiner Gegenwart mit Vorliebe ausfällig. Dennoch bezähmte er sich männlich. Er verhielt sich nach Kräften mit ihm, schlug einen kameradschaftlichen Ton an und ging einmal sogar mit ihm zum Greißler.

Es war wieder in der Küche. Adam und die Marie saßen sehr vertraulich auf der Kohlenkiste, und der Adam begann: „Hast ein Geld, Marie?"

Sie machte ein verdrießliches Gesicht: „Es kummt immer auf das h'raus mit Ihnen, Herr Adam, 's is eh' schon gar viel."

Er legte seinen Arm um sie: „Wirst's schon wieder kriegen. Und mit guten Zinsen. Was möchtest denn eigentlich zu schenken kriegen, Schatzerl?"

Sie bekam begehrliche Augen: „Ein goldenes Bracelett hätt' ich so viel gern."

„Kriegst es, Mizzerl. Wie ich einrück'."

„Aber ich hab' nur noch zwa Gulden von mein' ganzen Lohn. Alles hab' ich Ihnen gegeben. Und a paar Schucherln tät' ich so gebrauchen, wo ich tanzen gehn möcht'."

„Kriegst eh' net um die zwa Gulden. Gib sie lieber mir."

„Da hab'n S' es."

„Und wissen S', den Herrn Gröger werd' ich mir behalten."

„Na also. Er is ganz ein netter Mensch.“

„Meintswegen is er's. Aber er gibt mir eine Ruh mit dem Lernen. Am End' nimmt sich mein Alter hernach einen anderen, und der fangt mir wieder an und will mich sekkieren. Dem hab' ich's schon abgewöhnt.“

„Er is halt ein kluger und ein sehr gesetzter Herr!“

„Der? Ein mordionischer Esel is er.“

„Ich bitt' Ihnen! Ja, wieso denn?“

„In die Kathi is er verliebt . .“

„Wirklich?“

„Wenn ich dir's sag'! Da hab' ich schon meinen Merks dafür. Über beide Ohren, so lang als sie sein, verliebt. Die Kathi und ein Student!“ Er stieß sie an. Sie kicherte herzhaft. Und er pfiff schrill und kräftig, und die beiden lachten hernach sehr herzlich über Peter Gröger und seine unglaubliche Dummheit . . .

Fünftes Kapitel

Die Ahnfrau

Es gehörte übrigens noch jemand zur Familie Mayer.

Gesprochen wurde häufig genug von Franz Mayers Großmutter. Verkehr bestand keiner zwischen ihr und ihren nächsten Angehörigen, obwohl man im selben Hause lebte. Im dritten Stock des weitläufigen Gebäudes hatte sie ihre Wohnung. Keines der Urenkelkinder hatte sie jemals betreten. Aber man erzählte sich Wun-

der, wie hübsch und anheimelnd, wie peinlich sauber und wie mit den gediegensten Sachen bestellt alles bei ihr sei.

Manchmal sah man sie selber. Und man konnte sich wirklich kein säuberlicher Weiblein erdenken. Immer ging sie ganz in Grau. Und die Haare, so uralt sie war, schimmerten noch durchaus nicht ganz weiß. Sie hielt sich immer noch stramm, wenn sie über den Hof ihrer Stiege zuging, nur das Treppenklimmen machte ihr doch schon Beschwerden, und so hielt sie sich am liebsten inner ihrer vier Wände.

Etwas Unnahbares und Selbstgerechtes war allerdings auch an ihr. Sie fühlte sich als Patrizierin und verkehrte nur mit Frauen aus ihrer Schichte, die noch irgendwie mit ihren eigenen jungen Tagen zusammenhingen. Neuer Umgang, neue Bekanntschaften wurden mit einer großen Entschiedenheit abgelehnt. Verließ das Kind einer Freundin das mütterliche Haus, so betrat Eva Mayer ihr Heim sicherlich nicht. Bei sich zu Hause empfing sie, ja hielt Hof. Ihre Zeit lag hinter ihr. Davon, was nachher heraufgekommen war, wollte sie nichts wissen. Das mißbilligte sie durchaus. Da steckte nichts dahinter, nur Schwindel und Betrug. Windeier legte man mit großem Gegacker und tat, als bebrüte man sie eifrig. Kam man vor ihr darauf, dann hatte sie eine höchst eigentümliche Bewegung der Rechten an sich: mit einem Handrücken strich sie dabei über ihr Kleid, nicht anders, als wenn man etwas sehr Ekelndes abstreift. Sie brauchte sich's nicht nahekommen zu lassen. Denn ihr Seliger hatte vorgesorgt. Was ihr zukam, das war ganz bestimmt

vinkuliert und so auf dem Hause festgelegt, daß es ihr unter gar keiner Bedingung genommen oder auch nur verkürzt werden konnte.

Einmal des Jahres, in der Pfingstwoche, hielt ein Fiaker vor dem Hause. Dann erschien sie in allem ihrem Glanze. Eine Gestalt aus der Vergangenheit. Im Damastkleid oder im grauen Atlas, der wohl noch auf einem der Stühle des alten Adam Mayer gewebt sein konnte, so starr und rauschend und feierlich war er; auf dem sehr kleinen Kopfe eine Art Haube. Dann tat sie ihren Schmuck an, funkelnd genug in seiner altmodischen Fassung. Dann galt es nämlich, sich zeigen. Sie lehnte es niemals ab, aus religiösem Gefühl und aus der Verpflichtung der angesehenen Frau vom Grund, die Stelle einer Firmpatin bei jedem zu übernehmen, der sie mit einigem Anspruch darum bat. Die Erinnerung daran und an ihre Firmlinge bildete ihre Annalen. Dann stierten die Urenkelkinder ihr insgeheim und vornehmlich die Kathi mit einem eigenen Leuchten in den Augen nach, bis der Wagen um die Ecke bog, und das flinke Trappeln der Pferde auf dem harten Pflaster verklirrte.

Was so ein Tag nur an Geld fraß! Und das kam wildfremden Leuten zugute und wurde vertan und verjurt! Und hernach gab's immer noch in der ganzen Gasse ein Gerede, wie reich die Urgroßmutter das Patenkind beschenkt hätte und wie nobel sie es dabei habe hergehen lassen! Und was die alte Frau nur an sich trug und auf sich wenden konnte! Ganz besonders die Kathi wußte das auf den Heller zu schätzen, und von ihr lernten's die anderen. Sie aber — du lieber

Gott, wenn die Marie ihren Ausgang hatte und sie legte sich ordentlich an, dann sah sie mindestens so fein aus wie die Herrschaftstochter. Natürlich, die Handschuhe durfte sie nicht ausziehen; sonst merkte man doch augenblicklich, daß sie ein ganz ordinärer Trampel war. Und tat sie gar erst den Mund auf, nijeh!

Überdies waren die Mädchen nun schon in jenen Jahren, da man nachdenkt, Vergleiche zieht und der ursprünglichste aller Triebe der menschlichen und insbesondere der weiblichen Natur erwacht: der Neid.

Es ist sehr leicht, ein Kind glücklich zu erhalten. So leicht, daß der ein Verbrechen an aller Menschheit begeht, der es unterläßt. Da genügt etwas Liebe und Sonne; es reicht, wenn man es nur an seinen ursprünglichsten Neigungen und Freuden nicht zu sehr beknappt. So ungestüm regt sich in ihm die Freudigkeit des Lebens, daß alle Not und kein Drangsal darüber etwas vermag. Kaum die Wolke vorüber ist, taucht es sein Herzchen in den ersten freudigen Strahl, der durchbricht.

Diese aber waren schon in den Jahren, da sich bestimmte Bedürfnisse melden; da nach den Schnurrpfeifereien und den Kostbarkeiten des Lebens das Begehren zu rufen beginnt; und waren ohne jede Aussicht, jemals daran einen genügenden Anteil zu gewinnen.

Denn sie wußten wohl: es stand mit den Vermögensverhältnissen bei ihnen im Hause schlecht und wurde mit jedem Jahre schlimmer. Daß die Mutter nicht mehr so recht mitkonnte, sahen sie selber; den

Vater hörten sie lamentieren, er könne nicht mehr so arbeiten wie vordem.

Da war die Kathi. Bei der hatte man doch etwas versucht, wenn es gleich zu keinem Ergebnis geführt. Bei der Rosi und gar bei der Linnerl, die wohl wußte, sie könne etwas durchsetzen, wenn es sie nur freue und man biete ihr Gelegenheit dazu, ließ man schon alles gehen, wie es mochte. Aber dies schien ihnen nachgerade bezeichnend für alles, das bei ihnen unternommen ward: ewige Anläufe, ohne daß es jemals zum Sprunge kam.

Mit dem Adam war doch auch mancherlei probiert worden. Der hatte halt nie und nirgends gut getan. Erst in der Realschule; was war das für ein Kreuz und bei jedem Semester für ein Spektakel gewesen! Froh waren sie sämtlich, als es damit sein Bewenden hatte. Und in der Handelsschule warf man ihn hinaus, und in keiner Lehre konnte man mit ihm bestehen, der nicht einmal vor den übelsten Streichen zurückschreckte, wenn er loskommen wollte. Er aber durfte tun und treiben, was er mochte. Nach einigem Lärm und etlichen Drohungen wurde ihm alles verziehen. Ja, warum denn nur? So fühlten sich die beiden jüngeren unablässig zurückgesetzt und wie Stiefkinder.

Jener Tag der Firmwoche, an dem sich die Urahne im vollen Staat zu ihrer Fahrt nach St. Stefan rüstete, zeigte ihnen den ganzen Glanz des Hauses, dem sie entsprossen waren und daran ihnen nimmer ein Anteil gegönnt sein sollte.

Denn sie wußten weiterhin: der Vater und die alte Frau standen so schlecht, daß keine Aussöhnung

mehr denkbar war. Und diese Feindseligkeiten hatten sonderbar genug begonnen.

Erst hatte es Franz Mayer versucht, die Großmutter für seine Geschäfte zu gewinnen. Sie hörte ihn und seine erstaunenden Berechnungen des sichersten Nutzens, der ihr erwachsen müsse, mit einer löblichen Gelassenheit und sehr beifälligem Kopfnicken an. Alsdann: ja, das sei ganz schön — für Junge. Sie sei eine alte Frau und habe keinen Anlaß, sich in Spekulationen einzulassen. Sie habe ihr Sicheres, das ihr genüge.

Später einmal, das einzige Mal in ihrem langen Leben, war sie schwer erkrankt. Und hernach, da sie in der Genesung war, da redete ihr der Vater nach Kräften zu, sie möchte doch herunter, in seine Familie ziehen.

Sie mochte nicht. Sie fühle sich da heroben ganz wohl. Sie wohne hoch? Das sei sie nun einmal gewohnt, und da überlege sich mancher den Weg zu ihr herauf. Die Kinder seien ihr noch zu klein, und sie vertrüge in ihren Jahren keinen Lärm mehr. Umsonst wurde beteuert, man werde sie auf Händen tragen. Sie sei kein Wickelkind und dafür wohl schon zu gewichtig. Man werde sie aufs beste hegen und jedem ihrer Wünsche willfahren. Sie sei noch rüstig genug, um keiner Pflege zu bedürfen.

Immer wieder und mit einer Zähigkeit, die sonst gar nicht in seinem Wesen lag, war Franz Mayer auf die Sache zurückgekommen. Immer schroffer, je mehr die Großmutter die letzten Gründe seines Andringens zu erkennen glaubte, wurde ihre Ablehnung.

Erst hieß es, sie sei ihre eigene Wirtschaft zu sehr gewöhnt, als daß sie sich noch in eine fremde finden könne. Man werde sich durchaus ihren Wünschen gemäß einrichten. Ja, das passe ihr nicht. Sie sei nicht gelaunt, jemandem Ungelegenheiten zu machen. Er stand noch immer nicht ab, und da fuhr sie heraus: sie lasse sich nicht als Melkkuh in seinen Stall führen, wenn er es durchaus wissen wolle. Das habe sie doch nicht nötig.

Er sah sich durchschaut, und das fraß nachhaltig an ihm.

Und dennoch war sein Gedanke so sehr vernünftig gewesen. Denn wozu brauchte die einschichtige Person die große Wohnung, die man so schön vermieten konnte, wo doch jeder froh war, wenn er sie zu dem billigen Zins bekam, zu dem sie im Steuerbogen angegeben war? Warum hauste sie unter kostbarem Mobiliar — denken S' Ihnen, ein Tischerl ist da, ganz von Ebenholz mit Gold und Perlmutter! — wenn ihr eigen Geblüt sich mit so Geraffelwerk behelfen mußte?

Man hätte sich so schön aufhelfen können. Das wär' doch wie der Haupttreffer gewesen, auf den der Wiener so gern seine Hoffnung setzt. „Halt nur, daß alte Leut' so viel starrkopfert sein und niemals kein Einsegen haben."

Jedes Jahr, das sie seither noch verbrachte, galt ihm als Unrecht, ja als eine direkte, an ihm verbrochene Boshaftigkeit. Und es wurde bei ihm ein unverbrüchlicher Lehrsatz: ihnen konnte es sämtlich nicht besser gehen, solange das Weib dort oben herumwirtschaftete.

Man ging doch zugrunde an den Leistungen, die man ihr darbringen mußte. Eigentlich hatte der Großvater die Seinigen alle bis ins letzte Glied enterbt, um dieser einen Person willen, die dem bejahrten Witwer in die Augen gestochen, die nichts gehabt oder in die Ehe mitgebracht, aber schon gar nichts, als ihre Schönheit und Scheinheiligkeit, die sich nun dafür benahm, als sei sie mindestens eine geborene Fürstin, die gar keinen Verstand hatte, wie schlecht und wie schwer die Zeiten für einen bedrängten Familienvater sich anließen, und die so zäh und so eigensinnig sei, daß man sie wohl einmal „mit dem Hackel wird derschlagen müssen". Schaden sei um sie nicht; gewiß kein Schaden; und anders loszukriegen wäre sie schon gar nicht.

Was für Summen die nur verschlungen hatte in ihrem unnützen Leben! Denn sie hatte kein Kind gehabt und nur, weil sie sich davor fürchtete, nicht augenblicklich, kaum, daß sie den Alten unter die Erde gebracht, sich einen Jungen, Feschen wieder genommen. Die mußte man nur kennen!

Ins Ungeheuerliche, mit Zins zu Zins schwollen diese Beträge, wenn Herr Franz Mayer von ihnen redete. Er berauschte sich an ihnen, und man begriff, wohin das Gesamtvermögen der Familie geraten sein sollte. Überhaupt machte der Mann niemals einen so phantastischen Eindruck, als wenn er real bleiben und mit Ziffern beweisen wollte.

Das kam dann nicht anders heraus, als sei alles Unheil, das über sein Geschlecht hereingebrochen war, ihr Werk. Ein böser Dämon, ein Moloch, der bei-

spiellose Opfer forderte und gelassen zusah, wie alles um ihn sich an ihnen verblutete, saß oben im Hause. Sie mußte Geld haben, die Alte. Viel Geld. Es war unmöglich, daß sie aufbrauchte, was alles ihr der Großvater in seiner wahnwitzigen Verblendung zugeschrieben hatte. Denn sie lebte im Grunde sehr bescheiden. Niemals ging sie aufs Land, und gegeben, wenn sie nicht „ihre Pflänze riß“, hatte sie doch noch keiner schreienden Katz' etwas. Was würde einmal damit? Ihnen sollte doch, sie hatte es eidlich erklärt, kein Kreuzer zufallen. Eher möcht' sie's doch verbrennen oder ins Bürgerspital stiften.

Sprach er so, schwelgend und sich ersättigend an seinem Haß, dann kam in die Augen des Adam ein rötliches Licht, und sie unterliefen blutig. Frau Kathi Mayer horchte eine Weile achtlos und verdrossen, wie man eine leidige, oft vernommene zweck- und sinnlose Litanei anhört, schupfte alles mit einem entschiedenen Ruck von ihren Achseln, und nur wenn ihr der Nachweis, Eva Mayer allein habe jegliches verschuldet, gar zu albern wurde, so warf sie ein kurzes spitzes Wort dazwischen: „Dös stimmt net ganz,“ oder: „Da wird sich noch wer bei der Nasen fassen dürfen.“ Die Kathi aber saß in ihren Gedanken da, die stets wo andes, ganz wo anders waren . . . Ihr glitt's ab . . .

Die beiden Jüngeren aber lauschten mit eigenen Gefühlen.

Denn eigentlich fühlten sie sich zur Urahne mächtig hingezogen. Etwas Adliges war an ihr und ihrer so streng geschlossenen Existenz, in der eigentlich niemand

mehr Raum hatte. Sie ahnten das wohl, ohne sich Rechenschaft davon geben zu können. Alles an ihr, selbst ihre unverwüstliche Lebenskraft, selbst die Art, wie sie in ihrer völligen Vereinsamung lebte, flößte ihnen eine dunkle, doch mächtige Bewunderung ein.

Einmal wurde das bei der Linnerl so stark, daß sie bei einer zufälligen Begegnung nach der Schule nicht anders konnte: Sie bückte sich und küßte die Hand der Greisin recht heiß und ehrfürchtig.

Sie wußte wohl, daß sie Gefahr einer harten Strafe dabei lief. Denn der Adam, der ja so nichts zu tun hatte, dessen Augen waren natürlich überall, wo man sie nicht wünschte. Und es machte ihm tausend Spaß, anzuzeigen und so das Gewitter, das immer und mit allem Fug über seinem dicken Kopf schwebte, auf die anderen abzulenken. Nur die Kathi verzündelte er nie, so oft er sich mit ihr häkelte. Man wußte nicht: hatte er sie gern oder fürchtete er sich vielleicht gar vor ihr.

Die alte Frau blieb stehen. Und die Linnerl fühlte, wie zwei harte Augen auf ihr ruhten, und wäre am liebsten in den Erdboden versunken, und ihr Herzchen klopfte mächtig, und sie schämte sich so sehr. Eine alte, welke Hand griff ihr unters Kinn und hob ihr das errötende, gutmütige Gesichtchen; ein prüfender Blick, der langsam milder wurde, tauchte ihr in die sanften, braunen Augen, die sich jählings zu füllen begannen, und eine sonderbar tiefe Stimme sprach: „Bist ein braves Mäderl. Weißt, was sich gehört.“

Die Kleine stammelte etwas.

„Lernst du auch brav in der Schule?“

Die Linnerl nickte eifrig und öffnete ihren Katechismus, der ganz voll bunter Heiligenbildchen war. „Vom Herrn Katecheten," hauchte sie, „weil ich die Bravste bin in der Religion in meiner Klasse ..."

„Därfst di net vor mir fürchten. Ich tu' keinem nix. Därfst amal zu mir kommen."

„Ich möcht's so viel gern. Aber ich därf net. Sie erlauben mir's net, und allan trau' ich mich net. Der Adam ..." stotterte sie.

„Der gehört am Galing," entschied sie hart ... „Aber kumm' nur einmal."

„Därf die Rosi a?"

„Wenn sie so is wie du, därf sie a."

„Oh, sie is viel braver wie ich," beteuerte die Linnerl. „So viel fleißig! Und hübscher is sie. Freilich, die Hübscheste is die Kathi" — sie wurde ganz eifrig.

„Das is sie schon. Aber zu mir kommen muß sie net. Behüt' di Gott, Linnerl!"

Und aufrecht stieg sie die vielen Stufen zu ihrer Wohnung empor, und die Linnerl, ein stolzes Geheimnis im kleinen Herzen, sah ihr sehnsüchtig nach.

Ja, das war was anderes, was Nobleres! Da ruhte alles in sich und war verankert. Bei ihnen aber — oh, sie war klug genug und sie merkte alles. Da war eine beständige Zersetzung, ein ewiger Fluß zu schlimmen und unerfreulichen Dingen, ein rastloser Übergang.

In ihrem Zimmer aber ruhte sich indessen Frau Eva Mayer. Sie kannte die Gefühle sehr genau, mit denen man da unten ihrer gedachte. Denn so oft sie

sich's verbeten hatte, man trug ihr dennoch zu, was über sie geäußert ward, jeden Tratsch, jedes Wort eines unbedachten Grolles, das Franz Mayer auf der Kneipe oder im Café gegen sie ausstieß. „Ein dummer Hund ist er," dachte sie bei sich. „Ins Kriminal könnt' ich ihn bringen, wenn's mir passet. Aber ich fürcht' mich net vor ihm. Ich net. Und ich stirb net. Just net!"

Und sie trat ans Fenster und warf einen Blick in den Hof. Dort stand immer noch die Linnerl und blickte ganz verlangend, wie verzaubert, empor. Und sie dachte ihrer Urenkelkinder und ihres wahrscheinlichen Schicksals, mit dem sie nun durchaus nichts zu tun haben wollte. Und dennoch bewegte es sie, und sie sah gar nicht so stramm und hart aus, wie sie sich sonst gehabte. „Was sich der liebe Gott nur denkt," flüsterte sie, „wenn er solche Leut' Kinder gibt. Dös sollt' net sein dürfen, ewig net. Is schad um die zwa Maderln, ewig schad', und ihre Lippen bewegten sich in der naschenden Bewegung des hohen Greisenalters, und ihr Kopf schwang unablässig sinnend. „Wenn man da was tun könnt', ohne daß man sich alle auf'n Hals zügelt? Die übrigen aber — Bande und Bagage!" Sie strich sich mit einem noch heftigeren Ruck als sonst von ihrem Kleide und schellte mit einer sehr entschiedenen Bewegung der uralten Magd, die sie bei sich hatte: „Wo bleibt mein Mittagmahl? Essen möcht' i. — Sö sein's net wert ..." Was sie nicht wert seien oder wen sie meine, behielt sie aber bei sich.

Sechstes Kapitel

Erziehungsmaximen und sonst Näheres von Franz Mayer

Bevor Frau Kathi Mayer stumpf geworden war, hatte es ganz besonders um zwei Dinge zwischen ihr und ihrem Manne Hader gesetzt; um die Zukunft und um die Erziehung der Kinder.

Was die Mädchen anging, so lehnte er von ersten Kindesbeinen an jeden Anteil ab. Die unterstanden überall und immer der Mutter. Er spielte nur mit ihnen und verhätschelte sie, die ihm die bestgeratenen Geschöpfchen von der Welt waren, und er bewunderte sie und jeden ihrer Reize in der Kinder Gegenwart in einer Weise, die der Mutter oftmals die Schamröte ins Gesicht trieb.

Sie hatte ja so nichts gelernt. Aber Achtung vor den Eltern war denn doch bei ihr zu Hause gewesen, und sie schien ihr unentbehrlich. Unmittelbar nach einer sehr glücklichen und gedankenlosen Jugend — sie stand in ihrer Erinnerung wie ein beglänzter Sonnentag — hatte sie sich verliebt und geheiratet. Dann waren die Kinder gekommen, so rasch und zahlreich, daß sie eigentlich immer erst im Wochenbett zu einiger Ruhe und Besinnung gelangt war. Und in ihre Schwäche hinein und bald hatte sie fühlen müssen, der Boden unter ihr sei unsicher, und sie dürfte sich durchaus nicht auf ihren Mann, nur auf sich und ihre eigenen Beine dürfte sie sich verlassen ...

Sie ging's ganz tüchtig an. Und hätte sie an ihm nur einigen Beistand gehabt, sie wären vorwärts gekommen; denn sie hatte Weltverstand und den Blick fürs Nützliche, und ihr war die Arbeit ein wirkliches Bedürfnis. Sich abäschern, abmüden bis zum Umsinken, das war das Richtige für sie und ihresgleichen. Denn hernach konnte man darüber nicht denken, wie es besser hätte sein sollen. Dennoch sah sie klar, wie grundfalsch die Erziehungsmaximen ihres Mannes seien. Das war ein sehr bequemer Fatalismus, im wesentlichen auf einen Satz gebaut, dessen Unrichtigkeit sie doch alle Tage vor Augen hatte, daß eine besondere, gütige Vorsehung allzeit über dem Wiener wache: „er geht net unter."

Über den Buben hatte sie rasch jeden Einfluß verloren. Der Vater aber unterstützte ihn offenkundig in jeder Auflehnung gegen ihr Ansehen, selbst wenn sie vor den anderen Kindern geschah. Das sollte ein Mann werden! Den ließ er sich nun einmal nicht verweibern.

Es gab bei diesem seinem Sprößling nichts, das Herr Franz Mayer nicht gebilligt oder wofür er aus seinem unerschöpflichen Schatz von Sprüchleinweisheit nicht mindestens eine Entschuldigung vorgelangt hätte.

Der Bube war von einem häßlichen Jähzorn. Ja, er ließ sich halt nicht zu nahe kommen, und „jähe Leut' sind gemeinlich gute Leut'". Er war frech. Er lachte der Mutter ins Gesicht und tyrannisierte im frühen Bewußtsein seiner Herrenwürde die Schwestern, die sich's gefallen ließen.

Das war ganz in der Ordnung. „Das Hendel

muß ducken, das Hahndel net." Er war eben keine Lettfeigen. Er verstand zu kommandieren. Das mußte doch ein Mann, der in der Welt einmal was vorstellen sollte.

Er wollte in der Schule nichts lernen, stiftete unter seinen Kameraden bösartige Zänkereien. Er verstand es meisterlich, sie untereinander zu verhetzen, und, kam man ihm hinter seine Schliche, so wehrte er sich als ein behender, grimmiger und tückischer Raufer. Ja, über ihm war keiner. Er verstand seinen Vorteil. Und das Lernen war ihm eben zu fad.

„Mein Großvater hat zur Not seinen Namen schreiben können und is doch der große Adam Mayer geworden. Was man im Leben braucht, steht net in die dalketen Bücher."

Er log. Ja, mit der Aufrichtigkeit kommt man doch gewiß zu nichts. Und ihm fiel halt allerlei ein, worauf nicht ein jeder kommt. Er aber hatte den rechten Schick und den guten Griff für alles, was ihm unterkam. Er trieb sich frühzeitig und manchmal bis in die späte Nacht mit Älteren auf der Schenke um. Wen ging's was an? Es war doch nur ein Zeichen für seine Reife und Klugheit, daß Erwachsene am Umgang mit ihm Gefallen fanden. Er studierte eben das wirkliche Leben aus. Und wenn er sich dabei manches gestattete, was vielleicht seinen Jahren nicht geziemte — je, bei dem kommt's früher, bei wem anderen später. „Die Hörndeln abstoßen tut er sich halt. Ist noch keiner anders a richtiger Mann worden."

Es waren ihr wiederholt ganz ansehnliche Geld-

beträge abhanden gekommen. „Mußt halt besser aufpassen, wo du eh' weißt, wie ausg'spitzt der Bub ist.“ Und endlich: „er ist halt noch ein Kind.“

Dann hatte sie entdeckt, daß er's mit den Dienstboten halte.

Am gleichen Tage mußte das Mädchen aus dem Hause, dessen anmaßende Vertraulichkeit ihr früher verdächtig vorgekommen. Und es gab eine böse, die letzte Auseinandersetzung zwischen den Gatten.

Je mehr sich aber sein Weib ereiferte, desto gelassener blieb Herr Franz Mayer. Er konnte nun einmal nichts dabei finden. Der Bube kam doch zu seinen Jahren. Da war derlei nur natürlich.

Ob er's aber in der Ordnung finde?

„In der Ordnung? Es ist halt amal so, wie's ist.“

Aber mit ihrem eigenen Dienstmädchen! Wo sollte damit der Respekt vor der Herrschaft bestehen?

Ja, das sei nun einmal nicht anders. Danach fragt ein junger und hitziger Mensch nicht, in dem alles lebt. Und was denn der Adam dafür könne, daß er den Frauenzimmern in die Augen steche? Und sie fangen meist so an. Es hat's keiner anders getrieben. Außer er lugt. Die hat man halt so — na, halt so bei der Hand. Und wenn sie sonst nur sauber sind! Geistlich sollte der Adam doch nicht werden. Und wenn man's sich recht überlege, so sei das eigentlich noch immer das Vernünftigste. Mit so einer verplempert sich ein Bursch nicht, wie der Adam einer ist, wo man sonst und gar bei einem Unerfahrenen immer fürchten muß, er bleibt beim

Honig picken und verdirbt sich seine ganze Zukunft. „Und 's Billigste ist's am End' a noch; selbst wann was g'schiecht, ist's immer noch 's Billigste."

Ja, aber unter ihrem Dach! Und das Exempel für die heranwachsenden Mädchen, die so was vor sich haben!

Er wurde hämisch. Ja, dann solle sie sich die Madeln halt unter ein Glaskasterl tun und fleißig abstauben! Und sehr gut Acht geben, daß ja keine Fliege dazu kommt! Denn die seien erst recht neugierige Dinger, und man lebe schließlich in keinem Kloster mit lauter andächtigen Schwestern, sondern in der sündhaften Wienerstadt. Dann müßte sie ihnen doch rein die Augen verbinden, wenn sie zu Abend über die Mariahilferstraße gehen, wo auch allerhand Frauenzimmer herumspazieren. Und das möchten sich die Mädeln gewiß nicht gefallen lassen. Und wovon sie meine, daß ihre Lehrmädchen untereinander wispern, und ob die Rosi da gar niemals hinhorche? Gewiß reden sie von nichts, als wer ihnen nachgestiegen ist und wie sie ihn haben ablaufen lassen oder wohin sie sich ihn bestellten. Schad't das nix, so schad't ihnen das zu Haus a nix. Und überhaupt, er wolle endlich einmal vor dem Penzen seine Ruh haben. Wenn er sich über Tags um ein' blutigen Groschen die Füß' in den Leib gelaufen hat, sollte das vielleicht eine Zerstreuung sein, daß sie ihm den einzigen Buben, den er hat und auf den er nun einmal nie nix kommen laßt, verklagt und neuen Verdruß stiftet? „Wie er ist, so wird er halt. Ich möcht' ihm gar net anders. Und der Vater bin ich, und mich geht

er an und sonst niemanden!" Und er schlug mit der Faust auf den Tisch.

An diesem Tage hate Frau Kathi Mayer die letzte Überraschung erlebt, die ihr Mann ihr noch bereiten gekonnt. Und dennoch war sie bereits der Meinung gewesen, ihn ganz und durchaus zu kennen.

Sie hatten so viel miteinander durchgemacht! Nur nichts von der Art, die Menschen einander nähert und innerlich unlösbar vereinigt. Denn in allem Ungemach, das sie so hartnäckig heimsuchte, und mit immer geschärfterem Auge erkannte sie seine und nur seine Schuld.

Was in ihr an Neigung gewesen, das war darüber gestorben. Und nichts war geblieben, nur ein zorniges Mitleiden mit einem nun einmal unverbesserlichen Menschen, dem man seine Streiche nicht einmal so recht nachtragen durfte. Denn er konnte im Grunde nichts für sich. Auch dies Flämmchen erlosch nach der vollen Glut, die keine Warnung Erfahrener zu bändigen stark genug gewesen, von der sie einmal gehofft, sie und die Ihrigen würden sich durch das Leben daran wärmen können, es käme, was da wolle.

Sie hatte erst mit staunender Verwunderung, dann mit Empörung, endlich verzagt und trostlos, wie etwas Unbegreifliches, doch Notwendiges mitangesehen, wie alles mißriet, das er unternahm. Geschäfte, die anderen, um nichts Klügeren, denn es fehlte ihm keineswegs am Verstande, guten Nutzen abwarfen, die endigten bei ihnen regelmäßig mit erheblichem Schaden. Warum nur? Ja, ihr Franzl hatte die Zeit nicht, ihnen nachzugehen. Und er vergaß die wichtigste Ab-

rede, wenn seine Billard- oder Kartenpartie gar zu interessant war. Vergaß daran, wie an den Tod, und machte sich hernach die bittersten Vorwürfe, daß er ihr anfangs ordentlich leid tat, und faßte die besten Vorsätze, für die sie bald genug nur eine Antwort hatte: „Nimm dir nix vor, Franzl; ist eh' gescheiter.“

So hatte er die guten und lohnenden Vertretungen verloren, die man ihm vordem als Angehörigen einer angesehenen und weitverzweigten Familie und als im Besitz mancher wertvollen Verbindungen gern übertragen. Und in der Frau erwachte eine heftige Sehnsucht: eine feste Stellung sollte er annehmen, damit man wisse, was man habe, damit man sich danach einrichten könne. Hatte sie erst die Decke, das Strecken danach wollte sie schon besorgen. Es mußte nicht einmal gar zu knapp bemessen werden: denn sie verdiente doch auch: und zwar ganz ausgiebig. Nur nicht so schrecklich viel freie Zeit fürs Bummeln und nichtsnutzige Einfälle sollte er haben.

Es war geglückt, ihn in einem Kaufhause unterzubringen. Sie atmete auf; denn er war ja noch jung, und mit seiner Gewandtheit mußte er doch vorwärts kommen. Aber die Freude währte nicht lange. Nach wenigen Monaten trat er wieder aus. Die Ärzte hätten ihm die sitzende Lebensweise verboten, wurde erzählt. Frau Kathi Mayer wußte das besser, und eine heimliche Verachtung, ja ein Widerwille regte sich in ihr, gedachte sie der Opfer, die sie bringen mußte, um mindestens den Namen der Familie rein zu halten. Und warum? Er war wieder nicht schlecht gewesen, nur schlampert und halt gefällig gegen seine Freunde.

Der letzte Rest ihres eigenen Vermögens war daraufgegangen.

Nach jener Unterredung bezüglich des Adam und der Dienstmädchen machte sie sich zum erstenmal Vorwürfe darüber, daß sie also gehandelt, nicht lieber für sich und die Kinder gerettet, was zu retten war, seinen Pfad nicht von dem ihrigen geschieden und ihn nicht hatte dahingehen lassen, wohin es ihn so offenbar und so unwiderstehlich zu ziehen schien.

Und nun begann dies Leben eines Agenten, das für einen schwachen Menschen das innerlich verderblichste ist.

Da muß man in die Wirtshäuser und in die Cafés, um herumzuhören, wo sich irgend etwas begibt und was zu verdienen wäre, um Bekanntschaften und Bruderschaften zu stiften, die einem vielleicht anderwärts nützen.

Man muß Schnurren aushecken und sich Spassetteln gefallen lassen, schmarotzen und es nur wieder springen lassen. Denn anders wird man nicht beliebt, und ein „öder Ding“ ist nirgends gut gelitten. Und so verwurstelt man immer mehr. Und man muß die Wurst nach der Speckseite werfen, etwas daraufgehen lassen, hat man verdient. Denn man will doch nicht „notig“ erscheinen.

Und dafür galt Franz Mayer nicht; durchaus nicht. Im Gegenteile, er war ein fescher Geist, und man bedauerte ihn nur allgemein, daß er eine so engherzige Frau habe, die ihn an der Entfaltung seiner Gaben hemme. Das war aber einmal immer so gewesen, alle genialen Männer hatten böse Weiber.

Man wußte freilich von ihm, daß er niemals Wort

hielt, als wenn es eine Landpartie oder sonst eine Hetz galt. Aber wen scherte eine kleine Charakterschwäche eines sonst vortrefflichen Mitbürgers etwas? In seinen Kreisen kam dadurch niemand zu Schaden. Da kannte man einander schon, empfing jede Zusage mit geziemendem Vorbehalt und wußte sich demgemäß einzurichten. Endlich, unter ihnen war keiner viel anders und hatte also keiner ein Recht, mit ihm zu maulen oder Moral zu predigen. Und wenn er wirklich über seine Mittel lebte: „Ich werd' mir net 's Maul verbrennen. Franzl! zahlst ein' Doppelliter? Oder ein' Latern Bisamberger? Is gar gut und gar net teuer!“

Er war nun einmal so. Ein Phantast war er, dem eine rege und vom ewigen Müßiggang überhitzte Einbildungskraft tausend Möglichkeiten vorgaukelte, bis er die Fähigkeit verloren, zu unterscheiden, was wirklich war und was er sich nur so ausgeheckt. Immer neue Projekte beschäftigten ihn. Es war mancher gesunde Einfall darunter; denn wer immer wieder die Rute auswirft, dem wird endlich auch einmal ein fetter Fisch an die Angel gehen. Und diese Pläne, deren keiner jemals ernstlich in Angriff genommen wurde, entwickelte er nach allen Umständlichkeiten, mit allen Möglichkeiten, sie ins Werk zu setzen, zu Hause. Dort begegneten sie verdrossenem Schweigen. Er besprach sie, schwelgend in seiner Erfindergabe, auf der Kneipe — ein lebhaftes Gläserklingen, ein helles Zujauchzen: „Sollst leben, Mayer! Was dir net alles einfallt, Mayer! Bist doch ein ganz verfluchter Kerl, Mayer! Alsdann, trinken mer eins, daß es gerat'!“

Er betrog sich, er betrog andere. Hätte man's ihm aber vorgehalten, er wäre nicht übel in die Höhe geraten. Wen ging's was an? Wer durfte an ihm moralisieren? „Net amal ein' Spaß wird man mehr machen dürfen! Wär' gar aus!"

Dies alles aber sah und begriff seine Frau. Es schnürte ihr die Kehle, und ihr unbewußt wuchs eine Erbitterung in ihr heran, die sich einmal furchtbar in einer Explosion entladen mußte, die dann keine Schranke mehr kannte.

Da kamen gelegentlich gute Tage. Es glückte ein ergiebiges Geschäft. Damit wurde dann sofort gerechnet als mit etwas, dessen regelmäßige und beständige Wiederkehr gesichert sei. Warnte sie vor solcher Zuversicht, so wurde sie verspottet. Meldeten sich aber die mageren Wochen und sie erinnerte ihrer Vorhersagung, so wurde er ruchlos grob. Natürlich, wenn sie nur recht behalte, dann könne ihrethalben der Mann mit der ganzen Wirtschaft zugrunde gehen. Wie ihm denn etwas geraten solle, wenn es ihm die eigene Frau immer wieder beschreie? So unsinnig der Vorwurf war, er schloß ihr dennoch den Mund.

Sie wußte wohl: wenn er konnte, so foppte er ihr das Geld aus dem Sack. In ihren eigenen Angelegenheiten konnte sie ihn durchaus nicht verwenden. Diese Einsicht hatte sie teuer genug bezahlt. Zu Anfang, da sie noch nicht so ganz sicher, war er ihr gekommen: da oder dort wäre eine Partie zu kaufen, spottwohlfeil, eine Sünde, so eine Gelegenheit auszulassen, wo man einen Haufen Geld mit einem Schlag

verdienen könne. Sie ließ sich beschwatzen; das wenigste war brauchbar, und sie sah sich geprellt. Niemals hatte sie so teure und so geringwertige Ware erstanden, als wenn er ihr einen seiner Bekannten aufdrängte, der es ihr und nur aus Freundschaft so wohlfeil überlassen wolle, damit der schöne Verdienst nicht an Fremde komme. Hernach war er immer eine Zeit sehr vergnügt und sehr flott mit dem Gelde. Und ihren Jammer — denn ihre ganze Seele hing an jedem Kreuzer, und bei jedem Schaden, der sie betraf, verlor sie für eine geraume Zeit völlig den Kopf und machte das Unheil so nur noch ärger — schüttelte er schleunigst in seiner Gesellschaft von sich ab. Das sei nun einmal nicht anders; wer kaufen wolle, der müsse seine Augen gut offen halten und dürfe sich auf gar niemanden verlassen. Und die Weiber meinten wohl, sie hätten's allein mit dem großen Löffel ausgegessen und verstünden doch rein gar nichts und seien zu nichts gut. Wenn ihm so was passiert wär' — na, der Spektakel! Er möcht' ihn lieber nicht erleben. Und wer gewinnen wolle, der müsse auch auf Verlust gefaßt sein, und nochmals — ja, die Weiber überhaupt! Wenn sie nicht raunzen, so ist ihnen gar nicht wohl auf der Welt und in ihrem Fell, und es fehlt ihnen völlig was. Das nimmt man eben nicht so tragisch, wie sie's machen! Sonst hätte man doch keine ruhige oder vergnügte Stunde mehr im Leben.

So gab ihm dasselbe Leben immer neue Kräfte, das die ihrigen verzehrte.

Und sie hatte keine Vertraute auf der Welt. Niemand, vor dem sie ihr Herz ausschütten konnte. Ein-

mal hatte sie sich die Kathi dazu heranziehen wollen. Die sonderbare Verschlossenheit ihrer Ältesten, der alles neben dem in ihr belanglos erschien, lähmte ihr Bedürfnis nach Offenherzigkeit und Mitteilung.

Die Jüngeren aber? Sie wollte den Kindern nicht vorzeitig den Glauben an den Vater zerstören. Und so beklemmt von Rücksichten einem gegenüber, der selber keine anerkannte, und wieder unfähig, sie immer festzuhalten, sich zur Unzeit vergessend, war sie ihm gegenüber ewig im Nachteil, ja scheinbar im Unrecht. Und dies machte sie ganz bis zur Besinnungslosigkeit erregt.

Eine Hoffnung hatte sie immer noch gehegt in sich. Es war ja gewiß: sie lebten im Übergang. Aber das mußte wo auf festem Boden sein Ende nehmen. Dem kommenden Geschlecht mochten bessere Zeiten beschieden sein. Endlich und irgendwie mußte sich die Linie wieder heben, die nun schon so lange nach abwärts lief. Und alle ihre Wünsche hafteten am Adam. Denn: „Ein Madel is immer a armer Narr. Und sie hat's halt, wie man's ihr gibt, net um a Argamentel anders."

Und nun war ihr auch diese letzte Aussicht zerstört, mußte sie auch diesem Traume entsagen. Und damit riß das letzte Freudige, das ihr so fern hinter Wolken vorgeglänzt, das ihr das Leben übergoldet, und nichts mehr blieb, nur die eherne und so entsetzlich schwere Fessel der Pflicht.

Denn was konnte aus ihrem Einzigen, dem sie in ihrem Innersten den Vorrang vor den Töchtern gab, unter diesen Umständen werden? Meisterlos war er

veranlagt: kein gutes Exempel und keinen Ernst sah er vor sich, und was immer er anstellte, es ging ihm hin. Im günstigsten Fall ein schlimmerer Franz Mayer, oder noch was viel, viel Böseres . . .

Mit zusammengezogenen Brauen, einen starken Schmerz in der Stirne, saß sie in dieser Stunde ganz einsam da. Die Augen waren verhangen und sahen dennoch weit, weit in eine trostlose Zukunft. „Muttergottes, hilf!“ flüsterte sie. „Ich weiß jetzt, warum wir Weiber eine eigene, schmerzhafte Fürbitterin im Himmel haben und brauchen. Und da sagen s' immer, ein leichtes Geblüt ist ein Glück. Kann sein, für den, der's hat. Wer aber mit dem leben muß — für den ist's kein's ... wahrhaftig net ...“ Und ihr kam ein Schluchzen, und sie rang die Hände und hielt sie wieder strack und steif vor sich, als dringe etwas Entsetzliches auf sie ein, und sie wollte es mit all ihrer schwachen Kraft abwehren und sich ferne halten ...

Siebentes Kapitel

Warum Terpentinöl gut riecht und wann ein Tischlerhobel gute Musik macht

Es gibt nämlich auf dieser Welt allerhand Leute. Sogar zu viel, behaupten Griesgräme.

Die haben noch nie ein gesundes Kind in seiner ganzen Anmut gesehen, niemals den Ungestüm seiner jugendlichen Kräfte beobachtet, die noch gar nicht wissen, was alles mit sich versuchen oder beginnen.

Ist das nicht immer wieder, als hübe da eine neue Weltenschöpfung an? Oder als wollte dies Geschöpfchen, das da sich regt und tollt, eine ganz neue Erde sich ersinnen oder doch erobern?

Kommen da nicht immer Fragen, nun ganz verblüffend albern, daß es aller elterlichen Liebe und Geduld bedarf, um nicht dareinzufahren und abzuschrecken, nachdem es nun einmal auch der kleinen Menschlein Aufgabe ist, zu fragen und zu sinnen, und weil auch das scheinbar Dümmste für diesen Endzweck vorbereitet und bildet, dann wieder erfüllt von einer so sonderbaren Weisheit, die auf jedes Rätsel mindestens mit spitzen und bohrenden Fingerchen deutet?

Wenn es so welche gibt, die sich mit ihrem eigenen Geschlecht nicht vertragen können und es mißbilligen, so mögen sich andere mit einer Tischlerwerkstatt durchaus nicht befreunden. Sie haben nämlich einen eklen Geschmack und verzärtelte Nerven.

Und da stellen dann solche Leute Behauptungen auf, die schon ganz und gar nicht haltbar sind, und die jeder Billige mit einem verdrießlichen Kopfschütteln vernehmen und ablehnen wird. Als zum Beispiel: es sei eine Tischlerwerkstatt kein behaglicher Aufenthalt.

Da muß man nur hören und staunen, was für haltlose Gründe sie dafür ins Gefecht führen möchten. Richtige Jammergestalten von Gründen, die's nicht besser verdienen, als gründlich in die Pfanne gehauen zu sein.

So sagen sie ganz ohne Scham, die Arbeit mache einen unziemlichen Lärm, den nicht jeder vertragen könne.

Nun ist es ja richtig: der Hobel schrillt und

quietscht durch das Holz; und die Säge schnarrt; und die Drehbank oder der Laden knarren; und die Hämmer pochen in einem sehr flinken und eiligen Takt.

Aber es ist dafür gar hübsch, wenn sich die Hobelspäne winden, lebendig, beinahe gleich blanken Schlangen. Und ein herber Geruch ist an ihnen, der immer noch an den Wald mahnt, dem sie entstammen.

Und es ist weiter richtig: es duftet sonst nach allerhand darin, das nicht an Arabien und seine Wohlgerüche mahnt. Als ob etwas durchaus so weither sein müsse, damit man es mit Wohlbehagen schmecke und vermerke! Da sind Spiritus und Schellack. Wer in aller Welt kann daran etwas bemängeln, besonders ehe der Schellack geschmolzen wird? Da sind Terpentinöl und seine unterschiedlichen Verbindungen. Ja, wenn die Leut' nun einmal durchaus polierte Möbel haben wollen, dann sollen sie nicht darüber schimpfen. Abgesehen von allem anderen: sie riechen gesund und unverkünstelt, und sie sind „soviel gut für die Brust".

Freilich, der Tischlerleim!

Er hat entschieden etwas Widerwärtiges an sich, wenn er in seinem dreibeinigen Pfännchen kocht und seine zähen Blasen wirft und so süßlich riecht und nach Eiern, welche die Bruthenne längst als für alle Zukunft hoffnungslos sich selber überlassen hat. Aber da gehe man erst in eine Lohgerberei, und man wird die Augen auf- und die Nase zumachen. Man muß sich an ihn gewöhnen, und man kann's, wie man im Leben alles gewöhnen muß und gewöhnen lernt. Wer's nicht glaubt, der frage nur die Rosi Mayer.

Und endlich — und das ist auch ein Trost — beständig geleimt wird ja doch in keiner Tischlerwerkstatt.

Nämlich, weil sich die Kathi doch um gar nichts kümmerte, die Linnerl noch zu dumm war und die Mutter nicht überall dabei sein konnte, so hatte die Rosi, wenn man sie nicht im Geschäft brauchte, natürlich auch das Wirtschaftliche über sich.

Und nun kennt man ja auch die modernen Dienstboten. Gar kein Herz haben sie für das, was ihren Herrenleuten gehört, selbst wenn sie nicht so ein freches und verdorbenes Ding sind, wie es die Marie von die Mayerischen bekannterweise und leider Gottes unleugbar war.

Was hin ist, ist nun einmal hin, und nichts kann ewig dauern. Nicht einmal, wenn es aus Gußeisen ist. Solche Redensarten haben sie wirklich an sich. Alle Augenblick stoßen sie was ab. Als ob die Möbel nicht ein Sündengeld gekostet hätten und die Zeiten so schwer wären, daß man froh sein muß, man erhält, was man hat! Wer kann daran denken, etwas Neues zu kaufen? Da heißt's, flicken lassen und immer wieder aufs neue herrichten, daß man nicht merkt, was für ein jämmerlicher Scherben im Grunde das Ganze schon ist.

So war die Rosi das erstemal in die Tischlerwerkstatt gekommen. Und als ein hübsches Mädel und als die Tochter der Hausherrnleut' war sie denn mit geziemendem Respekt begrüßt worden. Denn man wisse allenthalben, auf wie wackeligen Stuhlbeinen sie samt ihrer Herrlichkeit thronen: der Hausherr ist immer ein Jemand. Man muß ihm mit Achtung begegnen.

Erstens kann er kündigen und steigern, was gar ein Jammer ist. Und dann verkörpert er dem Wiener Volk immer noch den soliden, den ruhenden und schier unerschütterlichen Besitz.

Entschieden über das Maß desjenigen, was ihr als Hausherrntochter zustand, ging es aber hinaus, daß der Altgeselle selber zu einer Reparatur kam, für die allenfalls ein Lehrjunge genügt hätte.

Das Tischlergeschäft ging gut. Und wenn man es nicht ins Große trieb, so war es nur, weil es einer Witwe gehörte. Und wenn kein Mann da ist und immer nach dem Rechten sieht, so machen die Gesellen halt doch, was ihnen paßt.

Auch empfand die Frau ihre Vereinsamung tief genug. Jedes Jahr machte sie eine Wallfahrt nach Maria-Zell, damit die gnadenreiche Muttergottes sie aus ihrer schmerzhaften Verwitibung erlöse, und versprach ihr eine reiche Spende für ihre Vermittlung und Fürsprache.

Das kostete ein schweres Geld. Denn dieser Ausflug war ihre Vergnügungsreise, Landaufenthalt und Andacht zugleich. Da spart man nicht, wenn man's Gottlob nicht muß. Da will man doch nicht aufziehen wie plärrendes Bettelvolk, das sich Gehör im Himmel erschreien möchte, da nahm man sich einen Fiaker von Mürzzuschlag und ließ sich unterwegs und beim „Bäckenwirt" nichts abgehen und reichlich Seelenmessen lesen für den Verstorbenen, der „die gute Stund' selber" war und ihr nur das eine nicht hätt' antun sollen, daß er sie in ihre besten Jahre so einschichtig und verlassen daließ.

Aber das half zu nichts, und immer wieder hoffte sie vergeblich, sie werde zu zweien ihre Dankfahrt vollbringen können. Der Freier, wie sie ihn wünschte, kam nicht, und die Aussicht wurde immer geringer, er würde sich doch finden. Diese Pilgerreisen waren Jahresringe. Sie bewiesen ihr nur, um was der Stamm älter geworden war, darin der Saft so munter kreiste trotz des Mooses, das sich an der Rinde immer dicker und unerfreulicher aussetzte.

Es wären ja manche gekommen. Aber einmal wünschte sie doch nur einen, der vom Gewerbe war, und es verstand, wie ihr Seliger. So ein zugrunde gegangener Tischler, der allenfalls leimen konnte und die Alte nur nahm, um ihr Geld mit jungen Flitscherln zu verputzen, paßte ihr durchaus nicht.

Sie hatte Augen im Kopf. Und so inbrünstig sie zur Muttergottes um den Tröster betete, blind oder mannstoll war sie darum doch nicht geworden. Im Gegenteil, sie hatte ihren sehr hellen Verstand, und den brauchte sie doch auch, wo die Welt so voll Schlechtigkeit war und jeder nichts anderes im Sinne trug, als wie er seinen Nebenmenschen und ganz besonders so ein armes Frauenzimmer immer für den Narren halten und betrügen konnte.

Wiederholt hatte sie den Gedanken erwogen, einen tüchtigen Gesellen an ihrer Seite einzusetzen. Und gewiß: sie konnte eine Zeit keines der Ehebetten ansehen, die so stattlich und gediegen bei ihr gebaut wurden, ohne mit einem Seufzer dessen zu gedenken, das verwaist und zwecklos neben dem ihrigen stand.

Das mit dem Gesellen aber hatte auch seinen Haken, wie sie bald fand. Denn, sowie einer merkte, er hätte in den Augen der Meisterin Gnade und Anwert gefunden, so wurde er augenblicklich stutzig, trieb zunächst in Pfeifen einen höchst verwerflichen Luxus, der tief blicken ließ und die kläglichsten Perspektiven auf die Schicksale ihrer Ersparnisse eröffnete, und benahm sich den übrigen Arbeitern gegenüber in einer Weise, daß gar kein Friede oder Auskommen mehr denkbar war.

Nur der Xaver Navratil, den sie jetzt hatte, der hätte ihr nach allen Hinsichten gepaßt. Und die Rosi verstand das, wie sie ihn zuerst bei sich in der Stube hantieren sah: über der breiten Brust die blaue Tischlerschürze, die starken Arme bloß und mit einem ernsthaften Geschick alles angehend, was zu tun war. Etwas vom Feldherrn war an ihm, selbst wenn er dem Lehrjungen wohlwollend in den Schopf griff. Er sah augenblicklich, wo sein Eingreifen not war und richtete ohne Besinnen das Erforderliche zu.

Minder hätte sie es freilich verstanden, wenn es wahr gewesen wäre, daß er es mit der Meisterin halte, wie das ganze Haus wissen wollte. Nun, er wollte doch natürlich einmal selbständig werden. Bequemer konnt' er es nimmer haben. Und er war ein armer Teufel, der das Geld recht sehr gut gebrauchen konnte. Und welche Rolle das Geld nun einmal spielt, wie es Dinge möglich macht, die anders nicht einmal auszudenken wären, dies wußte die Rosi doch schon, so grün und unerfahren sie sich sonst vorkam.

Dennoch wehrte sich etwas in ihr gerade gegen

diese Möglichkeit, und sie wußte bald, daß sie ihr sehr, sehr weh tun würde.

Denn etwas so Ehrenfestes war an dem Burschen, der nicht einmal seine Eltern gekannt hatte; gar nicht hübsch oder fesch sah er aus, wie man sich sonst einen Korporal von den Deutschmeistern denkt, und da sie ihn einmal in Uniform gesehen, gefiel er ihr gar nicht, obwohl er eine rote Nelke hinters rechte und ein Virginierstroh hinter das linke Ohr gesteckt trug. Das paßte nicht zu seinem hängenden, struppigen, blonden Schnauzbart, dem etwas schütteren Haar, daran man ihn in seiner Lehrzeit wohl gar zu gewalttätig gerissen — man weiß ja, wie's Waisenkinder haben! — den grauen, gutmütigen Augen in einem fast viereckigen Schädel, als könnte man damit Mauern einrennen. Aber sehr getreu und zuverlässig erschien er, und im Zylinder, mit dem Bratenrock an sich, hätte er sich famos ausnehmen müssen. Und so träumte sie sich ihn gern so, einen Blumenstrauß in der knochigen Rechten, wie der Großvater abgemalt war, da er um die Großmutter war freien gekommen.

Er dachte von seinem Handwerk nicht gering, darin er sehr tüchtig war und sein schönes Stück Geld verdiente. Er konnte da ganz warm werden. Damit, daß man sich möblierte, begann nach ihm alle Gesittung. Bis dahin konnte der Mensch immer in Höhlen und Löchern wohnen, wie irgendein anderes Vieh. Nachher war das nicht mehr möglich. Denn derlei vertragen die Möbel nicht, wegen der Feuchtigkeit, „wissen S', Fräulein Rosi!"

Und das mit der Meisterin war natürlich nur

dummes Gerede. Weil die Leut' immer was zum ausrichten haben müssen. Könnte ihm gerade einfallen, sich so zu verkuppeln! Das sollte einer tun, der sonst nicht in der Welt vorwärtskommen konnte. Er machte schon seinen Weg. Er hatte zeichnen gelernt, und in ersten Ateliers — die Aussprache war anfechtbar und nur ein Glück, daß die Rosi nicht viel davon verstand — nahm man ihn augenblicklich zu sehr hohem Lohn. Er aber ging nicht. Er war nun einmal Selbständigkeit gewöhnt, ihm gefiel hier etwas — „gespannen S' was, Fräulein Rosi?" — und ihn jammerte die Meisterin, die so ein guter Kerl und anders ganz verkauft und verraten wäre. Und er wisse, was das Geschäft wert sei und wie schön eine Familie davon leben könne. Etwas habe er sich schon gespart, „ein ganz ein hübsches Stückel Geld, Fräulein Rosi," und er machte mit der Hand eine zählende Bewegung, und etwas hoffe er schon noch dazuzukriegen. Aber er brauche eine fesche Frau Meisterin, sonst käm' er auf schlimme Gedanken, und er machte einen ganz artigen Kratzfuß dazu, denn er wußte, was sich vor einer Hausherrntochter gehört, selbst wenn wirklich gar nichts dahinter sein sollte, und sah sie dabei mit einem Blicke an, daß ihr davor ganz weh und weich wurde. Denn diesen Ausdruck und diesen Glanz hätte sie in diesen Augen nimmer vermutet.

Und so kam es, daß diese beiden einander lieb und lieber wurden, ohne davon oder von ihren Plänen für die Zukunft jemals ein Wort gesprochen zu haben.

Man bestellte sich gelegentlich, wenn man sich ganz sicher vermeinte, im Hausflur für einen kurzen Plausch

und einen immer längeren und wärmeren Händedruck. Einmal betraf sie die Urahne dort. Das Mädchen meinte, es hätte keinen Blutstropfen in sich gehabt, und stach man noch so tief. Die Frau aber sah sie nur mit wundernden Augen an, wie ihr die Rosi einen ängstlichen Knix machte, und nickte hernach ausnehmend freundlich, man konnte nicht anders sagen, halt leutselig. Das nahm das Mädchen aufatmend für ein gutes Vorzeichen.

So kam es weiterhin, daß das Fräulein Rosi in der Tischlerwerkstatt erschien, so oft es nur anging, daß sie sich im weiteren Verlaufe der Begebenheiten an alle Gerüche in ihr gewöhnte, als könnten sie gar nicht anders sein, daß ferner das Reparaturenkonto im Hause Franz Mayer eine erstaunliche Höhe innerhalb kürzester Weile erreichte, daß die Möbel allerdings nach einer Frist auch aussahen, als seien sie blitzblank und eben erst fertig geworden.

Nicht einen Augenblick kam ihnen beiden der Argwohn, als triebe das andere ein Spiel mit ihm.

Mit jedem Tage wuchsen sie mehr und inniger zusammen. Denn sie waren im tiefsten Kern beide brav und einsam beide.

Nur fühlte sich das Mädchen von manchem bedrückt, während sich Xaver Navratil durch die Eroberung einer Hausherrntochter erheblich gehoben fühlte und mit einer löblichen Zuversicht und auf gesunden Beinen der Zukunft entgegenmarschierte, mit der er schon fertig zu werden gedachte.

Sie wußte gar zu genau, wie es mit ihren Aussichten auch nur auf die allerbescheidenste Mitgift be-

stellt war. Vielleicht irrte er sich darin und erwartete sich etwas. Und es war immerhin ein mißlicher Gedanke, dem Geliebten nichts mitzubringen, der doch selber ganz auf den Erwerb seiner Hände gestellt war. Freilich, etwas hatte er gespart; aber etwas mußte er sich doch dazu schaffen, sollte er vorwärts kommen. Daß sie ihm dieses Etwas nicht bringen konnte, daß er mit ihr vielleicht nur eine Last auf sich nahm, dieses bekümmerte sie rechtschaffen.

Das aber konnte sie ihm durch Fleiß und Tüchtigkeit ersetzen, und sie schwor sich's, daß sie's daran nie fehlen lassen und den Kreuzer noch ganz anders ehren wolle, als selbst ihre Mutter, wenn er sie nur auf festen Boden setze, da sie nach ihrer Gesundheit und Herzenslust arbeiten könne. Denn müßig war sie niemals gerne gewesen.

Andere Hindernisse aber standen ihnen noch im Wege. Sie machten ihr bange, sie schlossen ihr den Mund, daß sie sich und ihr junges Glück, das in allen Sorgen und Ängstigungen immer gleich und sieghaft blieb, durch sie nur die dunkle Folie gewann, damit sie's in ihres Herzens Schrein desto leuchtender hege, niemandem, keiner der Schwestern offenbarte, so sehr sie das Geheimnis auf die Dauer bedrückte.

Da war die Mutter, die kaum einverstanden sein konnte, daß sich die Tochter in Enge und Quälerei hineinsetze, daß sie sich auf ein so ungewisses Geschick einlasse, statt „sich zu verbessern".

Aber mit der Mutter konnte man mit Vernunft jederzeit fertig werden. Und die Rosi empfand natürlich als höchst vernünftig und notwendig, was in ihr

war, und getraute sich das vor jedermann zu erweisen.

Da waren die Geschwister. Sie sah schon das hämische Gesicht des Adam und hörte der Kathi gedehntes: „Uj, der Tischlergesell-Schwager!" Aber endlich, die hatten ihr doch nichts drein zu reden und sollten sie lieber in Frieden lassen. Sonst möcht' sie's ihnen zeigen, und sie fühlte sich sehr rauflustig.

Da war aber auch der dumme Hochmut ihres Vaters, den man ja sonst um den Finger wickeln konnte, der in diesem einen Punkt aber sicherlich unnachgiebig war. Denn jeder Schwächling hat etwas, darin er nackensteifer und unbiegsamer ist, als der Stärkste und Entschlossenste. Immer irgendeine Schrulle, über die mit ihm „aber schon gar nicht zum reden ist".

Hier war es der Stolz auf die Ahnen und die patrizische Vergangenheit der Familie. Es war undenkbar, daß eine Adam-Mayerische einen Menschen heirate, den man so gar nicht herzeigen konnte.

Einen Tischlergesellen! Ich bitt' Ihnen, net einmal Meister ist er noch! Und überdem heißt er Xaver Navratil! So ein Nam'! Und er weiß net einmal, wer sein Vater war, und seine Mutter ist im Findelhaus gestorben. Halt wirklich schon rare Leut', wirklich schon!

Darüber kam die Rosi ganz gegen ihre muntere Art oftmals ins Grübeln. Wie, wenn die Mutter Ja und Amen sagte, und der Vater blieb bockig? Ja, meinte sie, da ist das vierte Gebot. Und das steht freilich, und dawider ist nichts zu tun. Aber es heißt:

Ehre Vater u n d Mutter. Keins mehr wie's andere. Das geht also nur, wenn sie eins sind, wie das im heiligen Ehestand sein sollte. Wenn der aber immer das und die ganz was anderes will? Ja, was macht man denn da? Darauf hat unser Herrgott offenbar nicht denken können, weil es nicht hätt' sein sollen. Und es ist doch, bei Gott, es ist doch, und was tut man sich hernach nur, wenn man ein armer, verliebter Narr ist, wie sie's leider nun war?

Und in allen diesen Grübeleien horchte sie nach der Tischlerwerkstatt, und unter allen den Hobeln, die sich unter seinen Augen und nach seinem Wink bewegten, meinte sie den seinen herauszuhören. Ritsch, ein lang gezogener Strich, der nur so hinflitzte durch das Holz. Das war er, so konnt' es sonst keiner. Das brach Bahn, auch für sie und ihre Zukunft. Ritsch! So würde das einmal gehen, wenn er selber erst den Hausrat für sie tischlern werde, einfach und für die Dauer und von ihr in Ehren gehalten jedes Stück. Ritsch! Da konnte man doch zuhören und sich denken, — ja alles mögliche und was einem einfiel. Ob's eine feinere Musik auf der Welt gab? Ritsch! Oder sie wußte, er war auswärts. Dann wartete sie, bis er zu Mittag oder nach Feierabend heimkam. Hinter ihm trug der Lehrjunge den Zöger mit dem Gerät, und er schritt stattlich und hatte im Sommer die Jacke nur so gewiß fesch über die starke Schulter umgehängt. Er rückte seine verwogene blaue Kappe, sie nickte unmerklich, und beider Augen begegneten einander. Nicht eben viel, aber vorläufig für sie genug und eine hübsche Verheißung . . .



Zweites Buch

Der Übergang



Erstes Kapitel

Adam Mayer amüsiert sich

Adam Mayer war tauglich befunden worden und hatte somit dies einemal die Erwartungen seines Vaters gerechtfertigt.

Nachdem er, dem selbstgesteckten Programm gemäß, sein Einjährigenexamen wirklich und natürlich nicht bestanden hatte, so sollte er vom Herbst auf drei Jahre zum Wiener Hausregiment Nr. 4, Hoch- und Deutschmeister, einrücken.

An jenem Tage, da er durch die Prüfung gefallen war, traute er sich denn doch nicht sofort heim. Er wußte, es werde einen bösen Sturm setzen, und ganz besonders die Mutter werde sich wieder einmal ganz fassungslos gebärden. Eine leise Befriedigung sog er aus dem Gedanken, die Sache könne doch auch für Herrn Peter Gröger zu recht unangenehmen Auseinandersetzungen führen. Denn er liebte seinen Lehrer durchaus nicht, wiewohl man sich scheinbar vertrug, und hatte seine alte Vorliebe für das System der Blitzableiter.

„Sie werden's erwarten können," dachte er sich. Er holte einen Schulkameraden und Gesinnungsgenossen, und beide strichen ziellos herum. Einiger-

maßen unbehaglich fühlte der Adam sich immerhin. „Das ist, ich mag halt kein' Spektakel." Nun, und dazu mußt' es diesmal ausgiebig kommen. Überdies hatte er gar kein Geld im Sack, und das stimmte ihn ganz melancholisch. Sein Freund, er wußte dies aus mannigfacher Erfahrung, hatte gar niemals eines oder zeigte es mindestens nie her und ertrug mit einer rührenden Geduld und Ausdauer alle Launen des Adam, nur weil er sich von ihm zechfrei halten ließ.

Wenn man nur reich wär'! sinnierte der Adam. Oder nur so viel müßte man haben, daß man sich an einem solchen Tag einen Fiaker nehmen und in den Prater fahren kann. Ist es gut gegangen, so sollte man sich unterhalten und was darauf gehen lassen dürfen. Ist's aber schlecht gegangen, no, so kauft man sich halt andere Gedanken und frißt nicht alles in sich hinein, was einem doch unmöglich gesund sein kann. Denn warum möcht' man sonst sagen: einer frißt sich's Herz ab? Und die Reue, die hat doch gar keinen Sinn; die verdirbt einem höchstens noch ein paar Tage. Er pfiff dabei, das konnt' er meisterlich, einen Marsch vor sich hin, der ihm unbewußt in eine recht trübselige Weise überging. „Ich bitt' dich, mach' mir kein so dasiges Gesicht," fuhr er den Genossen an, der nachdenklich vor sich hin gedümmelt hatte. „Das vertrag' ich heut' aber schon gar nicht!" Der fuhr zusammen und bemühte sich, höchst vergnügt darein zu sehen, was nicht sonderlich geriet. „Bist halt ein Karpf. Ein richtiger Karpf!" dachte der Adam.

Endlich muß jedes Schlendern zu einem Abschluß

führen. So herumgehen, ohne ein Ziel, davon war Adam durchaus kein Freund. Überdies beschrieb er in seiner Gedankenlosigkeit immer enger werdende Spiralen um sein Elternhaus. Schließlich standen sie davor. Sein Gespan schrak zusammen, in allen seinen Hoffnungen betrogen. „Gehst doch schon heim, Adam?"

„Könnt' mir grad einfallen, du Tapp," brummte der ganz entrüstet.

„Ja, was willst denn nachher da?"

„Wirst schon sehen. Zum Sacher kann ich dich heut' net führen. Dafür langt's net."

„Ja, aber halt: es ist doch net einmal ein Wirtshaus da?"

„Wirst's schon noch erwarten können. Zum Greißler gengen wir."

„Zum Greißler?"

„Na, epper ins Café?" Die Geduld des Adam war am Reißen. „Damit eine jede von die Urscheln, wenn s' vorbeigengen, oben sagt, wo wir sitzen und daß sich der Adam net ham traut? Komm nur. 's ist ganz gut da, und ich hab' da hier schon meine Hetz gehabt, man kann sie gar net besser haben."

Man trat ein. Ein sehr schmales Verkaufsgewölb durch, angefüllt mit allem möglichen Zeug. Auf dem Ladentisch Genießbares und Ungenießbares in verträglichem Wirrwarr durcheinander. Kränze von Würsten niederhangend; hohe, braungestrichene Regale. Die Greißlerin, eine füllige, aber riegelsame und bewegliche Person, die einmal ganz hübsch gewesen sein mußte. Sie schlug die Hände heftig zusammen:

„Jessas, der Herr Adam gibt uns wieder einmal die Ehr'! Da müßt' man doch rein . . .“

Adam nickte großartig. „'s ist schon gut. Aber schreien S' net a so. Niemandem sagen, daß wir da hier sind! Wo sind denn die Madeln?“

„Gleich werden s' kommen. Gleich. Sie richten sich nur ein wengerl her.“

Man kam in eine Stube. Sie war ziemlich geräumig, nur sehr dunkel. Sie hatte kein Fenster, eine Tür mit einem Guckerl in den Laden, eine zweite gegen den Hof. Ein dumpfiger Geruch von all den Waren nebenan. Man mußte sich eingewöhnen, ehe man einen großen Tisch, einige grobgestrichene Stühle davor und einen alten niedergetretenen Diwan gewahrte. Drei Bettstellen, unordentlich genug zurechtgemacht. Alles eher schlampig als arm. Es gehörte ganz entschieden ein eigener Geschmack dazu, sich hier wohl zu fühlen.

„Soll ich ein Licht bringen, Herr Adam?“

„Wir brauchen kein Licht. Einen Schnaps möchten wir. Was haben S' denn für einen?“

„Einen Nuß hat mein Mann für den Winter angesetzt. Ist gar gut. Mögen S' einen? Trinkt sich wie ein Öl und brennt wie der Teufel.“

„So bringen S' ein' Nuß. Und hernach ein paar Flaschen Bier, und was zum Beißen. Gibt's was Ordentliches?“

„Ein Geselchtes hätt' ich, Herr Adam. So schön haben S' noch keines g'gessen. Ein echtes Prager. Haben's eben erst bekommen.“

„Erzählen S' mir keine Geschichten,“ knurrte der

Adam. „Bringen Sie's lieber. Und nachher lassen Sie einen Wein vom Wirten kommen. Ein' Gerebelten! Net euern Hauspantsch!"

„Was ist denn g'schegen, Herr Adam, daß Sie's gar so nobel hergeben?"

„Geht Ihnen nix an. Halt ein Lätitzerl will ich mir wieder amal machen, und ein' meinigen Freund hab' ich da. Und wo stecken die Madeln?"

„Ich hab's Ihnen schon gesagt, sie richten sich ein bisserl her."

„Haben s' die Nacht durchdraht?"

„Aber Herr Adam, wo denken S' hin? Bei meine Madeln! Gleich müssen sie da sein."

Der Schnaps wurde gebracht und getrunken. Der Imbiß erschien und verschwand schleunig. „Die Gläser ordentlich auswaschen," befahl der Adam. „Einen Hunger und einen Durst hab' ich, net zum glauben. Bringen S' noch was zum Essen." Er schenkte ein: „Sollst leben, Pepi!"

„Sollst leben, Adam!"

Sie tranken. Es war recht dunkel um sie und eine große Stille. Nur manchmal zeterte die Klingel vom Geschäft heftig, und man vernahm Bruchstücke einer hastigen Unterredung. Oder ein eintöniges Rumpeln der Wäscherolle, die sich knarrend bewegte, war. Adam trank immer wieder und tat manchmal einen gellenden Pfiff, wie man einem Hunde pfeift, auf den frisches Getränk gebracht wurde. „Ist's net ganz gemütlich, han?" fragte er, streckte sich längelang nieder und stierte schweigsam zur Decke, als gäb' es da etwas ausnehmend Wichtiges zu beobachten.

„I," meinte der Pepi schüchtern. „Aber ein wengerl fad ist's doch."

„Wart' nur. Du hörst doch, die Madeln kummen. Nachher wird's schon fescher."

„Wer sein s' denn?"

„Halt der Greißlerin ihre Madeln. Vom Ballett kummen s' net daher."

„San s' sauber?"

„No, mir haben s' oftmals ganz gut gefallen. Werden s' dir a recht sein dürfen."

„Du bist heut' net schlecht grantig, Adam."

„Sei net blöder wie nötig, Pepi. Stier bin ich halt. Und das muß mich doch natürlich giften."

Wieder eine große und erwartende Pause. Immer wieder, wie um sich selber zu beschwichtigen, fuhr sich der Adam durch das gesträubte Haar, begann irgendeine Melodie und brach mitten in ihr mit einem mißtönigen Pfiff ab. „Hast recht, ich bin heut' net bei Hamur."

„Vielleicht doch wegen der Prüfung?"

Adam richtete sich auf: „Du, red' mir net davon, oder wir sind Freund' gewesen."

Pepi beschwichtigte: „No, no! Mußt net gleich steigen wie ein Raffler."

„'s ist schon gut." Beide sogen heftig an ihren Virginiern, und die Spitzen der Zigarren glommen wie zwei immer weiter voneinander rückende Feuerpünktchen durch die Dunkelheit, und der Tisch bedeckte sich mit Asche, auf die der Adam, sonst eitel genug, achtlos seinen Ellenbogen stützte. Ein starkes Behagen an diesem Schmutz und dieser Unordnung erfüllte ihn ganz.

„Und überhaupt," der Adam sprach halb für sich, „was ist denn eigentlich geschehen? Nir ist geschehen. Zwei Jahre hab' ich halt mehr Zeit, bevor ich ins Rackern und ins Verdienen muß. Das ist doch nur ein Vorteil."

„Nachdem man's nimmt." Pepi nickte und fühlte sich durchaus Pagode. Adam aber nahm einen tiefen Schluck, ehe er fortfuhr:

„Und alsdann: ich hab's ja net anders wollen. Ich hab' mir das doch so vorgenommen gehabt. Es geschieht halt immer, was ich mir vornimm."

„Na alsdann — vielleicht nimmst dir amal a was Vernünftiges vor," entfuhr es unbedacht genug dem Pepi.

Der Tisch geriet in bedenkliches Wackeln. Adam schnellte auf: „Du! Red' mir net so dalkert daher. Hörst? Oder ich könnt' was tun."

„Wirst doch noch einen Spaß verstehn, Adam." Ganz schüchtern.

„Nachdem er ist. Und frozzeln lass' ich mich net. Merk' dir's. Ich bin der Adam Mayer. Wirtshaus, ein Bier!"

Er schlug dröhnend auf.

Zwei helle Mädchenstimmen, bei deren Klang Pepi die Ohren spitzte und sich die Stirn des Adam entrunzelte. „Was schreien S' denn so, Herr Adam? Es kummt eh' schon." Die Türe ging auf. Zwei junge, frische Geschöpfe, in jeder Hand eine Bierflasche, erschienen doppelt freundlich in der einbrechenden Helle, die sie für ein Weilchen in diese Dämmerung brachten. Jacken, eilfertig schief geknöpft, ließen zwei

schlanke, bräunliche Hälse bis zum Ansatz sehen. Der Adam schielte frech, der Pepi lüstern nach ihnen. Adam stellte vor: „Ein meiniger Freund. Heißt Pepi Winkler. Sonst haßt er nix."

Beide kicherten, und der Pepi hatte Lust und Grund, sich zu erzürnen. Aber es war heute nicht rätlich, mit dem Adam Kirschen zu essen. Der fuhr fort: „Wo habt's denn wieder einmal gesteckt, Madeln? Da sitzen wir eine Ewigkeit alleinig und hätten bald zum raufen angefangen, nur damit wir eine Unterhaltung haben."

„Sieht dem Herrn Adam gleich," meinte die Jüngere, Susi, spitzig. „Er muß halt alleweil keppeln."

„Und wie war's denn mit der Prüfung?" fragte die sentimentale Marie. „Ist's gut dabei gangen, Herr Adam?"

„Geht euch nix an. Halt so ist's gangen, wie ich mir's gedacht hab'," entgegnete der Adam zugleich grob und orakelnd. „Aber, wo seid's denn gesteckt?"

„Halt ein wengerl angelegt hat man sich," erwiderte die Marie.

„So eine ungeschaffte Arbeit! War eh' net notwendig!" Und der Adam lachte, und Pepi schmunzelte verständnisvoll. „Da trinkst eins, Marie."

Sie tat einen kräftigen Schluck, dem man die Übung im Bescheidtun anmerkte. „Der Herr Adam soll leben." Er nahm sie um die Hüfte, und sie zierte sich ein wenig: „Was wird sich denn der Herr Pepi denken?"

„Halt, daß wir gute Bekannte sind, die miteinander hinterm Werkel 's Tanzen gelernt haben."

Sie setzte sich sittsam gefügig neben ihn und strich sich hernach die Kleider glatt: „Er wär' gar gut zum leiden, der Herr Adam," meinte sie. „Nur so viel schlimm ist er."

„Bin ich's?" Adam nickte höchst selbstzufrieden und zog die Marie näher an sich. „Ja, das sagen s' allgemein."

„Ich werd' daweil spazieren gehn," machte die Susi sehr schläfrig und verdrossen.

„Da bleibst," rief der Adam heftig. „Weißt denn gar kein Gehörtsich mehr, Pepi?" Der sprang auf und holte einen Stuhl für Fräulein Susi, die erst unschlüssig daran herumwischte, ein wenig maulte und sich zierte, ehe sie sich bewegen ließ, Platz zu nehmen und den Friedenstrunk aus des Pepi Glas zu ziehen.

Die Marie fuhr dem Adam durch das gesträubte Haar: „Und halt gar so viel gach ist er, der Herr Adam."

Adam lachte in sich.

„Ich möcht' nur wissen, was es da zum lachen gibt," stichelte die Susi. „Einen Menschen, vor dem man sich alleweil fürchten muß, er tut einem was — ich dank' schön dafür. Das ist doch gar zu grauslich."

„Aber ich bin ja gar net gach," entgegnete der Adam.

„Net möglich!" Und beide Mädchen verwunderten sich sehr.

„Ich tu' nur a so," erläuterte Adam Mayer, zog den Kopf der Marie an seine Brust und warf seinen Virginierstummel von sich. „Hast was zum Rauchen, Pepi? Na? Nachher möcht' ich nur wissen, wo-

zu daß du auf derer Welt gut bist. Aber ich bin beileib net gach. Ich weiß immer gut, wann ich aufbegehr' und warum. So fürchten sie sich immer vor mir, und daß ich einmal in meiner Hitzen was könnt' anstellen. Aber in mir bin ich dabei völlig kalt. Ein rechten Zorn hab' ich noch net in mir g'spürt. Ich weiß net amal, ob ich wirklich a Schneid' in mir hab'. Mannigesmal kummt mir vor, ich hab' gar keinen, und wenn mich einer so richtig anfahren tät', ich möcht' mich net an ihn trauen. Da ist's doch gewiß besser, sie fürchten sich vor meiner und trauen sich net an, han?"

„Net zum glauben," machten die Mädchen. Der Pepi horchte auf. Das klang doch merkwürdig. Adam schwieg. Nach einer Weile: „Ja, Madeln, tröst' euch Gott. Jetzt werd' ich dahier schier rarer werden. Gehn mir." Pepi, der inzwischen den Ton für die Fräulein Susi gefunden hatte und mit ihr recht vertraulich fürs erstemal geworden war, wollte sitzen bleiben und bedurfte eines nachdrücklichen Rippenstoßes des Adam und seiner entschiedenen Erklärung: „Jetzt schiebst ab. Kommst halt ein andermal wieder und tröstest die Waserln," ehe er begriff und sich muckisch genug erhob. „Alsdann, schreibt's alles zusammen. Mein Alter wird jetzt schon zahlen. Servus, Madeln," und beide traten auf die Gasse, die schon völlig erdunkelte. Der Adam gähnte verdrießlich. „Da sollt' man jetzt eigentlich die Nacht durchdrahn. Ein' Gusto hätt' ich schon darauf. Geht halt net. Servus, Pepi!" Und sehr mißvergnügt zog er heim. Im Vorzimmer flüsterte ihm die Marie

noch zu: „Sein alle da. 's wird bös werden!" Er zuckte die Achseln und trat ein.

Es war, als hätte man nur auf das Stichwort gewartet. Mit großen, entsetzten Augen sah die Linnerl die häßliche Szene, die sich nun begab und vor der Rosi trotz ihres Abscheus vor der Marie, dem „ordinären Frauenzimmer", in die Küche flüchtete und sich die Ohren verhielt. Und dennoch fühlte sich die Linnerl mächtig gefesselt. Alles prägte sich ihr tief und bildmäßig bestimmt ein, und dunkle Instinkte wachten in ihr auf. Ganz Auge war sie wider Willen für jede Bewegung, ganz Ohr für jeden Ton. Denn die Mutter jammerte und kreischte in den unmöglichsten Tönen. Der Vater stürmte mit einer Flut von Vorwürfen auf den ungeratenen Buben ein. Adam machte ein finsteres und verwundertes Gesicht und suchte so zu tun, als ginge ihn das Ganze nichts an oder als begriffe er es mindestens nicht. Endlich: „Aber das ist ja der reine Narrenturm! Da muß ich ja gehn . . ."

„Da bleibst und hörst zu, Raubersbua!" herrschte ihn Franz Mayer an.

„Na, wenn's dem Herrn Vater das Herz leichter macht!" Das kam unsäglich frech. Nur in den Augen war das gewisse Blinzeln, wie wenn Hunde den Stock über sich sehen und noch nicht wissen, ob sie beißen oder sich ducken sollen.

Franz Mayer schalt weiter. Immer unsinniger, immer schmähender. In die Wangen des Adam kam ein fliegendes Rot, in seine Finger ein Zittern. Endlich: „Ihnen glaub' ich's, Frau Mutter, daß Sie sich

harben. Ihm net!“ Er deutete mit gespreizter Hand nach seinem Erzeuger. Der fuhr los und hob die Hand: „Haderlump, elendiger. Da könnt' man doch gleich ...“

Der Adam wurde totenbleich. Er tastete auf dem Tisch, wo die Gedecke fürs Abendbrot lagen, und fingerte daran herum. Und mit halboffenem Mund und ganz leis und mit heiserer Stimme: „Das möcht' ich dem Herrn Vater doch wieder net geraten haben. Der Herr Vater weiß, das hat mir gar nie gefallen. Net als Kleiner,“ und Herr Franz Mayer taumelte zurück.

„Und überhaupt, wegen einem Durchfall sollte man in dem Haus nicht soviel Gerede machen,“ der Adam fühlte Oberwasser und sich ganz sicher. Das könne man doch hier schon gewöhnt sein. Da sei die Kathi — darüber schweige man aber. Und wenn man schon durchaus nicht anders wolle und einer muß durchaus etwas angestellt haben: da sei wieder die Kathi; halt immer die berühmte Kathi! Kathi kreischte auf und flüchtete sich.

„Willst deiner Schwester ihre Schand' ausschreien?“

Nein. Das wolle er nicht. Aber man solle von ihm gütigst nicht mehr begehren als von anderen. Und man solle ihn abermals gütigst ungeschoren und seiner Wege gehen lassen. Er sei nicht anders wie halt die anderen, und er sehe gar nicht ein, warum er's denn sein solle? Und man solle sich seinethalben keine Gedanken machen. Er sei ja doch auch ein echter Wiener, han? „Und wie sagen S' denn alleweil, Vatter?“ Er freue sich nun einmal aufs Militär. Er wolle dabei bleiben, und ein Zertifikatist habe ein sicheres Brot und seine ganz angenehme Stellung. Könne man an-

ders so bequem Kaiserlicher Beamter werden? Und ein Kaiserlicher Beamter sei doch wer. Oder nicht?

Der Sturm war vorüber. Man aß auch diesmal zur Nacht wie alle Tage.

Nur die Kathi war heftiger Kopfschmerzen halber nicht dabei. Die Frau Mutter ließ jeden Bissen fallen, starrte gedankenlos auf ihren Teller, kratzte darauf herum, daß es durch Mark und Bein ging, und faltete immer wieder die Hände darüber. Und Herr Franz Mayer ging desto zeitiger fort, seinen Verdruß recht ausgiebig verschwemmen und begießen. Ja, ohne ein bissel Zerstreuung müßte der Mensch doch rein vor Ärger ersticken. Adam aber paßte seine Gelegenheit für die Küche ab: „Na also, da segen S', nix ist's gewesen."

„No, ich mein', Spektakel war akkurat genug. Und recht saubere Geschichterln hat man a gehört."

„Hast gehorcht?" Er fuhr auf.

„War das Mal net nötig," entgegnete sie sehr unbefangen. „Mir scheint, übern Gang hat man's hören können."

„Macht nix. Warum reizen s' mich a so? Und mein' Alten hab' ich's gezeigt, und den Kopf abgerissen hat er mir halt doch net. Wär' auch schad' darum. Gelt, Mariedel! Und die drei Jahr' werden herumgehn, wie nix, und alle Sonntäg, wo man kann, gehen wir tanzen oder sonst wohin, wo's fesch und laut ist, und das öde Versteckenspielen hat ein End' — was, Mariedel?"

„Ich wär' schon dabei. Aber ich mein', mit der andern Mariedel wird sich's spießen; wo wollen S' das Geld hernehmen, Herr Adam?"

Er lachte: „Wär' gar aus! Einmal hast du eins und kriegst's schon zurück mit gute Zinsen. Und nachher, wann sie sich noch so sehr giften, meinst, sie lassen den einzigen Sohn drei Jahr bei die Kaiserlichen dunsten und Kommißbrot fressen mit nix dazu als Auflag'? Die werden schon schwitzen. Das gibt's net, hat's net geben, seit die Welt steht, ewig net, du Tschapperl du!"

„Und werden S' Ihnen denn auch um mich umschau'n?"

„Bei meiner Seel', ich kann mir's gar net denken, daß ich wen andern so gern haben könnt'." Seine Nüstern öffneten sich gierig; er beschnupperte sie förmlich, und es zuckte ihm gichtig durch die Glieder. „Du hast mir's halt antan. Ich weiß net wieso. Aber antan hast mir's einmal, und das wird alleweil ärger, und ich mein', es gibt gar kein so richtiges Frauenzimmer für mich mehr auf der Welt, wie du eine bist. Rein heiraten könnt' ich dich."

„Dös wird schier net gehn, Herr Adam."

„Kann man niemals net wissen. Aber mach' mich net eifern, Mariedel. Oder es könnt' was geschehn — Gottigkeit, und nix Gutes net . . ."

Zweites Kapitel

Xaver Navratil geht zur Freite

Es war viel stiller im Hause geworden, nachdem der Adam eingerückt war.

Dabei ging es ihm nicht einmal schlecht beim

Militär. Denn zu Anfang fühlte er sich sehr gebunden und benahm sich also vorsichtig.

Auch erkannte er sofort, daß es hier mit eigenem Willen und Aufbegehren nicht ging, wenn man's erträglich haben wolle, und nach Anstelligkeit und Verstandeskräften überragte er immerhin den Durchschnitt seiner Kameraden.

Franz Mayer begann wieder stolz auf seinen Jungen zu werden, der es so rasch zum Gefreiten und zum Korporal gebracht. Das äußerte sich natürlich in einer großen Ruhmredigkeit. Er war halt doch ein eiserner Kerl, neben dem es aber schon gar nix gab, der Adam.

Dabei sah er in den ersten Monaten infolge der ungewohnten körperlichen Anstrengung natürlich schlecht aus.

Das rief das allgemeine Mitleiden mit dem „armen Burschen" wach. Man mußte was daran wenden, ihn bei Kräften zu erhalten. Sonst konnte man doch nicht wissen, ob er sich nicht einen Schaden für sein ganzes Leben zuzog. Und so wetteiferte alles, ihn zu hegen und ihn mit Geld zu versehen, und Herr Franz Mayer hatte einen neuen, schier unerschöpflichen Gesprächsstoff: wie glänzend sich sein Bub bei den Kaiserlichen verhalte; was sein Leutnant und gar erst sein Hauptmann über ihn gesagt; nur freilich auch — was er koste! Denn der Adam habe zuviel Gemüt, und es sei schlimm genug, daß er solang von zu Hause und den Seinigen fort sein müsse. Da dürfe man halt nicht sparen. Und seine Kameraden sollten doch auch merken, daß die Leute des Adam wer seien und was darauf gehen lassen könnten. Vorwärts kommt in der Welt

doch nur, wer was spendieren kann und was gleichsieht. Nun, und daran sollte es dem Adam nicht fehlen, ewig nicht!

So wurde das ganze Haus gebrandschatzt für diesen einen. Ihm behagte kaum minder, wie dem jungen Kuckuck die Pflege verblendeter Grasmücken, und er machte sich nicht mehr Gedanken, ob diese Opfer nicht über die Kräfte der Seinen gingen, wie ein rechter Gauch, der auch nur den Schnabel aufsperrt und um sein Futter schreit. Herr Franz Mayer hatte übrigens wieder Gelegenheit, anderen die Zukunftsaussichten seines Sohnes im rosigsten Lichte darzustellen und ganz glückselig zu sein, wenn er sich wieder einmal mit ihm in einem der gewohnten Lokale zeigen konnte. Halt, in der Uniform habe so ein sauberer Bursch erst sein richtiges Gesicht! Ob es noch so einen gäbe in der ganzen Wienerstadt? Eisen! Und wenn man nur reden dürfte, was man leider niemals net darf! Da gäb' es Sacherln zu erzählen! Sacherln, sag' ich Ihnen! Was da für Brieferln kommen, und wer sich ihn alles bestellt! Er wurde sogar seinen Freunden damit überlästig, unter denen man sonst Langmut übte wie man ihrer bedurfte. Sie zuckten die Achseln über ihn. „Wird halt a alt und kindisch und trinkt zu viel, der gute Mayer! Laßt's ihm die Freud'!"

Peter Gröger aber kam nach wie vor. Nur natürlich seltener.

Herr Franz Mayer hatte sich nämlich vorgenommen, ihn persönlich zu expedieren. Er freute sich ordentlich darauf, jemandem zu zeigen, wie er denn doch von ihm abhänge.

Dieses aber wurde wiederum von einem Tag auf den anderen geschoben. Denn es mußte mit Nachdruck geschehen, so daß der Bursche einen ordentlichen Merks und seine Lektion bekäme. Dazu wollte sich die Gelegenheit nun nicht finden.

Und so kam der Rechtsbeflissene denn mit seiner unschuldigsten Miene weiter, als sei gar nichts geschehen und als hätt' er nicht durch Fahrlässigkeit oder Unfähigkeit die schönsten Erwartungen eines um die Zukunft der Seinigen ehrlich besorgten Familienoberhauptes sträflich geprellt.

Eine solche Gelegenheit, sich in seiner ganzen Glorie zu zeigen, alle Künste seiner Beredsamkeit zu entfalten, den Sünder mit ehrlichem Zorn und mit einer Flut von „Wissen S'?" und „Verstengen S'?" zu überschütteln und in ihr zu ertränken, die kam doch so bald nicht wieder und mußte mit Bedacht heraufgeführt und gründlich ausgekostet und genossen sein.

Schickte sich aber schon alles, dann fühlte sich Herr Mayer verkatert und also nicht recht bei Laune und Hieb. Schädelweh lähmt einen Demosthenes an der Entfaltung seiner Gaben. Oder, es war die Linnerl zugegen, der er nicht wehtun wollte, nachdem sie an dem albernen Burschen nun einmal einen solchen Narren gefressen hatte. Oder, wie bei ihm nur natürlich: er vergaß wieder einmal daran, weil ein Mann, der so vielerlei im Kopf hat, unmöglich immer an alles denken kann. Und so verrauchte der erste Zorn, und Herr Mayer fühlte, wie widersinnig es gewesen wäre, Wochen nach der Katastrophe mit einer verspäteten Entrüstung die Wachtparade zu beziehen.

Und so blieb Peter Gröger, besonders nachdem er den zarten Wink nicht verstanden hatte, daß man vergaß, wie ihm zu kündigen, so ihm das Stundengeld zu zahlen, und lernte mit der Linnerl weiter, obzwar die nun auch nicht mehr zur Schule ging, und Herr Mayer mehr denn je überzeugt war, es komme bei der ganzen Lernerei nichts Vernünftiges heraus. Rein für die Katz' ist sie. Höchstens verdreht wird so ein Mädel davon. Übrigens, wenn's nix kostet! Das war doch wieder im Grunde hübsch von dem Burschen und bewies, daß er die Ehre zu schätzen wußte, bei ihnen zu verkehren. Und wenn sie's nun durchaus so haben wollte! Woher sie nur d e n Gusto hatte?

Die Linnerl war halt noch sehr kindisch. Da freut einen manches, wovon ein erwachsener Mensch gar nichts versteht, wie man was dabei finden kann. Das gibt sich schon, wenn man zu seinem Verstande kommt.

Eine Gelehrte würde sie ja doch nicht werden. In der Familie lag derlei nicht, und so grausam spielt die Natur nun doch nicht. Im übrigen war der Gröger wiederum so weit ganz gut zum leiden. Er hielt sich bescheiden, und wenn man ein Gesicht einmal gewöhnt ist, nun, so ist man's gewöhnt und vermißt es halt hernach nicht mehr gern.

Dies ist ein Wiener Naturgesetz. Es erklärt manches, was anders nicht gut zu verstehen wäre. Das mächtigste Recht — es zu kodifizieren ist noch niemandem geglückt — ist hier das der Gewohnheit. Wer dagegen verstößt, ist ein Störenfried, ein Hetzer, ein Unzufriedener, der halt alles besser versteht; wer sich

damit zu stellen oder es gar zu nutzen versteht, der ist ein lieber Kerl.

Auch zwischen der Rosi und ihrem Xaver hatten sich mit der Zeit so allerhand Gewohnheitsrechte herausgewachsen. In allen Ehren natürlich.

Man traf sich zu immer längeren Zwiegesprächen. Und weil man dabei ein ausgesprochenes und eigentlich schwer zu glaubendes Glück hatte und gar nie erwischt ward, so wurde man immer sicherer und vertraulicher.

Mit ihm auszugehen, ehe sie in aller Form und vor einem gültigen Zeugen versprochen wären, dazu ließ sich die Rosi durchaus nicht bewegen. Sie wußte auch, was sich gehörte. Derlei schickte sich für eine Magd oder vielleicht noch für ein Mädel, das gar keinen Anhang in der Stadt hat, aber ganz und gar nicht für eine Hausherrntochter, wie sie es war.

Dennoch mußte sie den Geliebten immer zurückhalten, wenn er sich zum Gang zu ihren Eltern rüsten wollte und beteuerte, er fürchte sich durchaus nicht. Denn er habe die ehrlichsten Absichten, und fressen könne man ihn dafür nicht. Ihr bangte um die Fortdauer ihres Glückes, das sie verstohlen genug und dennoch ganz, so recht eigentlich zwischen Tür und Angel genoß. Denn zur Heldin war die Rosi nicht geboren.

Mit jedem Tage ließ sich das Verhältnis allerdings schwerer erhalten. Denn die Ungeduld des Navratil wuchs und nahm immer begehrlichere Formen an. Da war es nicht leicht, ihn immer innerhalb der gebührenden Schranken zu erhalten, und es war nur ein Glück, daß man nie und nirgends gänzlich allein und unbeobachtet sich finden konnte.

Er erzählte so gern von der Einrichtung, an der er nun schon für sie beide arbeitete. Da sollte kein Stück nur so liederlich furniert sein. Alles massiv Nuß und Eichen, Rosi! Er wußte am besten, wie sich die Leute anschmierten, die solches Zeug kauften. Das macht man für die, die's nicht besser verstehen oder wollen und denen jeder Schmarrn recht ist, wenn er nur in die Augen sticht. Für sich selber weiß man sich's besser. Da sucht man sich schon sein gut Stück Werkholz aus, an dem kein Fehler sein darf und das seine Zeit gelegen ist und das man mit eitel guten Gedanken und Hoffnungen in Angriff nimmt.

Je mehr und unverhohlener sich ihr aber so die ganze Treue und Bravheit des Burschen offenbarte, dem ganz und für immer anzugehören sie immer sehnlicher wünschte, desto unerträglicher dünkte sie dieses frostige, wortlose, feindselige Leben bei sich zu Hause. Sie verlangte nach seinem Ende, als nach ihrer Erlösung. Es wäre nahe genug gewesen. Denn selbst die Bedingungen, zu denen ihm seine Meisterin das Geschäft übergeben wollte, die billig genug waren, daß man bestehen und vorwärtskommen konnte bei vernünftiger Wirtschaft, hatte der Navratil bereits erkundigt. Seitdem ihr auch diese letzte Hoffnung auf eine Vermählung fehlgeschlagen war, freute die Witwe das Geschäft nicht mehr.

Weil er aber von seinem Wert keinen geringen Begriff hatte, den sie natürlich teilte, so fand sie jene Hindernisse immer verwünschter und unsinniger, die sich aller Voraussicht nach ihnen entgegenstellen mußten. Sie konnte im Nachdenken darüber in ein prüfen-

des Grübeln geraten, das ihr gar nicht schlecht stand, aber doch wieder nicht so ganz zu ihrem frischen und arbeitsfrohen Wesen paßte. Wie eine Beleidigung des Geliebten mußte ihr es erscheinen, ihm die Gründe mitzuteilen, aus denen sie einen ungünstigen Ausgang seiner Freite erwarten mußte. Und dennoch war es notwendig, ihn hinzuhalten. Bis ihm die Geduld riß. Es scheine ihm, sie habe ihn für einen Narren; dafür aber sei er sich immer noch zu gut. Da konnte die Rosi nichts mehr tun und mußte dem Verhängnis, allerdings mit bösen Ahnungen und schwerem Herzen, seinen Lauf lassen.

Xaver Navratil putzte sich für diesen Gang überaus stattlich heraus. Er nahm natürlich sein schwarzes Sonntagsgewand, dazu die goldene Uhr mit schwerer Kette, die er eigentlich erst hatte tragen wollen, wenn er Meister geworden war. Für dieses eine Mal mochte die Ausnahme gestattet sein. Man sollte doch sehen, daß er etwas hatte und an sich spendieren konnte. Einen Blumenstrauß von ziemlichem Umfang — er mußte doch etwas gleich sehen — und tadelloser Schönheit hatte er gleichfalls besorgt. Hernach mußte ihn der Lehrjunge bürsten, bis an seinem Staate nicht das kleinste Fäserchen mehr war, und die Meisterin überprüfte in sauersüßer Andacht den Gesamteindruck. Er konnte sich sehen lassen; auch die Rosi fand das, die über den Hof nach ihm Auslug hielt.

Die Unterredung, die er, also angetan, mit Herrn Franz Mayer hatte, währte nur kurz; entschieden kürzer, als die Vorbereitungen dazu.

Navratil stellte sich vor und nannte seinen Namen.

Und Herr Mayer verwunderte sich und bat um Wiederholung. Dann: „Entschuldigen Sie schon! Aber Sie sind gewiß kein Hiesiger!“

Nein! Er sei ein gebürtiger Wiener.

„Net möglich!“ verwunderte sich Herr Mayer.

Und dennoch sei es so. Er habe hier sein Handwerk gelernt und sei immer da gewesen, die Zeit ausgenommen, da er gedient habe.

„Also Soldat sein S' gewesen? Welche Charge denn, wenn man fragen darf?“

„Ich bin als Korporal verabschiedet.“

„Schau, schau,“ machte Herr Mayer. „Und Sie sind wirklich ein Wiener?“

„Wirklich und wahrhaftig. Ich kann mich übrigens ausweisen.“

Herr Mayer schüttelte das Haupt. Sein Gast solle nicht böse sein. Aber einen solchen Namen habe man dahier noch nicht erhört. Er wiederholte ihn: „Xaver Navratil“, als wolle er sich an seine Möglichkeit gewöhnen. Und hernach: „Also, was verschafft mir die Ehr'? Oder ist man Ihnen was schuldig blieben?“

Nein. Und wenn man mahnen wolle, so käme man doch nicht so . . .

Herr Mayer tat, als bemerke er nun erst den Anzug seines Besuchers. „Ist schon richtig, Herr Navratil, fein ang'legt haben S' Ihnen. Aber möchten S' den Buschen net wohin stellen? Haben S' nachher noch einen angenehmen Gang vor?“ Denn tatsächlich stand der Geselle, den Strauß in der Linken, recht sehr ungeschickt und verlegen da. Für wen denn die Blumen bestimmt wären? Sie seien so schön.

Die möcht' er bitten, der Fräulein Rosi übergeben zu dürfen.

„Nein! Nein! Der Rosi?" dehnte Herr Mayer. Die werde sich gewiß nicht schlecht freuen über eine solche Aufmerksamkeit. Er werde sie schon irgendwie davon verständigen. Wenn man halt nur wüßte, wie das Mädel zu einer solchen Ehre käme oder wie man sie vergelten dürfe.

Navratil preßte die freie Rechte ans Herz. In den Handschuhen, die abzustreifen er sich nicht traute, sah seine Hand gar ungeschlacht und abgearbeitet aus. Das verschönerte ihn durchaus nicht, erhöhte eher das Drollige seines Auftretens. Er habe eben das Fräulein Rosi sehr gerne. Und er glaube, ihr auch nicht gleichgültig zu sein.

Das sei ja sehr erfreulich und eine große Ehre.

Ja, und er möchte als ein ehrlicher und aufrichtiger Mann um die Hand von Fräulein Rosi gebeten haben.

Herr Mayer geriet in ein tiefes und anhaltendes Nachdenken, aus dem ihn der andere nicht aufzustören wagte. Endlich: „Da sieht man's! No ja! No ja, freilich. So kommen einem die Kinder in die Jahr', und fremde Leut' merken's früher, als wie die eigenen und leiblichen Eltern! No halt ja. Alt genug wär' das Mädel schon," meinte er sehr trübselig.

Ob er also hoffen dürfe? Er verdiene genug, um einen bescheidenen Hausstand begründen zu können.

Ja, da werde man allerhand überlegen und mit dem Mädchen besprechen müssen.

Fräulein Rosi sei mit seiner Werbung durchaus einverstanden.

„So eine Heimliche,“ scherzte Herr Mayer wohlwollend. „Und uns hat sie kein Wörterl gesagt! Gelt, Alte? Aber entschuldigen Sie, Herr Navratil, ich hab' noch eins fragen wollen, sind Sie schon selbständig?“

Nein. Aber er könne es jeden Augenblick werden und ein ganz gutes Geschäft übernehmen. Eigentlich fehlte ihm nur die Meisterin.

Da könnte man ja vielleicht warten und sich's überlegen bis dahin?

Auch damit war der Navratil einverstanden. Nur möchte er alsdann bitten, ihn in aller Form als Verlobten anzuerkennen.

„Haben Sie's aber hitzig,“ meinte Herr Mayer wohlwollend.

Ja, er kenne und liebe das Fräulein Rosel nun schon sehr lang.

„So, so. Und das Mädel schweigt rein wie der Tod! Was sie alles anstellen, wann s' verliebt sein! Ja, dös geht aber doch net so geschwind.“ Wer denn seine Leute seien? Damit man sich erkundigen könne. Und ob er nicht am End' ein Sozialist sei? Der bekäme sie nie! Denn er werde begreifen, daß man etwas auf sich halten müsse. Und man möchte doch wissen — verstehn S', Herr Navratil! — in was für eine Familie die Tochter da hineinheiraten solle.

Xaver Navratil wurde verlegen. Sozialist sei er nicht. Aber Auskunft über ihn könne niemand erteilen. Er habe keine Eltern mehr.

Aber doch gewiß einen Vetter oder einen Onkel oder sonst wen Gefreundeten?

Nein. Er wisse von niemandem.

Das sei rein unmöglich! Oder ob es in dieser merkwürdigen Familie immer nur einzige Kinder gegeben habe?

Der Freier fühlte sich in die Enge getrieben. Er gestand, er sei darüber nicht unterrichtet. Er sei magistratisches Kostkind.

„Han . . . So . . .“ machte Herr Mayer unendlich gedehnt, und versank wieder in sein unheimliches Brüten. Er rieb sehr emsig die Hände ineinander, und der Navratil fühlte: alle seine Hoffnungen wurden dazwischen zerrieben. Navratil geduldete sich ein gutes Weilchen. Endlich fragte er sehr verschüchtert, was er wohl hoffen dürfe?

„Han . . .“ Man ahnt gar nicht, was für eine Länge drei Buchstaben haben können.

Navratil erhob sich: „Also, Herr von Mayer?“

„Also“ — Herr Mayer brach los. „Da haben S' Ihner Grünzeug. Und sein S' froh, wenn ich's Ihnen net zum Fenster hinaus wirf.“

„Ja, warum denn?“

„Er fragt a gar noch. So eine Frechheit! Navratil heißt er und überdem noch Xaver, wie sonst gewiß kein Christenmensch. A Tischlergesell' is er und a Kostkind. Und a Mayerische Tochter möcht' er. Kan' schlechten Gusto hätten S' net!“ Sein ganzer Hochmut brach auf.

Aber man solle doch vielleicht die Fräulein Rosi fragen. Er könne doch nichts für seine Eltern. Und er sei gewiß ein ordentlicher Mensch.

Ist schon gut! Das könne ein jeder sagen. Ein ordentlicher Mensch handelt nicht hinterm Rücken von

die Eltern mit einem Madel an, das überdem noch so dumm ist, daß es alles glaubt. Und dös gibt's net, ewig net. Und das Mädel habe das Maul zu halten. Anders wär's gar aus! Und man werde eben in Zukunft besser aufpassen. „Hörst, Alte? Daß du mir s' net aus den Augen laßt! Und behüt' Ihnen Gott und beehren Sie wem anderen, Herr von Navratil."

„Es war wohl net das Richtige," sagte die Mutter hernach zur weinenden Rosi.

„Er ist's! Er ist's!" schluchzte das Mädchen, „und ich stirb ohne ihn."

„Es stirbt sich leider Gottes net so geschwind." Das war so merkwürdig hart und kam so trostlos. „Und der Vater leidet's halt net."

„Mutterl! Bitten S' ihn für mich."

„Es nutzt nix. Und den Mann bitt' ich um nix nie mehr."

Am Abend trafen sich die beiden für ein Weilchen.

Xaver Navratil war sehr gekränkt, und es kostete keine geringe Mühe, ihn nur einigermaßen zu besänftigen.

„Ich hab's gewußt. Ich hab' dich immer gehalten. Sie leiden's net," jammerte sie.

„Ja, und was bleibt mir nun über? Ich geh' in die weite Welt."

„Dös tu mir net an. Dös net," bat die Rosi.

Ob er vielleicht zusehen solle, wie man sie einem andern verkuppelt?

„Ich nimm kein' andern. Ich wart', bis ich stein-

alt und kleinwunzig werd'. Gewiß und bei meiner armen Seel', Xaverl."

Ja, und das Herumziehen habe doch gewiß keinen Zweck. Und er halte es nicht mehr länger aus. „Denn wenn man eins so recht lieb hat, weißt, Rosi . . ."

„Und der Vater werde sicherlich niemals nachgeben." Sie schrie beinahe und warf sich dem Gesellen an den Hals.

Er hielt sie eng an sich. Immer enger: „Da müßt' man ein' Tatbestand schaffen, Rosi," flüsterte er ihr ins Ohr.

„Ein' Tatbestand?" Sie begriff nicht gleich.

Ihm gefiel das Wort überaus. „Ein' Tatbestand, weißt," erläuterte er, „halt — ein' Tatbestand, daß sie net mehr nein sagen können."

Sie wurde glührot und verhielt ihm den Mund.

„Ein' Tatbestand, weißt." Das kam so sehr schwül, daß sie die Augen schloß und ganz schwach hauchte: „Dös tu' ich net."

„Rosi!" Sie schüttelte den Kopf. Aber durch die geschlossenen Lider hindurch meinte sie zu fühlen, wie sie der Blick des Navratil senge und verzehre, ohne daß sie sich wehren konnte.

„Ich bin gar nie allein," flüsterte sie.

„Rosi, ein' Tatbestand! Sonst nutzt uns nix."

Sie blieb an ihn gelehnt. Ganz willenlos und vergessen. „Wenn aber was geschieht, Xaver!"

„Wär' recht. Nachher können s' net mehr darein reden."

Mit einer sehr weichen Bewegung, schmeichelnd wie ein Kätzchen, fuhr sie ihm übers Gesicht. Sie hob

die Augen und nickte sehr verschämt. Und dann: „Sie werden bald auf ein' Heurigen gehn. Und wenn s' auf ein' Heurigen gehn, so tu' ich 'net mit. Und net wahr, Xaverl, und du schwörst mir's: du wirst net vergessen, wie deine Mutter gestorben ist . . ."

Drittes Kapitel

Heuriger und allerhand Wirkungen davon

Ein solcher Tag gab Frau Kathi Mayer immer viel zu schaffen.

Denn da mußte alles besorgt sein, damit man es reichlich und dennoch nicht zu teuer hergehen lassen könne.

Sehr umfängliche Unterweisungen, ein förmliches Reglement für die Marie, die neuerdings nicht nur frech, wie schon lang, sondern auch vergeßlich war. Einkäufe. Und diesmal gar keine Hilfe. Denn die Rosi klagte so sehr viel über Kopfweh. Sie sah auch wahrhaftig schlecht und abgehärmt genug aus, das arme Mädel! Zu gar nichts hatte sie mehr eine Freude. Es war wirklich am besten, man ließ sie ganz für sich und ihren Kummer.

Es war ein sehr stiller Sonntag zu Ende Oktober. Der große Hof des Mayerhauses war leer und einsam. Die Sonne stieg die grauen Mauern nieder, sachte, Schrittchen für Schrittchen, wie in einen Brunnenschacht. Wenn die auf dem unregelmäßigen Pflaster

aufglomm, das man trotz aller Bitten und Beschwerden der Parteien zum großen Ergötzen des Hausschusters nicht ausbessern konnte, einmal weil es seit jeher so war, alsdann weil man das Geld dafür nicht auftreiben konnte, dann wußte die Rosi, daß ihre Leute am Ziele seien. So zögernd erschien hier das Licht und entschwand so rasch wieder.

Unmittelbar nach Tisch war man aufgebrochen. Herr Gröger war mit von der Partie. Denn ganz allein mit den Seinigen vergnügte sich Herr Franz Mayer nicht gerne. Das war allzu fad. Er brauchte und liebte Zeugen seiner Taten. Die Mutter küßte die Rosi noch sehr herzlich. Alsdann machte man fort. Die Marie rumorte noch ein wenig in der Küche. Dann wurde es ganz still in der Wohnung. Die Rosi setzte sich müßig ins Fenster und wurde manchmal ganz aus sich glührot. Einmal ging da unten der Navratil vorbei. Er neigte den Kopf, und sie lächelte ein heimliches Lächeln und schloß die Jalousien.

Inzwischen traten ihre Leute ihre Weinpilgerschaft an. Der Stellwagen, dem sie sich anvertraut, humpelte, überfüllt, mühsam und bedächtig die hügeligen Straßen hinan. Oftmals hielt er. „Mir gibt's dabei immer ein' Bremsler," meinte Herr Mayer. „Vielleicht heißt's dessentwegen: bremsen. Aber so eine Fahrerei is net das Richtige. Da gehöret sich ein fesches Zeugel, mit zwei Jucker vorn. Wie wir's einmal gehabt haben — weißt noch, Alte?"

Endstation. Aller Füße waren eingeschlafen, und es gab etwas zu lachen über mühseliges Gehumpel.

Ein schöner Baumgang. Schon war das Laub-

werk gänzlich verbrannt. Aber noch hielt eine eigensinnige Kastanie an ihrer häßlichen, braunroten Perücke mit einer zähen Beharrlichkeit fest. Zahlreiche Fußgänger gingen des gleichen Weges. Flinke Fiaker schossen an ihnen vorüber; einer — ein sehr eleganter, nur nicht mehr junger Herr saß darinnen — hielt sich, wie dem Gröger erscheinen wollte, immer dicht hinter den Mayerischen.

Vom Kahlenberg her fauchte manchmal ein munterer und spiellustiger Wind. Sonst aber schien eine helle Sonne, günstig der Spätlese, und man empfand die Kühlung ganz angenehm. Ein Hügel mit steilen, sandigen Abstürzen, die im Licht ganz golden erglänzten, blieb zu ihrer Linken. Die Straße hob sich noch einmal. Man kam in eine richtige Dorfgasse: um eine Kirche mit nadelspitzen Türmchen sehr niedrige Häuser mit grüngestrichenen mächtigen Toren. Dahinter gedehnte Höfe, Bänke, um einen alten Nußbaum gereiht. Da und dort winkte schon der verheißende Tannenbuschen, und seine dürren Nadeln knisterten.

Herr Franz Mayer hatte seine Arme zwischen die beiden Kathis geschoben. Er schritt dahin, ganz Glück und Stolz und Familienoberhaupt. Der Hut saß ihm schief, und die Taschen seines Oberrockes waren merkwürdig gebauscht vor allerhand Kram und Naschwerk, das er da und dort erstanden hatte. Ein Schimmer jener Liebenswürdigkeit, des anmutigen Leichtsinns, den er in jungen Jahren besessen haben mußte, brach wieder vor. Einer Laune nachgebend, nahm Peter Gröger die Linnerl unter den Arm. Ein leises

Zusammenzucken des Mädchens, das ihn eigen berührte. Es war, als begegneten sich da zwei Wellen und flössen in einander.

Der Weg hob sich noch einmal. Peter Gröger blieb stehen und sah nach rückwärts. Und so entstand ein kleiner Zwischenraum zwischen ihm, seiner Begleiterin und zwischen den Voranschreitenden.

Man sah von hier aus die ganze Stadt. In ihren Grund lag sie geschmiegt, ganz weich, wollüstig und hingegeben. Ein leiser, ahnender Dunst wob um sie. Er verbarg nichts. Wie ein Schleier war er nur, den ein Weib um sich und seine Schönheit geschlagen hat. Die Türme aber tauchten stolz ins Licht, das von einer unermeßlichen Klarheit war. Nur dem Lauf der Donau entlang sah man Nebel. Die stiegen weißlich aus den Auen und behaupteten sich ein Weilchen, ehe sie zerflossen. Auf roten Ziegeldächern glomm es, übersilberte grauen Schiefer. Das brachte einen kräftigen Ton in das viele Gelblich und Weiß der unzähligen Häuser. Und die Spitzsäule von St. Stefan schwang sich beherrschend und nadelscharf in das Firmament.

Allen Höhen aber drängten sich die Häuser zu. Es war wie eine übervolle Schale, aus der es träuft und quillt. Die Weinberge, deren volles und rotes Laub so fröhlich und verheißend glühte, zogen sich vor dem Ansturm der Stadt zurück, immer höher. Schon waren mitten zwischen sie blanke Villen eingesprengt. Zwischen ihnen waren sanfte Wege. Darauf eine zahlreiche Menschenmenge durcheinander wimmelnd, wohlgeputzt, in festlicher Stimmung, ohne alle Ro-

heit, wie von geheimen Gewalten oder aus einer dunklen Verabredung einem Ziel entgegen geschoben.

Es war wie ein Festzug. Wie eine allgemeine Wanderschaft nach dem Genusse. Und eine feuchte Herbigkeit, prickelnd und aufreizend für jeden Sinn, war in der Luft, und der Kahlenberg stand schwarz und ernsthaft da, während die vielen Baulichkeiten darauf im abendlichen Lichte erglänzten.

Schon begannen sich die Himmel zu färben. Graue Wolken, so dünn, daß das schöne Blau nur wie mit einer Dämpfung überhangen schien. Viel Rot, zerstreut und flockig, vom Widerglanz des sinkenden Tages. Geheime Gluten, die gegeneinander begehrlich züngelten.

Peter Gröger atmete tief, und ihm war, als dränge eine neue Luft in seine Lungen, und eine erhöhte Freudigkeit zum Leben erfasse ihn und wollte ihn übermeistern, durchaus und mächtig.

Zum erstenmal kam ihm die eigentümliche Schönheit dieser Stadt, die trotz Murren, Klagen und Enttäuschungen jeden festhält, der sie einmal mit Sinnen begriffen hat, ins tiefste Bewußtsein.

Etwas so ganz Weibliches war an ihr. Etwas also, das man begehren, gewinnen, besitzen konnte. Etwas, das mit jeder Lockung reizte und demjenigen lohnte, der stark und besonnen genug war, sich's zu unterwerfen, sich daran zu erfreuen, ohne sich darein zu verlieren.

Ein ungeahntes, ein unsägliches Gefühl von Kraft wuchs in ihm und erfüllte ihn ganz.

Es schwoll so mächtig in ihm, in seinen heimlichsten

Gedanken, daß er der Linnerl vergaß, die da neben ihm stand, ihn endlich am Ärmel zupfte: „Was gucken S' denn so, Herr Gröger?" und ihn mit leuchtenden, schelmischen Kinderaugen ansah.

Ja, und die gehörte wohl auch dazu! Ganz wie sie noch war, schmächtig und scheu. Er sprach kein Wort von Belang. Nur so neigte er sich zu ihr, daß sein Atem ihre reine Stirn berührte. „Also gehen wir weiter, Linnerl!" Die Worte klangen nach mehr, als in ihnen war. Und eilfertig und als hätten sie etwas zu verbergen, strebten sie den anderen nach . . .

Herr Franz Mayer hielt prüfend und sachkundig Umschau. Endlich betrat man ein Wirtshaus, vor dem zahlreiches Gefährt aller Gattung aufgestellt war.

Er hatte die Befriedigung, daß sein Erscheinen mit der Kathi ein großes Aufsehen erregte. Man stieß einander an, man wisperte, man deutete auf das Mädchen.

Allerdings: sie hatte sich fesch zusammengerichtet, und sie hatte ihren hübschesten Tag. Denn sie war nicht so ganz gleichgültig wie sonst. In ihren Augen lag eine bestimmte Erwartung. Herr Peter Gröger merkte das wohl.

Man schmauste: allerhand Sachen, die den Durst reizen, die Kehle austrocknen. Der Wein kam. Er war vortrefflich; Herr Franz Mayer kostete, drückte die Augen ein, schnalzte vernehmlich. Säuerlich und ganz, wie er sein soll, wie mit prickelnden Stacheln erfüllt. Der erste Schluck mochte befremden. Alsdann ging er einem immer besser und glatter ein. Die Kathi trank sehr vorsichtig; in kleinen Schlückchen, eben

damit sie nur etwas Farbe bekam. Mit ihrem spitzen Zeigefinger zeichnete sie aus verschüttetem Wein verschlungene Buchstaben auf den Tisch und verwischte sie hastig, sowie ein Blick sie entziffern zu wollen schien. Es ging oder bereitete sich unbedingt etwas mit ihr vor.

Die Stimmung begann zu schwellen. Immer dichter qualmte der Rauch durch den Raum. Die Petroleumlampe war entzündet worden. Sie schwankte unablässig in leisen Schwingungen, und die Lichter irrten über die grüngestrichenen Tische, und die Schatten verbanden sich zu wunderlichen und schwindeligen Tänzen. Schon schlug eine geübte, nur vom vielen Weingenuß heisere Stimme einen hellen Juchezer an.

Die Kathi hatte Nüsse vor sich hingelegt. Sie schälte sie sehr sorgfältig, und immer, wenn sie einen genügenden Vorrat beisammen hatte, so schob sie's einem und dem anderen ihrer Tischgenossen zu. Sie selber nahm nichts davon; denn Nüsse machen heiser. Sie machte das allerliebst, mit spitzen Fingerchen, wies dabei die ganze Schönheit ihrer sehr gepflegten Hand, und es ließ ihr hausmütterlich und reizend.

Die Heurigenmusik begann. Ein dünner Dreiklang von Instrumenten. Das zirpte, winselte, schrillte durcheinander. Und dennoch war eine unentrinnliche Lustigkeit darinnen, und jeder Takt ging unmittelbar ins Blut und ließ es entflammter kreisen. Beringte Hände schlugen kunstgerecht aneinander und unterstrichen mit raschen und kräftigen Schlägen die Weisen. Die Hüte wurden schiefer gerückt oder gar mit einem

übermütigen Aufschrei durch die Luft geschwungen. Formen und Farben begannen ineinander zu rinnen. Der Küfer in blauer Schürze schob sich unwirsch, doch eilfertig durch die Bankreihen. Hier forderte man keine Kellnerhöflichkeiten. Gläser klirrten, immer heftiger angestoßen. Über allem aber, rastlos und schwirrend, schwebte die Musik, dies alles verflocht sich mit ihr, eindringlich, schwül zu einem wilden Rhythmus.

Herr Franz Mayer war rasch in eine weinselige Stimmung geraten. Er tat mit und tollte wie einer. Sogar seine Frau fühlte sich angeglüht vom allgemeinen Brand. Auch in ihr war doch Wiener Blut und regte sich mächtig. Die Gesellschaft wuchs. Bekanntschaften wurden gemacht, Bruderschaften gestiftet. Man drängte sich den Alten zu, weil man an die Kathi wollte. Alles huldigte ihr. Alte, die sich was gestatten durften, haschten ihre Hand und streichelten sie. Zu nah kam ihr doch selbst in dieser rauschigen Gesellschaft keiner. Sie verstand die Abwehr und ihre Künste so gut wie die der Lockung, und das merkt jeder Mann, und fühlt sich angezogen wie gebändigt. Sie blieb ganz ruhig dabei, nur bestrebt, sich nicht von ihrem Platze drängen zu lassen und ihre Ecke zu behaupten. Derlei erregte sie nicht mehr, die es nicht anders gewöhnt war. Von allenthalben ward ihr zugetrunken. Sie tat sittsam und vorsichtig Bescheid, ohne zimperlich zu tun und ohne Hoffart, spähte unablässig und unauffällig in einer bestimmten Richtung hin und neigte endlich wie in Dank oder leiser Bejahung das schöne Haupt.

Unmittelbar danach erhob sie sich. Sie müsse etwas

frische Luft schöpfen. Die Weinlaune stieg höher. Man machte Kunststücke, die unsicheren Händen nicht mehr geraten wollten. Das gab endloses Gelächter. Wetten wurden gewagt, und man merkte gar nicht, wie das Mädchen eine gute Weile ausblieb. Nur Peter Gröger, der sie mit einer gefaßten, doch schmerzlichen Erregung beobachtete, gewahrte, daß sie sich rückkehrend anders, stolzer als sonst in den Hüften wiegte, daß in ihrem Auge ein siegfrohes Licht und an ihr wie ein Lauschen und Lauern war. Ein Fiaker fuhr rasselnd fort. Sie lächelte sehr befriedigt in sich und schloß die Lider.

Es war etwas Wichtiges geschehen. Mit dem Instinkt des Eifersüchtigen merkte das Peter Gröger.

Er war an diesem Tage überhaupt von einer nachdenklichen Hellsichtigkeit, über die er selber erstaunte. Mit ganz anderen, schärferen Augen sah er in die Welt, und es kam über ihn gleich Erleuchtungen, die den Begnadeten auszeichnen und so sehr erfreuen, weil sie ihm Bürgschaft einer besondern Sendung wie Gunst vor Gott sind.

Er hatte sein Herz an dies schöne hoffärtige Frauenzimmer gehängt. Keineswegs ohne Wunsch, aber ohne jede Erwartung auf Erfüllung — es sei denn die eines Wunders. Damit aber kann man bekanntlich keine sichere Rechnung tun.

Und nun meinte er zu merken, wohin die sorgfältig verhüllten Spuren der Kathi wiesen. Das tat ihm weh; denn er war noch in jenen Jahren, da man von der Geliebten Reinheit fordert, selbst dann, wenn man sich keinerlei Hoffnung auf ihren Besitz macht, da es

wie ein physischer Schmerz wirkt, sie sich als eines anderen Mannes eigen zu denken.

Die Freude über den eigenen Scharfblick war aber größer als diese Betrübnis. Nun wußt' er etwas, wußte selbst mehr von ihr, denn ihre allernächsten Angehörigen. Das Zwecklose des Gefühles, das er so sehr verhohlen und solange in sich genährt, wurde ihm klar, und damit war es denn auch für ihn abgetan.

Er wurde ganz aufgeräumt. So, als wär' einem eine Last von der Seele genommen oder als wär' etwas eingetreten, davor man sich lang als vor dem schlimmsten Unheil gefürchtet und es träfe einen gar nicht so hart, wie man besorgen mußte. Es kam wie ein erlösender Übermut in ihn. Sonst immer gesittet, ja ernsthaft, trieb er nun Possen, die selbst die Kathi zum Lachen zwangen, entdeckte ganz neue gesellige Talente in sich.

Die Linnerl aber sah mit ihren guten, stillen reinen Kinderaugen zu. Dies alles gefiel ihr, riß sie mit, und dennoch war etwas darin, gegen das sich ihre Natur zur Wehre setzte. So wie gegen ein schlimmes Gift, das einen beschleichen will. Es war ein Widerstand, der immer schwächer wurde. Auch auf sie übte übrigens der Wein seine Wirkung. Er regte sie auf und bewältigte sie.

Etwas so Verzerrtes war dennoch am Ganzen! In allen den Gesichtern, die sich für sie mehr und mehr zusammendrängten, als wollten sie in eines rinnen, denen ein häßlicher, wüster Zug gemeinsam war, um die ein schwüler Nebel dampfte, der allerhand ganz Widerwärtiges bergen müsse.

Wie eine schlimme Begierde, die sich nur nicht entladen konnte, schwelte es durch den Raum. Verhohlene Gluten, die nach allen Richtungen hin züngelten, zumeist der Kathi zu. Etwas Tierisches, das einen erschreckenden Widerhall weckte, war in jedem Juchschrei, in jedem Lachen und Gröhlen; im Aufstoßen der Gläser auf den Tisch ein wilder Takt. Und warum hatte man sie denn hergeführt? Warum riß dies alles so gewaltsam an ihr? Wohin wollt' es sie zerren? Sicher zu nichts Gutem. Angst und Erregung stritten in ihr.

Ihr wurde ganz schwach: „Vatter, gehn wir!" bat sie.

Er fuhr zornig auf: „Just, wo's fesch wird?"

„Vatter, mir ist net gut. Gar net gut ist mir . . ."

Die Mutter wandte sich. Ein Blick in das Gesichtchen der Kleinen, und sie strich ihr mit der Hand über die feuchte Stirn und erhob sich: „Gehn mir, Franzl!" Er hatte gar keine Neigung dazu, murrte einiges, daß man doch nie eine richtige Freude haben könne, daß es ein Unsinn sei, sich mit Fratzen zu schleppen oder ihnen hernach in allem nachzugeben, fügte sich dennoch, und man ging.

Voraus schritt Herr Mayer, der merkte, es sei an der Zeit zum Aufbruch gewesen, hoch an der Zeit, sowie er in die kühle Nacht trat und ihr Wehen empfand. Er torkelte ein weniges, als geschähe es so zum Spaß, war aber sonst sehr übermütig.

Alle möglichen Musikinstrumente ahmte er mit einer verblüffenden Natürlichkeit nach. Immer wieder stach er seine Frau und die Kathi mit anzüglichen Redensarten an, daß sie nicht aus dem Kichern kamen.

Das hielt, bis sie in den Baumgang traten, den sparsame Lichter eben nur erhellten. Auch in ihre Stimmung fielen seine Schatten. Man wurde ernsthaft, und die Frau erseufzte oftmals. Sie mußte der Rosi denken, die mit ihrem Herzenskummer so einsam zu Hause saß.

Peter Gröger fühlte plötzlich, wie sich eine Hand auf seinen Arm legte. Es war in der Stille der Linnerl so bänglich geworden, daß sie nicht anders konnte, als sich an ihn lehnen. Selbst das Plappern des Vaters war verstummt. Nur ein jähes Rascheln in den Kronen der Bäume sprang manchmal schreckhaft auf. Sie fühlte das Bedürfnis der Gegenwart eines Stärkeren. Erst ließ es sich eben Gröger nur gefallen. Dann zog er sie näher an sich.

Wieder, diesmal mit unzähligen Lichtern, tat sich der Anblick der Stadt vor ihnen auf. Wieder befiel er den Studenten mit einer eigenen Gewalt, mit einer Sehnsucht nach ihr. So nah wie möglich nahm er die Linnerl an sich, daß er ihr Herz pochen zu hören meinte. Sie folgte willenlos seinem Zuge. Und ungescheut, auch vor den Eltern, behielt er ihren Arm. Die Mutter runzelte ein wenig die Stirn. Aber das mochte Heurigenbrauch sein und also hingehen. Der Vater aber schmunzelte. Schau, schau, was sich der herausnahm! Das hätt' er dem Duckmäuser nie zugetraut! Na ja, halt junge Leut', halt junge Leut'! Und dann schoß ihm ein Gedanke durch das weinschwere Hirn. Im Alter stimmte das doch völlig. Und wenn's was ward, so war es nicht das Schlimmste, und man hatte doch viele Exempel ähnlicher Heiraten. Ganz gut und sehr

vernünftig war es alsdann. Und er rieb sich die Hände, gluckste und kicherte unablässig in sich hinein, während sie heimfuhren.

Ein kurzer Abschied mit sehr ausgiebigen Händedrücken vor dem Haustor, Beteuerungen, wie hübsch es gewesen sei und wie sehr man sich miteinander gefreut habe. Die Älteren gingen voraus. Ein Augenblickchen waren Greger und Linnerl allein. Er bog sich nach ihr. Sie wich bebend aus, knixte, und mit hellen, lachenden Augen, wippend von Gang wie eine Bachstelze und eitel Schelmerei um den frischen Mund huschte sie ihm fort.

Viertes Kapitel

Herr Franz Mayer kommt zu einer Gesinnung

„Wir haben sie verflucht und verstoßen," beteuerte Herr Franz Mayer mit nicht minderer Würde als irgendein alter Römer. „Bringen S' mir noch ein Viertel, Jean," und er trank andächtig.

„Man sollt' gar net glauben," fuhr er gestärkt und gesammelt fort, „was man vor lauter Sorgen und Kümmernis für ein' Durst kriegt."

„Und wie habt ihr's denn gemacht?" erkundigte sich einer.

„Halt akkurat so, wie sich's gehört," erklärte Herr Mayer und wischte sich den Mund.

„Ich hab' aber gehört," bohrte sein Freund, „sie ist ganz hamlich fort und davon, die Kathi."

„Hätt' sie's vielleicht epper gar noch öffentlich tun sollen, han?" verwunderte sich Herr Mayer nicht ohne Grund.

„Na, na. Gewiß net. Aber wie habt ihr s' nachher verfluchen und verstoßen können?"

„Du bist aber heut net schlecht neugierig."

„No ja. Wo doch der ganze Grund von nix wie davon red't und wie prächtig daß es dein Madel hergehn laßt."

„Warum denn net, wenn sie's danach hat? Aber verflucht und verstoßen haben wir sie zwegen dem doch. Verflucht und verstoßen. Das wird net anders."

„Wer ist er denn?"

„Halt a Baron ist er."

„Und hat er's Madel gern?"

„Rein närrisch ist er mit ihr. Ich mein' schon. Wo die Seinige ein Drachen ist und au schiech, und er hat's nur genommen, weil sie soviel reich ist. Und sie ist alt und net gar gesund vor lauter innerlicher Giftigkeit. Und wann sie stirbt, so kann man net wissen, was geschieht."

Am Tisch war eine Pause. Dann ein leises Kichern. Herr Mayer sah sich bösartig um: „Da gibt's nix zum lachen. So ist's, wie ich sag', und net ein Haarl anders," und er schlug eindringlich auf den Tisch.

„Ja, ja!" machte einer nachdenklich.

„Was machst denn wie ein Esel?" krakelte Herr Mayer.

„Warst schon einmal bei ihr?"

Herr Mayer schielte: „Wo werd' ich denn zu einer solchenen gehn? Eine Mayerische, und wird eine solchene! Und überdem: der Undank von dem Madel! Was meinst, was sie uns gekostet hat im Konservatorium und sonst? An sich hat man's gespart, nur damit daß ihr nix abgehen tut. Und da hat man immer gemeint, man wird doch einmal ein' Dank davon haben. Anpumpst! Sie geht einem fort, und man hat nix von ihr, aber schon gar nix!" Dies schien Herrn Mayer am meisten zu kränken.

„Hast wirklich nix von ihr?"

Herr Mayer blinzelte verdächtig und beteuerte desto heftiger: „Wo möcht' ich was von ihr nehmen? Das wär' ja eine Sünd', so ein Geld auch nur anzurühren. Freilich — sie hat's wie eine Fürstin. Vier Zimmer hat's für sich allein und ein Bad hat's, und zwei Dienstboten hat's. Und nix wie Teppiche hat's, und Lehrer kommen zu ihr."

„Woher weißt denn das alles?" forschte einer.

„Das wird einem doch zutragen. Und ich hab's ja fahren gesehn."

„No, und was war?"

„Ich mein', sie hat mich net erkannt. Oder, sie hat sich net getraut. Denn wenn sie sich's getraut hätte und ein Wörtel spricht zu mir, ein Unglück wär' geschehn. Ich versteh' kein' Spaß net, wenn's um die Honnettität geht. Und wie wir sie verflucht und verstoßen haben, so hab' ich gesagt: Madeln, hab' ich gesagt, der schlag' ich die Füß' ab, die noch einmal ein Schritt zu ihr geht . . ."

„So hast du geredet? Mayer, lug' net!"

„Laßt's mi reden. Der Adam ist ein Mann, hab' ich gesagt. Dem schad't's nix. Der muß selber wissen, was er zu tun hat und was sich für den Adam Mayer gehört. Da dafür hat man ihn doch so erzogen, daß sie jetzt sogar beim Militär Staat mit ihm machen. Aber ihr seid Mädeln, und ihr braucht kein solches Exempel net vor euch, und ihr habt's bei einer solchenen nix zu suchen, und ich leid's amal net. Jean, noch ein Vierterl!" Und er trank, höchst zufrieden mit sich.

„Und wo hat's ihn denn kennen gelernt, den Baron?"

„Er ist ihr halt nachgestiegen. Wer weiß, wie lang und bei jedem Weg. No ja, eine Gouvernante, die alleweil aufpaßt, tragt's uns net. Und Brieferln hat er ihr geschrieben und alles mögliche versprochen. No ja. Wenn a Madel so schön ist und so a Benehmen hat, dös is a Kreuz!"

„Und was sagt denn dei' Alte?"

„Könnt's euch denken. Ganz außer sich ist sie und's ist gar kein Fried' mehr im Haus. Aber schon gar keiner!"

Die Zechgenossen stießen sich heimlich an. „Gespürst du's a, Franzl?"

Er kicherte sehr selbstzufrieden: „Na, net gar arg. Man muß sich's halt nur einzurichten wissen, verstehts?"

Eine große Pause. Er schlürfte und kam hernach ins gerührte Schlucken. Das zu dämpfen, trank er wieder. Dann hub er an:

„Tausender g'längen net, was uns just dös Madel gekostet hat. Tausender net! Immer hat man auf

sie geschaut. Kein' Handgriff hat's net tun dürfen, damit sie sich net epper wehtut und es geschieht ihr was an ihrer Schönheit. Alles hat sich gerackert für sie." Er holte Atem.

„Gar niemals hat man eine Hilf' von ihr gehabt, wo doch sonst ein jedes zugreifen muß auf der Welt und sich nützlich machen. Und man soll niemals einen Dank von ihr haben, wo doch die Zeiten immer mühseliger werden und das Verdienen schlechter. Denn wenn sie schon wollte — meint's, die Alte möcht's leiden?" Er sah sich mit den geröteten Augen um.

„Dös ist aber nur, weil gar keine Religiosität mehr auf derer Welt ist. Keins ist mehr zufrieden, wie's es hat. Und wie ordentliche Bürgersleut' leben will niemand mehr, statt daß man sich denkt: der liebe Gott hat mir's aso bestimmt, und er sollt' am End' wissen, was mir zusteht. Aso ist das. Und anders wird's leider Gottes net mehr. Merkt's euch, ich hab's gesagt, der Franz Mayer. Und was der sagt, gilt, ewig und heilig! Wirtshaus zahlen!" Er warf eine größere Banknote hin, zerknüllte den Rest und steckte ihn achtlos zu sich.

„Wo gehst denn noch hin, Mayer? Doch am End' net schon ham?"

„In meinen Bezirksverein. Wir haben Wochenversammlung heute. Und man muß sich doch um die Sachen annehmen, die einen angehn. Oder epper net, han?"

„Da hätt' man viel zu tun und niemals an' Zeitlang," meinte einer. „Ich nimm mich lieber um mein Geschäft an."

„Weil ös Sumper seid's," erklärte Herr Mayer bestimmt und überlegen und ging.

„Der hat heut 's Rederte," seufzte einer.

„Ist halt ein armer Narr."

„Ein Lump und ein Besuff ist er. Könnt' sein, er hat 's Madel selber verkuppelt. Und wo meint 's denn, daß er sein Geld her hat? Net anrühren möcht' ich's!"

„Z'wegen dem? Hast halt doch noch alleweil mitrunken, wenn er eine Latern' Wein spendiert hat."

„Weil ich keinen Spaß net verdirb. Und man muß niemandem umasunst beleidingen. Hat gar keinen Zweck. Macht nur Feind'."

Es war neuerdings ein heftiger Anteil an allen öffentlichen Angelegenheiten in Herrn Franz Mayer erwacht.

Kaum eine Versammlung unter den zahlreichen, die in seinem Bezirk abgehalten wurden, bei der er nicht erschien und sich durch Zwischenrufe voll tüchtiger Gesinnung bemerklich machte.

Über seinen Grund hinaus wagte er sich ungern. Höchstens verlockt durch einen Redner, der es ihm ganz ausnehmend angetan hatte und es den Widersachern besonders deutlich zu geben verstand. Denn er kannte alle Größen nach ihren Leistungen und hatte natürlich seine Lieblinge darunter.

Man wurde auf den eifrigen Mann aufmerksam. Man begann ihn zu schätzen. Man warb um ihn und legte Gewicht auf seine geneigte Gesinnung. Denn er kam doch viel herum und konnte Stimmung machen. Dies schmeichelte ihm. Die vielen Schlagworte aber, die nur so in der Luft herumflogen, fanden Eingang

bei ihm, regten ihn auf und wurden von ihm weitergetragen. Und was da von Argumenten vorgebracht ward, leuchtete ihm ein. Denn es war faßlich und von einer formelhaften Einfachheit.

Es gab Gelegenheit zu immer umfänglicherer und durch einen Zweck geheiligter Bummelei. Es kamen die Wahlen, an denen er sich freilich nur zu Beginn beteiligte, als es ihm noch Spaß machte, zu animieren, im Fiaker die Säumigen zur Urne zu rufen, den Dunst der Agitationslokale zu atmen, diesen schwülen Hauch der entflammten Leidenschaften. Späterhin, ja, da hatt' er zu derlei keine Zeit mehr, gar: „Wo's auf meine Stimm' gewiß net ankummt."

Es kamen die Siegesfeste, bei denen er niemals fehlte und oftmals aus seiner im Grunde bescheidenen Statistenrolle aufrückte zur Würde eines wackeren Wiener Bürgers von altem Schlag, der hergezeigt wurde und der nach Tüchtigkeit der Gesinnung und Eifer für das Rechte vorbildlich sein durfte für viele. Verbindungen und Bekanntschaften mit Studierten und Höherstehenden erquickten ihn innerlich. Manche darunter hatte erst die gleiche Welle zur Höhe gehoben, der er sich anvertraut und die ihn doch auch einmal tragen konnte. Also hatte sein Leben wieder eine Art Inhalt gewonnen, und zwar gerade von der Beschaffenheit, die ihm gemäß war.

Ein Schein von Geschäftigkeit, verbrämt mit großen Worten. Das war immer seine Sache gewesen. Er war zur Staffel geworden, auf der andere, Flinkere emporstiegen. Und er fühlte sich dadurch beglückt und die Hoffnung war in ihm, es werde mit der Zeit auch

für ihn etwas abfallen, irgendein Pöstchen, das ihn versorge, wie es anderen aus seiner Bekanntschaft geraten war, die auch nicht mehr gewesen.

Er hatte zu Beginn versucht, seine Frau für seine neuen Interessen zu gewinnen. Denn manche taten sich so in der Bewegung hervor und nützten so den Männern.

Sie hörte ihm ohne jeden Anteil zu. Seine Erläuterungen langweilten sie. Höchstens: „Könnt' schon so sein, wie du sagst." Oder: „Laß mich aus mit derer Politik. Ist bei dir eh' nur a Ausred' fürs Wirtshauslaufen und Zeitvertandeln. Hast sie epper gelernt? Wennst dich lieber um einen Verdienst umschauen möchtest!"

Er wurde grob. Ja, was er denn noch tun solle? Und überhaupt, so lange die Alte lebte, sei alles umsonst, und es werde nicht besser.

„Die Alte? Das Alte."

Er ereiferte sich, und sie wehrte nur so müde ab. Denn sie fühlte sich erschöpft bis zum Tode. So gleichgültig war ihr alles das! So abgemattet war sie, daß sie sich vor jedem Zank fürchtete, daß jeder Eindruck in ihr untersank wie in einem tiefen Brunnen. Ein kurzes dumpfes Plätschern der Wasser, und alles schweigt wieder und niemand kann bemerken, was sich begab.

Denn das Geschäft, das sie eigentlich hätte sämtlich erhalten müssen, ging immer schlechter. Und sie konnt' ihm nicht mehr nachlaufen wie vordem, mit ihren Beinen, die sie kaum mehr selber tragen wollten. Allenthalben entstand Konkurrenz. Man drückte die Preise und schleuderte. Da konnte sie nicht mehr mit.

Und auf die Rosi war doch gar kein Verlaß. Ließ man sie einmal zuschneiden, so verdarb sie pünktlich alles. Und jeden Auftrag vergaß sie, und nichts hatte sie mehr im Kopf, nur ihren Navratil, und so tramhapert duckmäuserte sie herum und wurde so ohne Grund rot und verfärbte sich, wenn man sie nur ordentlich ansah, daß einem das Herz wehtat und man sie nicht schelten konnte, was immer sie verpfuschte, und man hätte auf schlimme Gedanken kommen können, hätte man nur Zeit für einen Gedanken gehabt. Wüßte man nur, was tun?! Mit ihrem Mann zu sprechen aber widerte sie an. Dem war gar nichts mehr wichtig, als seine Versammlungen, und er war hochmütiger denn je.

Die Linnerl aber? Ja, die Linnerl war gottlob noch ein Kind. Ganz ein Kind. Gottlob! Denn kamen sie zu ihren Jahren, was hatte man von ihnen für alle die Sorge, die man an sie gehängt? Nichts, schlimmer wie nichts.

Da war die Geschichte mit der Kathi. Sie tat arg weh. Das war eine tiefe Besudelung. Und wie war sie nur fort! Ohne ein Wort des Abschieds, nicht anders wie eine Hündin, die läufig wird. Ja, bei ihnen hielt eben nur aus, wer mußte und solang er es mußte. Sie konnte leider nicht fort. Sie hatte keinen Ausweg als den einen, an den sie oft genug dachte, ohne ihn beschreiten zu dürfen.

Dann war der Adam. Er gefiel ihr immer minder. Oft genug kam er um Geld. Ja, woher das immer nur nehmen? Und je mehr sich in ihm die Gewöhnung an das Soldatenwesen und eine gewisse Zuversicht

durchsetzte, das leisten zu können, was man dort von ihm begehrte, ja übers Mittelmaß gewachsen zu sein, desto frecher ward er, und desto heimtückischer erschien er der Mutter. Und etwas durchaus Wüstes und Verlottertes war an ihm, trotzdem er äußerlich viel auf sich hielt.

Von der Marie ließ er nicht. Und so widerwärtig der Frau das Mädchen war, sie behielt es, damit man es wenigstens unter den Augen habe. Einen großen Ekel mußte sie immer überwinden, wenn sie ihr am Ersten ihren Lohn zuzählte. In schiefen, unleidlichen Verhältnissen, gegen die sie sich kaum mehr zur Wehre setzen konnte, fühlte sie sich also rettungslos verstrickt.

Ansonsten aber, es war im Hause Mayer sehr stille geworden. Man lebte friedlicher denn sonst. Was der Kathi gehört hatte, blieb unberührt, und manchmal saß die müde Frau lang vor dem Bett der Verschwundenen in sonderbaren Gedanken, über die sie selber den Kopf schüttelte. Was einem nur so einfiel in der Einsamkeit und wichtig ward! Sie horchte auf Vorzeichen, Ahnungen, studierte ihre Träume. Aber alle atmeten wie in einer tiefen Beklommenheit, aus der sie plötzlich etwas schrecken müsse. Und der Druck dieses Lebens voll einer häßlichen Langweile lag über allen, immer schwerer, lastender, kaum mehr erträglich.

Und immer stärker schwoll in ihnen die Überzeugung: es mußte etwas geschehen. Eine Flucht, ehe man versank. Aber wohin oder an welches Gestade, da man sicher aufatmen und sich geborgen fühlen könne? Dies wußte keine der Seelen, in denen diese dunkle Überzeugung nagte und schlich.

Fünftes Kapitel

Die Linnerl tut einen Gang

Die Linnerl verstand nicht, was man nur unablässig von der Rosi wolle. Wie eine Verbrecherin wurde die Schwester doch behandelt. Und dabei schlich das arme Mädel ohnedies herum, wie die Bußfertigkeit und wie die magere Zeit selber.

Das Herz tat einem weh, sah man sie nur, wenn sie sich allein glaubte. So ganz geschreckt wie ein Haserl und verloren war sie. Immer wischte sie sich die Augen, die vollkommen trocken waren.

Alle ihre Hübschheit war wie weggeblasen. Ewig schmerzte sie etwas. Zu keinem vernünftigen Wort, wie man's sonst unter Schwestern tauscht, war sie mehr zu haben. Durchaus fad mußte man sie finden, hätte sie einen nur nicht gar zu sehr erbarmt.

Oftmals betraf man sie schreibend. Ein unheimlicher Anblick! Denn bei dieser ungewohnten Arbeit quälte sie sich sehr ab und wurde glührot, überraschte man sie. Alle Federn im Haus waren zerspragelt, und die Linnerl ärgerte sich immer, wenn sie eine Aufgabe zu machen hatte. Häufig genug erbot sie sich, ihr das lieber selber zu besorgen. Niemals nahm's die Rosi an. Übrigens schien es nicht, als sei einer ihrer Briefe jemals abgegangen. So sorgfältig sie jeden einzelnen zerriß, in Schnitzelchen Papier fand man da und dort Spuren ihrer traurigen Tätigkeit.

Die Linnerl war wirklich gar nicht neugierig. Ge-

wiß nicht mehr als jedes Menschenkind. Aber teilnehmend war sie und hätte also gern gewußt, was sich begab und was man hier verhülle, und warum die Schwester sich neuerdings sogar mit der Marie reden stellte, lieber als mit ihr, der Linnerl, und nicht anders, als wäre die Marie, der Auswurf, ihresgleichen. Übrigens wußte sie wohl: bei ihnen blieb nichts verhohlen, und zu seiner Zeit werde sich ihr die Schwester gewiß und rückhaltlos schon offenbaren.

Zunächst hatte die Rosi sich und ihre Not dem Navratil entdeckt.

Der schnitt, wie so ziemlich jeder Liebhaber im gleichen Falle, das dümmste seiner Gesichter vorerst. Alsdann zog er sie an sich und erklärte, immer noch mit dem gleichen unendlich albernen Ausdruck, daß selbst sie in aller ihrer Angst kaum begriff, wie er ihr jemals hatte gefallen können: er kenne seine Pflicht als Ehrenmann und sei selbstverständlich bereit, sie zu erfüllen.

„Gelt, du weißt's: ich hab' noch niemanden gern gehabt vor deiner;" und ihr stieg die Flamme ins Gesicht.

Ja. Das wisse er. Denn anders, so lieb er sie hätte, anders könnte er sie doch nicht heiraten. Und wieder war das Siegesgefühl in ihm, daß sich dieses brave und tapfere Mädchen ihm ganz hingegeben habe, und es erhöhte seine Zärtlichkeit, daß sie sich ihrer kaum erwehren konnte. Denn in ihr war immer noch eine Befangenheit vor ihm und seinem Ungestüm, und immer noch faßte sie selber es kaum, wie sie sich so weit hätte vergessen können.

Dann sollte er doch um Gotteswillen mit dem Vater reden. Aber bald. Eh' es zu spät sei und alles aufkäme.

Das Gesicht des Navratil verfinsterte sich. Daran sei nicht zu denken.

„Xaverl! wenn ich dich aber so bitt'!" Und sie hob beide Hände zu ihm.

Er blieb steif und düster. Auch dann nicht. Das könne er nicht, noch einmal zu einem gehen, der ihm die Tür gewiesen, da er mit den ehrbarsten Absichten von der Welt — er unterstrich diese Worte sehr stark — gekommen sei! Er sei ein armer Bursche. Und er habe nichts als seinen Charakter. Den lasse er sich nicht verunglimpfen. Genug, daß er alles vergessen und augenblicklich wiederkommen wolle, sowie man ihn nur rufe.

„Und wenn ich daran stirb?"

Man sterbe nicht daran.

„Xaverl!"

Ja, er wisse keinen Ausweg. Denn sie wäre doch lange noch nicht großjährig. Sonst wüßte er wohl, was ihm die Pflicht gebiete. Er kam immer wieder und mit einer sichtlichen Selbstgefälligkeit darauf zurück und merkte gar nicht, daß er sie damit verletzen müsse. Aber bis dahin warten könnten sie nunmehr beide nicht. Sie müsse handeln, nachdem es doch zunächst um sie ginge.

Sie sah ihn entsetzt an. Und in diesem Augenblick war ein Haß in ihr, der zu allem fähig war, gegen ihn, gegen sich, gegen alle Welt, und der Ekel vor allen ihren Unbegreiflichkeiten erfüllte ihr junges

Herz. „Aber vielleicht könnt' man nach Amerika?" meinte sie schüchtern.

„Amerika? Das ist ein hartes Brot. Ich hab's dahier besser."

„Wenn man sich aber sonst nicht helfen kann?"

„Ich geh' net nach Amerika. Dorthin soll, wer da zu gar nix net gut ist. Ich net. Ich hab' mein Lebtag nix angestellt!"

„Nix, Xaverl?"

„Gar nix. Wenn man was gutmachen kann und will, so heißt das nix anstellen."

Sie tat ihm schön. Sie beschwor. Vergeblich.

„No, alsdann . . ." Sie sprach sehr trocken und hart, wie eines, das etwas in sich niederzwingen muß. „No, alsdann muß es freilich gut sein."

„Es wird schon noch alles gut werden, Rosi," und, erfreut über ihre Fügsamkeit, küßte er sie heftig.

Sie litt's. Aber nichts in ihr erwiderte seine Zärtlichkeit.

Sie ließ einige Tage verstreichen, in denen sie viel zur lieben Muttergottes betete, sie möchte sie doch zu sich nehmen, ehe sie der Mutter beichtete.

Die flackerte gewaltsam auf, ehe sie wieder in sich zusammensank und die Achseln zuckte: „Paß' auf. Er wird's doch net erlauben."

„Aber was kann er denn gegen den Xaver sagen?"

„Ich wär' lieber net neugierig. Wirst's schon noch hören, könnt' sein, mehr wie dir lieb ist."

„Mutterl, ich bitt' Ihnen, reden S' mit ihm!"

„Tät' nix nutzen, Rosi. Und endlich: hast dir die

Suppen einbrocken lassen, so mußt du sie schon allein ausessen."

„Aber, dann muß ich ja ins Wasser, Mutterl!"

Sie fuhr sich mit der Hand über die Augen: „Mir scheint's oft, es wär' besser für uns alle, wir gehen ins Wasser, statt daß wir nur so darin sind."

„Mutterl, reden S' net a so!"

„Halt, wie mir's ums Herz ist."

„Mutter, haben S' denn gar kein Gefühl in Ihnen?"

„Wär' eh 's beste! Wär' eh 's beste!"

„Mutterl, ich bitt' Ihnen!" — ein Aufschrei.

„Ich kann nix tun, Rosel. Ich kann net mehr mit ihm reden. Es hebt sich alles in mir dabei."

So mußte die Rosi denn endlich den schweren Bekenntnisgang tun.

Er schlug sie. Und sie litt es mit zusammengebissenen Zähnen und ohne einen Muck. Das tat beinahe wohl. Das hatte sie am Ende nicht anders verdient oder erwartet. Er beschimpfte sie ganz unflätig.

Sie zuckte zusammen, wenn ihr ein Wort ins Gesicht sprang, bösartiger und giftiger als ein Faustschlag. Sie erhob nur manchmal die Hände, um einen Hieb zu parieren, der ihr gar zu grausam drohte, und faltete sie dann bittend und ergeben, und stammelte wieder ihr demütiges: „Ich bitt' Ihnen, Vaterl! Ich bitt' Ihnen so sehr . . ."

O nein! Das sei ein abgekartetes Spiel gewesen. So habe man ihn zwingen wollen. Aber zwingen läßt sich der Franz Mayer nun einmal zu nichts. „Und

einfädeln habt's mich wollen. Mich, den Franz Mayer! Aber, dös gibt's net!" Sie sei schlechter, tausendmal schlechter wie die Kathi.

So ungeheuerlich sie's berührte, auch dieses litt sie ohne Entgegnung. Nur immer wieder, zwischen Schluchzen, stammelte sie: „Die Schand', Vater! Lassen S' mich net in der Schand', Vater! Ich bitt' Ihnen soviel . . ."

Das sei ihm egal. Aber schon völlig egal. Und da gäb' es doch Mittel. Er selber wisse von einer Dürrkräutlerin, ganz in der Nähe dazu, die schon vielen geholfen hat.

„Aber das is a Sünd', Vater."

„Hast dich vor der einen net g'scheut, deine Eltern zu hintergehn, schad't dir die andere a nix. Und endlich, ein Bankert in der Familie ist immer noch besser wie zwei. Wenn ich den Lümmel, den Blödisten erwisch'! Die Haren schlag' ich ihm entzwei! Wenn der saubere Herr Navratil wenigstens noch sein Geschäft hätt', könnt' man ja ehnder reden." Und nun habe er genug und wolle seine Ruh haben. Und er schlug die Türe hinter sich zu und ging seiner Wege.

„Saubere G'schichten hört man in dem Haus. Halt schon sehr saubere Geschichten," dachte die Marie hämisch in ihrer Küche.

In dieser Nacht erwachte die Linnerl von einer plötzlichen Helle.

Sie tat die Augen auf. Eine Kerze war entzündet, und die Rosi saß im blanken Hemd am Tisch und schrieb an einem endlosen Brief, oftmals die Tropfen aufsaugend, die ihr immer wieder aufs Papier fielen.

Man sah, wir schmal ihre Schultern geworden waren, wie sie zuckten und wie schwer das Mädchen atmete.

Die Linnerl schlich sich hinter die Schwester, barfüßig, ganz leise: „Wem schreibst denn gar so viel, Rosi?"

„Jessas, du hast mich derschreckt! Schlafst denn net, du Fratz du?"

„Ich hab' geschlafen. Aber der Schlaf ist mir vergangen. Und jetzt hab' ich gar keinen mehr in mir."

„Und was spionierst denn nachher an mir herum, du grausliches Ding du?"

„Ich spionier' net. Halt erbarmen tust du mich, Rosi!"

Ein Aufschluchzen. „Erbarmen dürft' ich ein jedes. Aber helfen tut mir keins!" Und sie schob den Brief weg, damit ihn die vorstürzenden Tränen nicht völlig verdürben.

„Wem schreibst denn, Rosi?" bat die Linnerl noch schmeichlerischer.

„Halt, dem Vater und der Mutter und dem Navratil schreib' ich."

„Wozu denn? Du kannst doch immer mit ihnen reden?"

„Kann ich net mehr."

„Ja, warum denn net?"

„Weil's zu nix nutzt. Und ich möcht' ihnen behüt' Gott sagen."

„Gehst denn fort, Rosi?"

„Ich geh' fort."

„Und wohin denn, Rosi?"

„Ich weiß noch net.“

„Und bleibst lang fort, Rosi?“

„Ich denk', für immer.“

„Willst leicht in ein Dienst gehn, Rosi?“

„Marter' mich net so, Linnerl! Marter' mich net . . .“

„Mutter Anna! Rosi, du willst dir was antun . . .“

„Schrei net so, Linnerl . . .“

„Ich muß,“ und sie krampfte ihre Hand in den Arm der Schwester, als wollte sie sie gewaltsam zurückhalten.

„Und z'wegen was denn?“

„Ich kann's dir net sagen, just dir net.“

„Und warum net?“

„Ich schämet mich vor deiner.“

„Vielleicht geht's so,“ und mit einem plötzlichen Entschlusse blies sie das Licht aus.

Beide Mädchen saßen völlig im Dunkeln. Die Linnerl hielt den armen, zuckenden Leib der Schwester mit einer großen Zärtlichkeit umfaßt, und Mund an Ohr, weil sich's im Finstern schlecht hört, und damit sie die Stimme ja nicht zu erheben brauche, horchte sie ihren Bekenntnissen und streichelte ihr manchmal die Wangen, die so eingesunken und so von Tränen feucht waren, mit einer unsäglichen, mitleidigen, verständnisvollen Liebe. Eine große Erleichterung war es der Rosi, daß sie so ihren ganzen Jammer hinstürmen konnte. Und unklar, aber dennoch unvergeßlich und fortwirkend für ihr ganzes Leben, erwachte bei diesen Bekenntnissen der Rosi mancherlei in der Jüngeren.

Ein langes Schweigen. Die Rosi hatte sich etwas beruhigt. Die Linnerl dachte nach: „Und du meinst, wenn er Meister wär', so hätt' der Vater nix dagegen?"

„Er red't wenigstens so. Er hat mich so geschlagen, Linnerl! Und schlechter hat er mich geschimpft, wie die Kathi, Linnerl. Und das bin ich doch net, lang net, gelt?"

Sie liebkoste sie. „Nein, das bist du gewiß net. Aber harb' dich net so, Rosi. Und hast den Navratil so gern, daß du ohne seiner net leben kannst?"

„Ich derf net mehr ohne ihn leben."

Die Linnerl stand auf: „Und jetzt gehst schlafen, Rosi!"

„Meinst denn, ich kann's, mit solche Gedanken?"

„Jetzt gehst schlafen, Rosi. Es ist kalt, und das könnt' dir schaden. Du mußt auf dich schaun, Rosi. Verstehst? Und von deine Gedanken red' mir net."

„Geh schlafen, Rosi. Ich mein', ich weiß was." Und sie führte die Schwester sehr vorsichtig, damit sie sich nicht stoße, zu Bett. Und einige Augenblicke später schliefen die Schwestern. Nur stöhnte die Rosi viel und warf sich im Traum.

Den nächsten Morgen, knapp vor Mittag, pochte es sehr schüchtern an die Tür Frau Eva Mayers. Die Linnerl trat sehr befangen ein.

Der Tisch war schon gedeckt. Alles war blütenweiß und so gar gediegen. Die alte Frau hielt etwas auf sich und ihre gewohnte Ordnung.

Die Linnerl sah sich um, und ihr gefiel's gar gut.

Sie war bänglich und dennoch entschlossen. Denn was sie vorhatte, war notwendig, und zu ihr war am Ende noch jeder Mensch gut gewesen. Das wußte sie, und es gab ihr Zuversicht.

„Ich möcht' der Frau Ahndel die Hand küssen! Wie hübsch, daß sie's nur bei sich hat," und sie sah sie mit scheuen Augen an.

„Und sonst willst nix?"

„Was für Augen sie nur hat!" dachte das Kind. Augen, von denen man meinte, sie sähen einen durch und durch. So ruhig und so ungeregt war ihr Blick. Sie atmete tief: „Weil's mir die Frau Ahndel doch erlaubt hat, so möcht' ich halt einmal ihr die Hand küssen."

„Bist so leicht geschreckt, Linnerl? Oder vertragst's Steigen net? Wär' ein bissel gar zeitig."

„Geschreckt bin ich sonst net. Und 's Steigen machet mir nix. Aber eine Angst hab' ich in mir . . ."

„Vor meiner, Linnerl?"

Sie sah sie ehrlich an: „Ich weiß net, Frau Ahndel. Aber ich hab' noch zu keinem Menschen so ein Zutrauen gehabt, als wie zu der Ahndel. Und immer hab' ich mich gefreut, wenn ich werd' da einmal herauf dürfen."

Eine ungeduldige Bewegung: „Schmeicheln mußt du mir net. Oder du willst was, was net recht ist."

„Tu' ich net, Ahndel. Will ich gewiß net, Ahndel!"

„Also, was willst?"

„Dürf ich alles sagen?"

„Du darfst."

Sie sah sich sehr vorsichtig um, ob auch gewiß niemand horche: „Die Rosi will mir ins Wasser."

„Ins Wasser? Die Rosi? Warum?"

„Halt, weswegen die Madeln meist ins Wasser gehn."

Die Urahne mußte lächeln: „Hat sie's mit wem?"

„Ja. Mit dem Navratil."

„Wer ist denn der Navratil?"

„Der Altgesell von der Tischlerin da im Haus."

„Der? Der war schon bei mir. Sieht aus, wie ein sehr ordentlicher Mensch. Dem trau' ich's net, daß er 's Madel sitzen laßt."

„Er will's ja heiraten. Aber der Vater erlaubt's net."

„So! Der Herr Vater erlaubt's net? Und warum denn net, wenn man fragen darf?" Das kam sehr gedehnt und verächtlich.

„Halt, weil man net weiß, wer dem Navratil seine Leut' sind, sagt er. Und weil er kein eigenes Geschäft noch net hat, hat der Vater gesagt. Und kein eigenes Geschäft hat er noch net, weil er seine alte Meisterin noch net auszahlen kann. Und die Rosi sagt, wenn sie ihn net kriegt, so muß sie in die Donau. Und was die Rosi sagt, das tut s'. Ich kenn' sie. Und hernach geh' ich lieber gleich mit."

„Also, zu gering ist er ihm? Und lieber will er, daß sein Kind schlecht ist? Und du tätst dich net vor der Sünd' fürchten, Linnerl?"

„Fürchten vor der Sünd'? Nein, Ahndel! Ich hab' sonst niemand auf der Welt. Die Kathi ist fort; die Frau Ahndel weiß eh, wie. Den Adam hab' ich

nie net mögen. Die Mutter penzt die ganzen Täg'; der Vater ist grob. Was soll ich so alleinig? Ich muß wen haben zum Liebhaben, oder ich stirb!" Und ein unaufhaltsames Weinen kam über sie.

„Ob'st stad bist, Linnerl! Ob'st stad sein wirst!" gebot die alte Frau bewegt.

Die Linnerl trocknete gehorsam die Tränen. „Und die Frau Ahndel soll net glauben, das ist nur 'a so gered't. Was ich sag', das tu' ich. Und die Rosi ist net ein Haarl Haar anders. Und es wär' vielleicht doch schad' um uns zwei," und sie lächelte gar hübsch.

Auch die alte Frau mußte sehr milde lächeln. „Um dich wär's schon schad', Linnerl. Die Rosi kenn' ich net."

„Wenn Sie's nur kennten! Wie lieb sie ist! Und wie brav und wie gut! Und wie sie sich harmt! 's Herz tut ei'm weh!"

„Linnerl! Und hast dein Betbüchel noch?"

„Ja, Frau Ahndel!"

„Und die vielen Bildeln drin a noch?"

„Ja, Frau Ahndel. 's fehlt keins!"

„Und siehst fleißig nach ihnen?"

„Net mehr gar so oft," entgegnete sie ehrlich.

„Und hast dein' Glauben noch? Denn ein Glauben muß der Mensch haben!"

„Ich weiß es net so recht, Frau Ahndel. Es will halt gar nie so gehn, wie's sollte. Da wird man halt irr."

„Das sind Prüfungen, Linnerl." Und sie strich ihr die Wangen. Die Linnerl haschte die welke Hand und

küßte sie sehr ehrfürchtig. „Bist halt noch jung, Linnerl. Mußt dich gedulden, Linnerl."

„Ich möcht' auch gar net alt werden. Außer wie die Frau Ahndel."

„Das Schmeicheln verstehst, wie ein Katzerl, wenn's das Obers will."

Keine Antwort. Nur mit sehr leuchtenden Augen sah die Linnerl zur alten Frau auf. Eine solche ehrliche Liebe war darin! Wieder ein Lächeln: „Und was meinst, soll ich mit unserer Rosi und mit dem berühmten Navratil machen?"

„Halt, was die Frau Ahndel meint, damit wir nicht ins Wasser müssen."

„Davon red' mir nix mehr," befahl Eva Mayer. „Und die zwei narrischen Leut' schickst mir beide. Aber zum Verschenken hab' ich nix, Linnerl. Er wird mir eine Schrift geben müssen. Und meine Zinsen will ich pünktlich."

„Ich dank' schön!" Es riß sie auf die Knie, und sie faltete die Hände: „Ich dank' schön! Und ich will wieder beten. Für die Ahndel will ich beten!"

„Ob'st aufstehst, narrische Gredel? Und jetzt verschnauf' dich ein wengerl. Und dann geh, Linnerl. Mir tut's viele Reden kein gut. Und am Sonntag vormittag, aber nach dem Hochamt, sollen s' kommen, hörst? Und bleib brav, Linnerl." Sie nahm einen schmalen Goldreif mit einem breiten Rubin von der Hand. „Und den tragst. Den hab' ich mir selber von meinem Lohn als Lehrmadel bei deinem Ahndel gekauft. Damit du was hast von der Ahndel, wann's nimmermehr ist."

Die Linnerl ging. Und es war eine große Freudigkeit in ihr. Ein Gefühl, wie von einer nahen und völligen Erlösung. Noch einmal, gegen die schon geschlossene Tür, hob sie andächtig die gefalteten Hände. Und niemals zuvor war sie die Treppen so herabgestürmt — halt wie ein übermütiger Gassenbub, halt ganz so.



Drittes Buch

Die Felberergasse



Erstes Kapitel

Idylle

Am Tage, wo die Vermählung des Meisters Xaver Navratil mit der Rosi Mayer in aller Stille stattfand, übergab ihnen die Tischlerswitwe auch die Wohnung.

Sie hatte nunmehr genug, um von ihren Renten zu leben. Also war sie nervös und fühlte sich nicht mehr hinlänglich stark, den rastlosen Lärm um sich zu ertragen.

Auch mochte sie sich dem Anblick eines Glückes nicht aussetzen, das ja doch auf ihre Kosten aufgeblüht war. Sie entzog sich dem durch Übersiedlung.

Allerdings wallfahrtete sie nach wie vor alljährlich nach Maria-Zell. Aber dies war nur noch eine Lust- und Dank- und durchaus keine Bittfahrt mehr. Sie hatte sich mit ihrem Schicksal abgefunden und war einsichtig genug, zu vermuten, es wisse die Muttergottes besser, was ihr fromme, als vielleicht sie selber. Oder hätte sie nicht bösartig hereinfallen können? Es gab traurige Exempel genug, gerade in dieser Stadt, in der sich Männer so gern versorgen lassen.

Davor war sie gnädiglich behütet geblieben. Das mußte man innig erkennen, und sie tat's, vielleicht nicht

aus ungeteiltem, aber aus vollem Herzen. Es ist eben um den wahren Glauben immer etwas Ersprießliches.

Bei der Geschäftsübergabe hatte sie sich übrigens durchaus anständig und billig benommen. Sie ging auf bequemere Zahlungstermine ein, drückte den Navratil in keiner Weise, bewies vielmehr, daß ihr daran liege, daß er gedeihen und vorwärtskommen könne. Es war Klugheit, damit niemand argwöhne, wie sie vordem selber auf den Gesellen gerechnet; Dankbarkeit, weil ihr erst bei der Schlußabrechnung ganz klar wurde, wieviel sie seiner Tüchtigkeit von ihrem Wohlstande schulde — dem jungen Paare kam es durchaus zustatten.

Es bestand sogar ein ganz angenehmer Verkehr zwischen ihr und ihrem Nachfolger, der in langwierigen Kaffeebesuchen zu Sonntag nachmittag und späterhin sogar in einer Patenschaft seinen unstreitigen Ausdruck fand.

Es freute sie für den Navratil, daß er kein Flitscherl geheiratet. No ja, wie sie heutigen Tages sind, leider Gottes, mit nix im Kopf, nur Unterhaltlichkeiten und sonst Dummheiten. Wo kein Mann bestehen kann mit so einer.

Es fielen oftmals Anspielungen auf eine mögliche Erbschaft. Damit ködern Kinderlose gern. Man legte kein sonderliches Gewicht darauf. Denn man kam ohnedies vom Fleck, und die Rosi erkannte mit jedem Tage mehr, wie recht ihr Mann hatte, wenn er etwas von sich hielt.

Er war nicht eben zärtlich. Dafür haben Menschen wenig Anlage, die außerhalb der Familie auf-

gewachsen sind. Nur eben durchaus zuverlässig und sich immer gleich in seiner Arbeitsfreudigkeit war er. Etwas Hölzernes hatte er an sich; das bedingte das Material, in dem er arbeitete. Wäre er etwas hübscher oder zutunlicher gewesen, dann hätte die Rosi am Ende mit ihm eifern müssen. Denn dazu bemerkte sie nicht ohne Angst eine starke Neigung in sich und war eben nur zu klug, um sie merken zu lassen. Man bringt einen damit nur auf schlechte Gedanken, auf die er von sich selber sonst vielleicht sein Lebtag nicht gekommen wäre.

Übrigens schlug ihr das gute Leben, denn man mußte sich nichts abgehen lassen, und die einträgliche Privatkundschaft wuchs täglich und schon weit über den Grund hinaus, ganz vortrefflich an. Sie wurde füllig trotz der vielen Arbeit: denn zu tun gab's unendlich viel bei den zahlreichen Arbeitern, bei der Übernahme, wo sich ihr Mann bald ganz auf sie verlassen konnte, um die Kinder, in der Küche. Denn auf sein Essen und sein gesundes Glaserl Wein hielt der Navratil sein gutes Stück. Und hatte sie nicht selber gekocht, dann rührte er kein Bissen an. Er schmeckte das sofort heraus und war dann sehr brummig. Ja, auch die besten Männer haben eben ihre Mucken. Sonderbar, ihr klang das wie eine immer wieder erneuerte Liebeserklärung.

So verging der Tag wie nichts. Und nach Feierabend, wenn er nicht in seinen Losverein mußte, dahin er nicht gerne ging, ohne sich ganz ausschließen zu können, weil man ja doch seine Zugehörigkeit zu den Angesehenen und Besitzenden des Bezirks bekunden muß,

saßen sie, zu müde für lange Unterhaltungen, gerne noch ein Weilchen beisammen. Er hatte sich, bei den besten Augen von der Welt, eine Hornbrille zugelegt, weil er meinte, die erhöhe den Eindruck von Würde und peinlicher Genauigkeit bei Ausmessungen, auf den er was gab. Sehr ernsthaft studierte er seine Zeitung und gab ihr, die nicht einmal dazu kam, in kurzen Andeutungen Kunde von den Welthändeln nebst seiner ihr sehr maßgeblichen Meinung darüber. Es wurde gerechnet und überschlagen, und da war es ganz erstaunlich, wie anstellig die Rosi zu allem war und auf was für glänzende geschäftliche Einfälle sie geriet. Verwunderte er sich darüber, dann fuhr sie ihm gerne scherzend durch den Schopf, der, vielleicht noch in Erinnerung an eine böse Lehrbubenvergangenheit, sich immer zu einer zornigen, nur farblosen Tolle sträubte. Er bekam dadurch das Aussehen eines Kampfhahnes, der er so gar nicht war.

Geschichten hatte eigentlich nur Franz Mayer gemacht, auch nachdem ihm seine Zustimmung abgepreßt worden war. Denn der Navratil war doch selbständig und ein Skandal nicht mehr anders zu verhüten.

Es war ihm unangenehm, daß in seinem Hause das junge Paar wohnen blieb. Er wollte nicht immer daran erinnert sein, wie tief eine Mayerische unter ihrem Stand herabgestiegen war, wie sehr sie sich vergessen, daß man sie einem Professionisten hatte geben müssen.

Es war nur ein rechtes Glück, daß er in die Verwaltung des Hauses so gut wie nichts mehr darein zu reden hatte. Die Sorge darum hatten ihm die Gläu-

biger abgenommen, und man konnte die Tage zählen, da er auch nur dem Namen nach noch Eigentümer sein werde.

Die waren mit einem pünktlichen Mieter natürlich ganz froh. Und eine Übersiedelung ist immer ein schlimmes Ding. Nicht allein, daß sie ganz heftig ins Geld geht, das man ganz besonders zu Anfang natürlich aller Ecken notwendiger braucht, zu Rückzahlungen oder damit man's der Sparkasse geben kann. Es verläuft sich auch auf jedem Wege, und sei er der Entfernung nach noch so kurz, etwas Kundschaft, und solche, die sie einem abfischen möchten, solche gibt's bei den bösen Zeiten leider nur zu viel. Es ist schlimme und rücksichtslose Konkurrenz, gegen die man sehr auf der Hut sein muß. Gedachte der Navratil ihrer, so ward er sehr ernst. Denn wer keine eigentlichen Sorgen hat, der schafft für sich gern. Ihre Zinsen, die sie sich bedungen, behob die Urahne pünktlich wie ein Steuerbote. Von Zeit zu Zeit tat sie einen Blick in das muntere Treiben der Tischlerwerkstatt. Betreten hatte sie ein einzigesmal die Wohnung: bei der Taufe der Erstgeborenen, die nach ihr Eva hieß. Die schlug leider ganz in die Navratilische Familie, soweit man nach dem einen vorhandenen Navratil urteilen konnte, versprach also durchaus nicht, eine Schönheit zu werden.

Damals hatte sich die alte Frau mit einem sehr ansehnlichen Taufgeschenk eingefunden. Ihrethalben war das Sakrament zu Hause gespendet worden, nachdem sie die Kühle der Kirche nicht mehr vertrug und sich durchaus nicht vertreten lassen wollte.

Wie aus Wachs gebosselt, nur noch von einem ge-

heimen Mechanismus belebt, war sie erschienen, mit den starren, farblosen Greisenaugen, den unzähligen Runzeln im harten, klugen Antlitz. Immer wieder hatte die Linnerl, die sich für ein Weilchen hinübergeschlichen, um zu naschen, nach ihr gesehen und sich kaum zu atmen getraut. Zum fürchten war sie doch, die Ahndel, und die Kleine verstand minder denn je, woher sie damals in ihrem törichten Herzchen den Mut zu jenem wichtigsten Gange erschwungen hatte.

Nachdem die Urahne aber so in der nachdrücklichsten Weise von der Welt bekundet hatte, es sei nichts geschehen, was sie nicht billige und mit ihrem gewichtigen Ansehen decke, kam sie nie mehr. Sie zog sich wieder völlig in ihre Einsamkeit zurück. Das Kind einmal bei sich zu sehen, konnte man ihr, die selber nie eines gehabt, doch nicht zumuten. Ihr selber schien es, als sei mit dieser letzten Tat ihr Leben abgeschlossen und für nichts mehr Raum darin.

Überschwenglichkeiten hatte sie niemals geliebt. Auch nicht die des Dankes, die ihr hier, sicherlich aufrichtig genug gemeint, entzegenströmten. Von Erregungen war sie keine Freundin. In ihren Jahren erschienen sie ihr denn doch schon überflüssig, ja bedrohlich.

So beschränkte sie sich auf gelegentliche Fragen ins immer, auch im Winter offene Fenster hinein. Die klangen gleichgültig genug. Und dennoch zitterte eine bängliche Erwartung in ihnen: die Besorgnis, ob dieses Werk, das sie voraussichtlich hart am Ausgange ihrer Tage gestiftet, auch dauern würde, also daß sie darauf als auf einer letzten Staffel in die Ewigkeit hineinsteigen könne, der sie sich so nahe fühlte und auf die sich

ihr natürlich schon alles bezog. Darum horchte sie gerne der schrillen Musik der Hobel und der Sägen. Schwoll sie immer eilfertiger, jagten die Laute einander nur so, kam der Navratil gar ins Schreien, dann stand es gut um das, was sie sich da errichtet. Es stand gut. Und eine geheime und langentbehrte Freude war in ihr, daß sie denn doch fähig sei, trotz ihrer Jahre und ihrer Abgeschlossenheit, ein fremdes Geschick an sich zu drücken und es recht in sich zu hegen.

Es war also nicht ihre Schuld gewesen, daß sie sich von den Menschen geschieden. In solchen Gedanken, die Jahrzehnte überflogen, verweilte sie oftmals im Hof, ehe sie wieder, freilich immer zögernder und langsamer, hinaufstieg in ihre Einsamkeit.

Es warf nur freilich einen Schatten in all das Licht bei den Navratils, daß die Eltern gar so unversöhnlich grollten.

Er konnte sich dafür rächen, indem er, nicht ohne einen gewissen trockenen Witz, sich über Franz Mayer, sein Tun und seinen unsinnigen Hochmut, lustig machte. Dieses gab ihr immer einen Stich. Denn im Grunde fühlte sie sich doch den Leuten zugehörig, die da verspottet wurden. Das Mayerische saß fest in ihr. Der Niedergang ihrer Familie, den nun schon die Spatzen von den Dächern zwitscherten, betrübte sie, und sie schwor sich, sowie die Kinder älter und verständig genug waren, den Sinn solcher Redereien zu begreifen, müsse es damit ein Ende haben. Sie sollten nicht ohne Achtung vor den Großeltern bleiben.

Zu solchen Vorsätzen zuckte der Navratil die Achseln und dachte sich sein Teil.

Franz Mayer aber zürnte und schimpfte weiter; desto unversöhnlicher und desto mehr, je besser das Wesen im Hofe geriet. Dies geschah, wie leider überhaupt alles auf dieser Welt, ihn zu ärgern und ihm zu Trotz. Denn er war von jener naiven Eigenliebe, die nicht denken kann, irgend etwas habe keinen Bezug auf die eigene, werte Person. Und je schiefer und sorgenvoller es täglich bei ihnen ging, desto ehrlicher erboste ihn das Gedeihen dorten, wo es sich so ganz gegen seinen Willen ergab. Lobte man seinen Schwiegersohn vor ihm, dann brach er los: man solle ihn mit dem Lümmel, der trotz seines Geschäftes völlig ungehobelt sei, gütigst in Ruhe lassen. Und dies ein- für allemal! Pries man seine Tochter — ja, das war doch nur natürlich, daß sich eine Mayerische überall und in jeder Lage bewähre. Aber weggeworfen habe sie sich darum doch. Er habe es ganz anders und viel besser und stolzer mit ihr im Sinne gehabt. Ob vielleicht wie mit der Kathi? wagte einmal einer zu frozzeln. Denn man ließ sich seine großen Flausen, hinter denen doch nichts stak, nicht mehr ohne Widerspruch gefallen, besonders, nachdem er fast nie mehr als Bestgeber sich hervortat. Er sah den Spötter muckisch an, als wollt' er aufbegehren, und murrte etwas Häßliches in sich hinein.

Es war nämlich eine große Feigheit in ihm. Er trank mehr, als ihm bekam. Er wußte genau die Namenstage aller seiner Freunderln, und keiner entrann ihm ohne die übliche Spende an Freiwein. Mahner und Schmarotzer aber sind nicht beliebt. Und in aller seiner Dumpfheit, verstärkt sogar durch dies be-

ständige Taumeln zwischen Rausch und trauriger Ernüchterung, begann, seitdem sie ihm in aller Form die Verfügung über sein Haus genommen, die Angst vor der Zukunft sich in ihm mahnend und heftig zu regen.

Wenn aber die Mutter jeden Annäherungsversuch der Rosi, und es fehlte nicht daran weder direkt noch durch die Linnerl als Mittlerin, so schroff zurückwies, so hatte dies gute und mannigfaltige Gründe.

So uneins sie sonst mit ihrem Mann lebte, gerade hier mochte sie ihm nicht entgegen sein. Es schien ihr, als sei nun einmal, zu Recht oder Unrecht, die Ehre der Familie und ihres Oberhauptes verwettet, von der sie sich nicht scheiden konnte.

Auch war von Anbeginn eine gewisse Unruhe über die Dauer des Glückes in ihr gewesen, das da zu erwachsen schien. Das konnte sich aller Erfahrung nach nicht halten, nachdem es doch um eine Mayerische ging.

Je mehr es sich aber als dauerhaft, ja aufsprießend bewährte, desto leidenvoller wurde ihr. Ein sonderbarer, sehr feiner und dennoch starker Neid war in ihrer tiefsten Seele, daß nicht ihr, die alle Eignung und sogar die bessere Ausrüstung dafür mitgebracht, ein solches Los bestimmt gewesen war.

Aber sie hatte nichts dagegen, deckte sie sogar dem Vater gegenüber, daß die Linnerl oftmals zur Schwester hinüberhuschte. Kinder einer Zeit, mochten sie sich von denen trennen, die der Vergangenheit und dem Übergange angehörten; und Schwestern sollten zusammenhalten, und Schlechtes sah und lernte sie drüben nicht. Nur freilich, sie gewöhnte sich so ein wenig ans Versteckenspielen. Das soll kein Mädel; denn man

weiß nicht, was für ein Versteck sie sich endlich aus-sucht . . .

Immer wurde sie herzlichst willkommen geheißen. Denn die Rosi empfand in ihr ein Höheres, das einmal irgendwie aufbrechen mußte. Und jenen Gang, der so unerwartet ins richtige Geleise gebracht, was verfahren schien, den vergaßen ihr die Tischlersleute nicht.

Sie fühlte sich recht wohl und angeheimelt bei ihnen, in dieser warmen Luft voll Achtung und wortloser Neigung des einen für das andere, wo es bei ihnen zu Hause so ganz anders und unverquicklicher wehte.

Aber die Kinder mochte sie durchaus nicht. Vordem hatte sie gerne daran gedacht, wie sie mit ihnen, den lebendigsten Puppen, spielen möchte. Aber diese Puppen hatten gar zu unangenehme Eigenschaften, ließen sich nicht ruhig niederlegen, wenn man ihrer genug hatte, schrien, auch ohne daß man auf den Kopf drückte, und sie fand mit einigem Erstaunen: sie waren ihr gleichgültig, ja lästig, und sie wußte durchaus nichts mit ihnen zu beginnen.

Daß sie dieses verhehlen, die liebende Tante spielen mußte, verleidete ihr die Besuche einigermaßen. Sie kam sich so schrecklich altklug vor, so überlegen diesem Elternstolz gegenüber, den sie in keiner Hinsicht begriff. Denn hübsch waren die Rangen nicht, und besonders klug konnte sie auch keines finden. Dennoch bewunderte man sie und entdeckte täglich neue Eigenschaften. War sie blind, die sich auf ihre Augen doch was zugute tat? Halt, gesund waren sie. Ja, wenn eins sonst nix ist! Und jene heilige, unendliche Geduld einer Mutter, die traute sich die Linnerl immer weniger

zu, je besser sie sah, wie wüst sich junge Geschöpfe benehmen können.

Dies sinnlose Geheul und Gejauchze! Dies alberne Gefrage! Und ewig, und kaum daß man sie zu Menschlein aufgewaschen, dieser Schmutz! Da mußte einer ganz anders sein als sie, um das zu ertragen. Sie zweifelte stark an ihrer Eignung dafür.

So unbehaglich sie sich zu Hause fühlte, wo sie nun der alleinige Stoßballen zwischen den Eltern geworden war, sie erkannte dennoch mit einer großen Schärfe der Einsicht, sie sei vielleicht nicht für die Ehe, gewiß nicht für ein Schicksal organisiert, wie es der Rosi beschieden war und sie beseligte.

Die war im Grunde doch nur der Rackerei daheim entronnen, um in eine neue zu verfallen. Sie tat's ja gerne. Sie fühlte sich ganz glücklich dabei. Aber eben das begriff die Linnerl ganz und gar nicht. Zum Unterkriechen in eine Versorgung war sie sich zu gut; alles in ihr wehrte sich gegen ein solches Geschick.

Entrann sie einmal, und sie erkannte, daß sie um diesen Preis selbst einer Unbesonnenheit fähig wäre, dann wollte sie vollkommen frei sein. Hinter sich werfen, was gewesen, und ein ganz neues Leben, auf sich selbst gestellt, und eigenen Zielen zugekehrt, beginnen.

War das schlecht? War das nicht am Ende derselbe Weg, den die Kathi gegangen war? Sie glaubte es nicht. Denn verkaufen würde sie sich niemals, und trotz allem Luxus: ein Leben wie das der Schwester neidete sie nicht.

Sie hatte keine geringe Meinung von sich. Sie hatte mancherlei gelernt, und sie verspürte Fähigkeiten,

die sich zu ihrer Zeit und unter den Umständen, da sie ihrer erst bedürfen würde, schon melden müßten.

Durchaus und unter keinen Umständen meinte sie sich verloren, ohne daß sie auch nur eine klare Vorstellung sich darüber machte, was sie denn in der Freiheit beginnen wollte. Sie fühlte sich eben nur stark, aber noch nicht in der Möglichkeit, ihre Kräfte zu gebrauchen. Sie hatte eine gesunde Zuversicht in sich und das Leben.

Erst fort! Erst einmal aufatmen. Denn das war doch durchaus kein Leben. Eine Nonne hatte es doch besser.

Nur den sah sie nicht, der ihr die Hand reichen sollte, daran sie den entscheidenden Schritt tun könne, zu dem sie alles so unwiderstehlich und lockend trieb, und zu dem den Fuß zu heben sie alsdann sicherlich keinen Augenblick zögern würde.

Sie lebten so sehr einsam! Kein „besserer Mensch" betrat mehr ihre Schwelle. Es hatte sich zurückgezogen, was vordem bei ihnen verkehrt. Wer wird denn armer Leute Verkehr suchen? Soviel Blick ins Leben hatte die Linnerl doch schon, um sich darüber keinen Täuschungen hinzugeben. Und, was sie in der Tischlerwerkstatt von Männern sah, das war, den Schwager nicht ausgenommen, zu minder für sie.

Da war Peter Gröger ein anderer Mensch.

Er hatte so viel gelernt und studierte rastlos weiter. Immer wußte er was Neues, dem die Linnerl dann sehr verzaubert horchte.

Eine nimmermüde Strebsamkeit war da. Eine Arbeitslust, die sich immer neue und höhere Ziele

steckte, der nichts zu klein und wieder nichts zu schwierig war.

Der Mann mußte vorwärtskommen! Wenn es irgendeine Gerechtigkeit gab, so brachte der es zu was, der so klein, so ganz auf sich gestellt, angefangen hatte.

Und wie er mehr und mehr in gute Gesellschaft geriet, denn man suchte ihn als Lehrer, und er hatte eigentlich und durchaus nicht wegen Unfähigkeit nur bei Adam Mayer versagt, so nahm er die Manieren jener Schichten an, in denen er verkehrte. Denn er war erstaunlich gelehrig, und es ergötzte ihn, sich tadellos zu halten und zu tragen.

Das Bessere ist der Feind des Guten; dies gilt in erster Reihe und ohne jeden spöttischen Beigeschmack vom Verkehr.

Das war doch wunderbar eingerichtet, fand Peter Gröger, auf dieser Welt: man bezahlte ihn ganz schön, während er sich Dinge aneignete und Verbindungen erwarb, die für seine Zukunft wichtiger waren als das, was er an Griechisch und Latein seinen Schülern mit Erfolg und Liebe vermittelte. Und sein Sparpfennig wuchs mit jedem Monat in der erfreulichsten Weise. Denn eigentlich hatte er immer noch keine Bedürfnisse, die etwas kosteten, und freute sich der allgemeinen Wohlgelittenheit viel zu sehr, um sie durch irgendeine Ausschreitung oder Übereilung aufs Spiel zu setzen.

Er wußte wohl, daß er der Linnerl sehr imponiere. Schon durch sein Deutsch, das so tadellos rein war, wie man es hier selten vernimmt.

Man liebte hier die Mundart und man bewunderte die

Schriftsprache, die er meisterte und auf die er achtete, damit sie nicht Schaden nehme. Denn dies empfahl allgemein.

Die Kleine machte ihm Spaß. Vertraulichkeiten des Tones, wie sie nach so langem Verkehr am Ende nur zu begreiflich sind, bestanden allerdings zwischen ihnen; eine Annäherung, wenn man nicht jenen flüchtigen Einfall bei der Heurigenpartie rechnen wollte, wurde nicht einmal versucht.

Weitere Gedanken kamen ihm nicht dabei. Er lenkte seine Schritte hierher, weil er es nun schon gewohnt war und keinen Anlaß hatte, auszubleiben. Und unbedingte Bewunderung tut immer wohl und soll man nirgends verschmähen.

Er übertrieb wohl ein wenig, in seiner sehr behutsamen Art, damit ihm ja kein Widerspruch begegne oder er sich eine Blöße gebe, seine vornehmen Bekanntschaften.

Und die Linnerl lauschte und lauschte voller Andacht. Und in ihr erwachte das Weib darüber. Ein anderer Glanz war in ihren Augen als noch vor kurzem. Ihr inneres Licht begann zu erglimmen, und die Rosen ihrer Wangen verblichen vor der geheimen Glut. „So ein Mann! Halt so ein Mann!" seufzte sie, und sie wußte selber nicht, was in diesen Worten alles beschlossen war . . .

Zweites Kapitel

Idylle im Grünen

Es war aber in der Linnerl ein Licht- und Lufthunger, daß sie nicht mehr meinte, sie könne ihn noch lange meistern.

Als müßte sie daran ersticken, würde er nicht bald und ausgiebig gestillt, so war es ihr oftmals zumute.

So jung sie noch war und sich fühlte, so rasch schien ihr ihre Zeit verrinnen zu wollen. Ein jeder Tag war unwiederbringlich.

Wie in einem dunklen, stickigen Gange sich bewegend kam sie sich vor. Ganz fern aber flammt ein Kreis vollen Lichtes, dem man sich unwiderstehlich zugezogen fühlt, dem man, beklommen vor Dunkelheiten, entgegenwandert, ungewiß, ob man ihn jemals mit geblendeten Augen und dennoch jauchzenden Herzens werde betreten können.

Es war gegen das Frühjahr, das sich hastend und fordernd ankündigte. Die beglänzten Tage wuchsen und ließen Raum für verlangende Gedanken. Zu Nacht aber wehte der Lenzwind und lockte mit schwülem Atem und jammerndem Wimmern, das sie oft vernahm, wenn sie einsam erwachte.

Was war es doch so still im Haus und in ihr selber so unruhevoll geworden! Und wie allein stand sie nur da! Ihre Geschwister hatten so oder so ihr eigen Geschick begründet. Nur sie selber war noch an das Elternhaus gebunden, mit dem sie innerlich gar nicht

mehr zusammenhing. Nichts in ihr wurde begriffen, keiner ihrer jungen Wünsche verstanden oder berücksichtigt.

Zu tun gab es gar nichts. Das Geschäft ging so schlecht, daß die Mutter es ganz allein versehen konnte, daß man's eigentlich nur noch aus Gewohnheit fortführte und weil etwas immerhin besser ist wie nichts. Für die immer knappere Wirtschaft genügte die Marie, die darin, sie mochte sonst sein wie sie wollte, tüchtig war und jeden Hausbrauch aufs genaueste kannte. Zu beidem fühlte die Linnerl nicht den mindesten Beruf in sich. Lesen aber mochte sie gar nicht mehr. Die Bücher langweilten sie oder regten sie auf, daß sie zornig ward, und zu oft stieß sie auf Dinge, die sie als unwahr empfand. Denn sie begann zu prüfen und in sich das Maß und den Schlüssel aller Dinge zu ahnen.

Einen Tag ersehnte sie mit Macht. Ganz im ersten sanften Grün. Wehendes Laub, noch jedem Windhauch willfährig, sich zu Häupten, schwankende Schatten zu ihren Füßen, goldene, tanzende Sonnenkringel, zitternd und huschend übers braune Falllaub und es verklärend. In sich saugen alle die Helle; tief in sich und sie alsdann hegen für immer. Blumen brechen, die einem nachmals, längst verwelkt, erzählen könnten von vielen Sonnigkeiten und einer ungestümen Freude, die einmal ein junges Herz zum Überquellen erfüllt.

Sie war eben in jene Jahre gekommen, wo das Bedürfnis nach Anschluß stärker ist denn alles andere, als die Fähigkeit vornehmlich des Urteils. Und ganz

besonders das werdende Weib ist der Einsamkeit nicht gewachsen.

Auch nährte Peter Gröger zunächst ganz unbewußt alle ihre Sehnsüchte. Denn er verbrachte nun gern seine müßigen Sonntage im Freien und erzählte davon. Da erholte er sich von Lehren und Lernen. Da nahm er eine Einladung nur an, wenn sie von einem sehr werten Gönner stammte. Das war doch vernünftiger und sogar wohlfeiler als dies Hocken im Café und Karteln, womit seine Kameraden die Zeit totschlugen.

Man nahm irgendein nützliches Buch und einen minder begangenen Weg. Denn zu viele Leute sind unangenehm; sie stören in Betrachtungen und essen einem in den Wirtshäusern alles Vernünftige vorweg. War man vom Steigen müde, so weilte man und las ein wenig und konnte recht ungestört und in der besten Luft nachdenken. Und überall war Erquickung, Gelegenheit zu Rast wie beschaulicher Einkehr.

Er wurde bei solchen Schilderungen recht weitschweifig und beredt. So konnte bald kein heller Sonntag mehr anbrechen, ohne daß sie ihm in Gedanken auf seinen Wanderungen folgte. Nur mit anderen, ganz anderen Augen sah sie dabei in die Natur, als die ihm gegeben waren.

Ganz zufällig hatten sie sich einmal begegnet, da sie eine Besorgung zu machen gehabt.

Es sprach sich auf der Straße entschieden besser denn zu Hause. Ein leichter Ton mit allerhand Neckerei ließ sich da anschlagen, der ihr gar nicht übel behagte. Denn sie war flink von Gedanken und mutterwitzig.

Er hatte gerade müßige Zeit zwischen zwei Lektionen. Und sie fragte man doch nie nach ihrem Verbleiben. Das merkte man sich und fand sich hernach öfter. Und bald wußte sie um die Einteilung seiner Tage und um alle seine Gewohnheiten völlig Bescheid.

Durchaus nach der Schnur lebte er. Und so tadellos korrekt benahm er sich ihr gegenüber! Ganz ein feiner Herr gegenüber seiner Dame. Denn da ließ sich praktisch üben, was man anderen abgeguckt und einmal anderwärts gut gebrauchen konnte. Er gestattete sich nicht das mindeste, was ihm nicht als ihrem Lehrer und nach der Dauerhaftigkeit ihrer Bekanntschaft zugestanden wäre. Benahm er sich immer und allenthalben so? Dies reizte ihre Neugier gar mächtig.

Immer war eine leise Überlegenheit in seinem Tun. Beinahe etwas Väterliches, Bevormundendes, wie es junge Männer, die von ihrer Weisheit und Vortrefflichkeit erfüllt sind und denen das Studium noch Selbstzweck erscheint, so gerne Mädchen, diesen holden Zwecklosigkeiten der Natur, gegenüber annehmen, nachdem sie erst der Ruppigkeit der Flegeljahre entronnen sind.

Also bummelte man. In einem der öffentlichen Gärten, die sich fast stündlich besser aufputzten. Man sprach eigentlich nur Belangloses, hatte durchaus nichts zu verstecken. Nicht einmal, auch wenn es seine Zeit gestattet hätte nicht, begleitete er sie auch nur nach Hause. Übrigens war das fast nie möglich. Er mußte doch seinen Geschäften nachgehen oder in die Universitätsbibliothek. Und dennoch lag schon darin das

Schiefe ihrer Stellung zu dem jungen Menschen. Und jede Begegnung hatte für die Linnerl einen Stachel. Denn immer hoffte sie insgeheim, es werde ein Wort von tieferer Bedeutung aufspringen, wie die Schale einer reifen Frucht den süßen Kern enthüllt. Es blieb aus, und nun zerfaserte sie heimkehrend jeden Satz, ob nicht das darin verborgen sei, was sie unklar wünschte und fürchtete.

Er sprach gerne zu ihr, wie zu einem guten und vernünftigen Kameraden, von seiner Zukunft und seinen Plänen.

Es war nichts Unlogisches darin. Nichts, was nicht seinen guten Grund hatte oder belegt werden konnte. Keinerlei Überschwang der Erwartungen, genaueste Kenntnis der Avancementverhältnisse in jedem Zweig des Staatsdienstes.

Sie mußte, wenn ihr Jugendgefühl sich wieder einmal regte, manchmal im Nachhinein über seine ausnehmende Verständigkeit lächeln.

Das erquickte sie, und sie fühlte sich ihm über. Bis sie ihn wieder traf und sich vor ihm wieder ganz klein und ganz demütig dünkte.

In allen seinen Rechnungen aber war für sie keinerlei Raum. Ein anderer hätte mindestens im Scherz sie mit seinen kommenden Tagen verflochten. Er war zu ehrlich, wohl auch zu sehr von sich erfüllt dafür. Und sie litt darunter. War sie keines Begehrens wert? So gar unhübsch war sie doch nicht.

Ja, aber sie waren arm. Und ein armes Mädel, dem muß man nicht schöntun oder flattieren. Und die Zeiten waren vorüber, da sie auf dem Grund was

gegolten hatten und es für den Gröger ein Glück gewesen war, daß er zu ihnen kam. Sie hatte so merkwürdig scharfe Augen, die Linnerl. Halt auf der Rutschen waren sie, und man wußte das bereits allenthalben und nur zu genau.

Durch all diese Zornigkeiten und Aufregungen aber wurde ihr der Gröger nur immer wichtiger. Sie konnte sich der Gedanken an ihn durchaus nicht mehr erwehren, und es half wenig, daß sie ihn in sich oftmals einen recht faden Kerl schalt, an dem nichts sei, als Bart und Selbstbewußtsein. Häufig wenn sie sich mit ihm in ihren einsamen Stunden herumschlug und ihm alles, was sie gegen ihn auf dem Herzen hatte, in sein blondes, hochmütiges Gesicht warf, mußte sie die Augen schließen, und es kam wie eine schwere körperliche Ermüdung über sie. Als wuchte etwas über ihr. Oder sie fand sich in Träumen und wußte trotz allen Sinnens keineswegs, warum sie geweint hätte.

Es war inzwischen Mai geworden. Ein ganz prächtiger Mai, wie er diese Stadt manchmal befällt und wundersam schmückt.

Reine Luft und hoher, heller, sanfter Himmel. Die zartesten Tönungen zu Abend, die lang nicht verschwinden wollten. Alle Höhen ringsum hatten sich in Feierstaat geworfen und lockten und luden zu sich.

Durch das Lärmen der Straßen meinte die Linnerl das eintönige und feierliche Rauschen der fernen Wälder zu vernehmen. Und sie hatte fast körperlichen Schmerz danach, sich in ihnen zu verlieren und einmal, und sei es nur für die Spanne eines Tages,

zu vergessen, was zu Hause war und ihr alles Leben verleidete.

Ein Doppelfeiertag stand in Sicht.

Peter Gröger hatte Landkarten bei sich und erläuterte ihr sehr ernsthaft und würdig, welche Wege er wählen wolle, wo er sein erstes und wo sein zweites Nachtquartier zu halten gedenke. Denn dies alles mußte festgestellt sein.

Er beabsichtigte, diesmal auf seine Wanderung den Horaz mitzunehmen, den er vor allen Klassikern bevorzugte. Seiner künstlichen Form und seiner großen Schwierigkeit halber. Denn ein Mensch, der auf den Erwerb durch Unterricht angewiesen ist, der muß sehr darauf bedacht sein, daß seine Kenntnisse nicht rosten. Und er war nur immer sicherer und besser beschlagen worden. Er hatte nun seine Praxis und seine Erfahrungen und Vorteile, und es gab niemanden, der nicht ganz vernagelt war, mehr, den er sich nicht selbst durch die Matura mit Sicherheit zu bringen getraut hätte. „Und das wird bezahlt, Linnerl! Siehst du, das wird gut bezahlt!" Und er äugelte vergnügt nach seinem hübschen Spazierstock und machte mit den Händen, die in tadellosen Glacés steckten, eine zählende Gebärde.

Diese Handschuhe nun, die er sich so sehr angewöhnt hatte, haßte sie an ihm. Denn niemals empfand man da doch einen warmen und ehrlichen Druck der Rechten, wie sie ihn manchmal gern empfangen und erwidert hätte. Immer war etwas zwischen Hand und Hand, immer gab sie mehr, als sie erhielt.

So sehr mit halbem Ohr horchte sie diesmal, daß

es selbst ihm auffiel. Denn im Grunde mochte er sie sehr gut leiden und war nur zu sehr in sich selber verliebt, um groß auf das zu achten, was in einem anderen vorging oder sich regte, wohl auch noch zu jung dazu. Er war es doch auch als Lehrer nicht anders gewöhnt, als das große Wort zu führen, ohne daß sich eine Widerrede vorwagen durfte, und unter seinen Kollegen stand er hochan. Man witterte einen Mann der Zukunft in ihm.

„Ist dir was, Linnerl?"

Sie sah ihn sehr traurig an: „Ich mein' halt nur, ich bin zu dumm und gar zu närrisch für Ihnen, Herr Gröger."

„Wer das sagt und bekennt, der ist es im gleichen Augenblick nicht mehr," erwiderte er mit wohlfeiler Weisheit.

„Sie haben halt alleweil ein Sprücherl!" und sie lachte schon wieder. „Wie Ihnen nur alleweil so etwas einfallt! Und soviel gut haben Sie's auf der Welt! Ein Madel aber — du lieber Gott!" Und sie schaute so bekümmert darein, daß er erschrak. Am Ende weinte sie ihm gar! Es gingen so viele Leute vorüber; denn sie saßen auf einer Bank des Stadtparkes, und es konnten welche von seinen Bekannten unter ihnen sein. Was mußten sich die von ihm denken, und in welchem Licht mußt' er ihnen erscheinen, betraf man ihn so am hellichten Tag mit einem weinenden Mädchen! Unwillkürlich und verstohlen ergriff er ihre Hand, die sie ihm kraftlos überließ und in der es bebte. „Du wirst doch nicht, Linnerl! Wirst doch nicht! Was würden denn die Leute von uns denken?"

„Die Leut'! Alleweil die Leut'!" entgegnete sie tonlos. „So satt hab' ich sie schon, die Leut'!"

Er unterdrückte eine strafende Bemerkung, weil sie ihm nicht ganz in der Verfassung für Moralitäten schien. Sie aber fuhr fort:

„Da hilft nix. Da können Sie mir dawiderreden, was Sie wollen, Herr Gröger," — und er sah wohl, daß sie den Einwurf beantwortete, den sie erwartet, und den er gar nicht ausgesprochen — „es ist doch so und es bleibt so. Was hat man denn von die Leut', daß man in einemfort fragen soll: Was wollen die Leut'? Und kein Mensch fragt mich: Möchtest dir was wünschen tun, und was tät' dich gefreuen, Linnerl? Halt, daß man anzogen ist, und daß man zu essen hat. Weiter kommt nix auf unsereinen. Aber schon gar nix! Und so gar nix soll man in seine schönsten Jahr' haben von der Gotteswelt!" Ihre Linke hing schlaff niederwärts.

„Und was möchte dich freuen, Linnerl?" Er fühlte sich aus Höflichkeit denn doch gedrungen, zu fragen.

„Viel, o, soviel!" seufzte sie. „Ich kann's gar net alles herzählen. Ich möcht' so gern lernen, ordentlich lernen, wie ein Mann. Dös geht halt net. Und da, ich weiß net einmal, wie das auf dem Land ist. Und ich denk' mir's alleweil soviel schön. Wohin geht man denn mit dem Vattern? Halt, wo's was zum trinken gibt und ein' Spektakel und einen Rauch. Und ich möcht' einmal einen ganzen Tag kein verdrießliches Gesicht net sehen und keine schiefen Wörter net hören. Daß ich nix von mir weiß, so möcht' ich einmal leben. Und segen S', Herr Gröger, darum bin

ich Ihnen neidig. Sie gehen fort. Und was Ihnen gefallt, das sehen Sie Ihnen an und dort verweilen Sie Ihnen. Und wann's Ihnen net gefallt, so gehn S' halt weiter. Und ich muß hocken, hocken, bis ich steinalt und kleinwunzig werd', und net amal ein' frischen Atem kriegt man in sich."

„Möchtest einmal mit mir, Linnerl?" entfuhr es ihm.

Sie sah ihn mit einem heißen Blick an, nachdem er mehr von dem verstand, was sich in ihr begab, als sie selber ahnte. „Gern. O, soviel gern," flüsterte sie dankbar.

„Und was wirst du zu Haus denn sagen?"

„Ich find' mir schon was für den einen Tag. Gar so neugierig sind s' ja net. Sag' ich halt, ich geh' mit der Rosi. Die verrat mich net."

„Also gut. Samstag in der Früh mit der Süd-bahn. Um sieben Uhr."

„Ist mir ein wengerl zu zeitig. Aber ich werd's schon machen. Aber net wahr, Herr Gröger: den Horaz, oder wie der schwierige Herr sonst heißt, den lassen S' dasmal zu Haus?"

* * *

Man traf sich zu einem zeitigen Zug.

Trotz der frühen Stunde begann der Südbahnhof schon unendlich zu schwärmen

Die hohe Halle war erfüllt von Hastenden, die sich wunderlich gebärdeten. Zusammengehörige verloren sich und riefen einander.

Das gab ein Gesumm, ein Gelächter, ein Gekreisch,

in das der schrille Pfiff der Lokomotiven gellte, das widerhallende Brausen eines Zuges dröhnte, der ausfuhr.

Eintöniges Ausrufen einer Litanei von Ortsnamen. Kratzen nägelbeschlagener Bergschuhe auf dem Pflaster. Denn zahlreiche Touristen, die ihren ersten Ausflug in die Berge wagten, benahmen sich rücksichtslos.

Dies alles war der Linnerl sehr neu und ergötzlich. Sie fühlte sich gepufft und geschoben und lachte dazu. Wie dies alles nur durcheinanderflirrte, sich zusammenknäulte, entrollte, dahin und dorthin drängte, zurückprallte: das war doch gar zu hübsch!

Auch die zweite Wagenklasse ward im Sturm genommen. Ganz außer Atem kam man. Langsam ging's vorwärts, immer durch die Stadt. Immer schöner vom hohen Bahndamm aus entfaltete sich den beiden der Blick auf dieses unabsehliche Wien. An jeder Haltestelle verloren sich viele, kamen mehrere. Eine kurze Strecke blieben sie auf der Hauptbahn. Alsdann stiegen sie um und nahmen eine Seitenlinie. Ein kleines Maschinchen pustete mächtig und schnaubte tapfer den Höhen zu, die sanft und blau in der Ferne standen. Allenthalben, noch spärlich erst begrünt, waren Weingärten. Ein altertümlicher Turm, ungefüg aus Bruchsteinen aufgemauert, stand breitbeinig und beherrschend da und weckte Erinnerungen an Türkengreuel, von denen Peter Gröger der achtsamen Linnerl erzählt. Schon traten die Bäume ans Geleise und fingerten mit schwanken Ästen an den Fenstern.

Man stieg aus. Ein Dorf zog sich sehr langgestreckt eine weite und stäubende Straße entlang.

zwischen niedrigen Häusern ansehnliche Baulichkeiten, vornehme Villen. Die Hänge der Berge fielen steil und wie zur Schlucht niederwärts, Wiesengrün und Waldesschatten flossen zärtlich zusammen.

Einen sanften Wiesenweg nahmen sie. Glockenblumen und violetter Enzian blühten allenthalben. Hahnenfuß und Butterblumen flammten sonnig, und an den feuchten Stellen schwankte die tiefgrüne Eller. Ohne daß sie's merkten, ganz sacht, erklommen sie die Höhe. Unterm Gipfel war ein grüner und trauriger Weiher, umstanden von blanken, noch unbelaubten Birken, deren Weiß wie vom Grunde der Flut vorleuchtete. Von der Kuppe aus sahen sie zu ihren Füßen ein freundliches Kesseltal. Darüber hinaus, blau und immer ragender, in schönen Stufen bauten sich die Berge auf: und alle beherrschend, als ewiger Schlußstein, grau und gewaltig der königliche Schneeberg, von dessen Flanken es noch sehr winterlich vorschimmerte.

Sie schritten weiter. Durch heimliche Gründe, umwirkt vom hellen Licht der sehr schlanken und ewig zitternden Buchenstämme, die sich manchmal zu rechten Gängen verflochten; erfüllt vom Rauschen eines behenden Wässerleins und vom tausendfältigen Getön, wie es der nahende Mittag im Walde zu wecken liebt. Es sang in den Kronen; eine müde Hummel summte; Libellen taumelten mit stahlgrünem Fittich aus dem Lichten in die Schatten; auf den Wiesenflächen war das Geschrill der Heuschrecken; ein Pirol erhob seine Glockenstimme; ganz ferne rief ein Kuckuck. Die Linnerl suchte in ihrer Tasche, erschrak, kicherte über die eigene

Dummheit. Eine Blindschleiche, die Glück bringt, raschelte ihnen über den Weg, und die Linnerl tat einen kleinen Schrei, den ihre Augen alsbald belächelten. So recht wunschlos wurde der Linnerl: nur immer weiter hätte sie wandern mögen. Man sprach fast nichts. Nur mit versonnenen Augen, in denen die grünen Lichter der Einsamkeit nachglänzten, blickte das Mädchen in dies junge und fröhliche Blühen. Sie war wie im Traum, und Peter Gröger hütete sich, sie zu wecken.

„Nun kommen wir auch bald wieder unter Menschen."

Sie schrak auf und sah ihn mit feuchten und wundernden Blicken an, als müßte sie sich erst besinnen, wer da zu ihr rede.

„War's schön, Linnerl?"

Sie nickte ernsthaft und reichte ihm die Hand, die er herzhaft drückte und sehr ritterlich an seinen Mund führte. Sie wurde rot dabei. Und in einer jähen Wallung und aus ihrem Dankgefühl bot sie ihm die Lippen.

Wieder ein Kessel. Eine mächtige langgedehnte Bergmauer schloß ihn ab. Zahlreiche und ansehnliche Gehöfte. Ein Stift, in seiner ganzen Ausdehnung durch eine Mauer vom Ort geschieden. Eine gotische Kirche; jeder der hübschen und phantastischen Zieraten ins rechte Licht gesetzt von der hellen Sonne, die den ganzen Bau verklärte und zärtlich umfloß. Ein sehr vornehmer Gasthof, vor dem zahlreiches und gutgepflegtes Fuhrwerk stand.

Dahin steuerte die Linnerl. So einen recht glück-

seligen Hunger, wie er einem nicht oft vergönnt ist, fühlte sie in sich. Ein Springbrunnen sang einschläfernd; in seiner Schale tummelten sich behende Forellen, und ihre roten Tupfen leuchteten wie Blutflecken durch die Sonnenkringeln. Tauben ruckten. Die Kastanien hatten alle ihre Blütenkerzen angesteckt. Es war eine sehr schöne und andächtige Stille.

Man betrat die Kirche. Die Linnerl betete sehr fromm. Man besah den Kreuzgang mit der Pracht seiner Glasgemälde; die Gräber der Babenberger. Ganz ehrfürchtig wurde der Linnerl, als so Erinnerungen heroischer Zeiten in ihr geweckt wurden. Dann aß man zu Mittag. Peter Gröger hatte sich allerdings vorgenommen, nichts zu sparen. Aber er wunderte sich doch, wie nobel es die Linnerl hergehn ließ. Eben das Teuerste war ihr gut genug. Der edelste Wein, den der Stiftskeller barg, ward aufgetragen. Wie zierlich seine gelben Lichter auf dem weißen Tischtuch tanzten! Aber teuer war er auch. Nur zu sagen traute sich Gröger nichts, als könnte er sonst den Bann dieser Stunde zerstören. Und einmal neigte sie sich ihm zu: „Heut' red' mir nix darein, Peter! Heut' möcht' ich's fein haben! Aber schon sehr fein!"

Eine süße Müdigkeit kam hernach über sie. Sie schloß die Augen, als müsse sie so in sich festhalten, was sie erschaut. „Ein bissel ruhen möcht' ich mich." Er ließ ein Zimmer öffnen und führte sie hinein. Die Tür fiel hinter ihnen ins Schloß. Und sie fühlte seine Hand an ihrer Hüfte und seinen Atem ganz nahe. Sie wollte weichen, bückte sich: er stieß an ihr Haar. Das löste sich und umfloß sie reich: ein brauner Mantel

mit Pünktchen versprengten Goldes darin. Und ganz wehrlos vor sich selbst und erzitternd hob sie die schmächtigen Arme und warf sie um seinen Hals . . .

Da die Mittagsschwüle vorüber war, erschienen sie wieder im Garten. Sehr ernsthaft und sittsam tranken sie den Kaffee miteinander. Aber gehen mochte sich's der Linnerl keinen Schritt mehr. Es traf sich, daß ein lediger Fiaker da war, der sie um ein Billiges zur nächsten Station fahren wollte. Die Linnerl bat ohne ein Wort, nur mit den Augen. Und ihm war, als dürft' er ihr heute schon gar nichts abschlagen.

Hinter ihnen sangen feierlich die Glocken aus. Im langsamsten Trab der Rosse, wie durch ein verzaubertes Gelände, an schönen Kuppen, an grünen Wäldern vorüber, immer in hellster Sonne, fuhr man Baden zu. Mit wundernden Augen ließ sie sich die Zärtlichkeiten gefallen, die der Gröger nunmehr wie aus seinem Recht und unverhohlen ihr gegenüber übte. Das alles bestand ja nicht in Wirklichkeit und mußte verrinnen. Dann wieder, wie in Angst, es könnte doch nur geträumt sein, gab sie sich leidenschaftlicher, als ihr war.

Stolze Villen, mit prächtigen, schon ganz bestellten Gärten davor. Ein sehr lebendiger Verkehr. Sie richtete sich stracks auf; lehnte sich in ihre Ecke; saß ganz vornehm da. Dies gehörte eben alles zusammen.

Umsonst aber versuchte der Gröger, sie zu bereden, auch noch den Sonntag mit ihm zu verbringen. Sie müsse heim. Für diesen einen Tag könne man sich herausschwindeln. Für mehr nicht. „Einmal ist keinmal, Peterl, gelt?“ Und sie lächelte eigen.

Immer hoffte sie dabei, er werde sie nicht allein

reisen lassen. Sie heimzubegleiten, fiel ihm wieder nicht ein. Er hatte sein Programm für diese beiden Tage nun einmal festgestellt. Traurig und ihm selbst unangenehm genug, wenn sie's nicht ganz teilen wollte, mit der gemeinsam es soviel hübscher gewesen wäre. Sich's zerrütten aber ließ er darum nicht. Er löste ihr die Karte nach Wien, zweiter Klasse natürlich. Denn er wußte, was sich gehört. Noch ein hastiger Abschied, mit vorsichtig geflüsterten Worten, als lausche wer im Gedränge; noch ein Winken. Und allein und in allerhand Gedanken und dennoch zu erfüllt von dem, was gewesen war, um jemanden zu vermissen, fuhr die Linnerl zurück.

Um sie war die lärmende Lustigkeit nicht allein von der Sonne trunkener Ausflügler; in ihr ihr erstes Geheimnis. Sie stand auf der Plattform des Wagens und sah hinüber zur dritten Klasse. Da spielte ein weinseliger Geselle die Ziehharmonika. An einem breiten grünen Band hatte er sie um den Leib gebunden und fingerte mit dümmelndem Gesicht daran herum. Ein anderer, oftmals schluckend, sang dazu ein albernes und schmachtendes Lied. Erhitzte Weibergesichter mit zausigem Haar. Völlig bildhaft, mit einer unerhörten Deutlichkeit, als könne sie's nie und nimmer vergessen und immer wieder aus sich beschwören, stand alles vor ihr.

Ihr war das Weinen nahe genug. Als hätte sie einen Höhepunkt ihres Lebens überklommen, und nichts stünde mehr vor ihr, das sich ihm überhaupt noch vergleichen könne.

Wortkarg und sehr abgespannt kam sie heim. Ein

flüchtiger Gruß mit der Rosel, damit sie die gesehen habe. Dann, recht abgemattet und wie vor einer schweren Krankheit, ging sie zu Bette. Das war doch das Beste, jeder Erörterung und allen Nachfragen auszuweichen, die sonst möglich waren.

Der Sonntag aber sah Herrn Peter Gröger emsig der so gesunden Bewegung des Spazierengehens obliegen. Er bestieg einen nahen und nicht zu anstrengenden Berg — denn er mißbilligte jedes Ferentum — war sehr vergnügt und von sich erfüllter denn je. Das war doch zu allerliebst gewesen! Den Horaz hatte er allerdings nicht mitnehmen können. Aber, das ließ sich sonst schon noch nachholen. Ein versäumter Tag war am Ende kein Unglück. Versäumt? Peter Gröger schmunzelte dennoch, da er längst schon in Amt und Würden stand, gedachte er nochmals seiner, an Christi Himmelfahrt zu Heiligenkreuz.

Drittes Kapitel

In der Felberergasse

In unserer Stadt herrscht ein ziemlicher Verbrauch von Berühmtheiten.

Ein jedes Jahr erzeugt bei ihrer zahlreichen und ehrgeizigen Bevölkerung mehr davon, als zum Beispiel im gleichen Zeitraum neue Gassen eröffnet werden.

So muß denn manchmal eine schreckliche Musterung gehalten werden. Deren Verdienste zu vergäng-

lich waren, deren Werke nicht beständig genug, um sich trotz Wandels der Tage und ihrer Ansichten zu behaupten, die haben den neuen, den Männern von heute, Raum zu machen. Also bleiben wir immer auf dem Laufenden über die Leistungen unserer Mitbürger, und es gilt das Recht des Stärkeren auch über die Gräber hinaus.

Nirgends aber läßt sich der Ruhm eindringlicher verewigen und verkündigen, als von den Straßenecken her.

Da springt einem der Name des Würdigen höchst augenfällig entgegen. Von allen Häusern grüßt er, manchmal so hoch, daß es Anstrengung kostet, ihn zu entziffern. Ein Heimischer kennt sich so aus, und es den Zugereisten bequem zu machen, liegt doch kein Grund vor. Epper ja? Er geleitet einen ein gutes Stück Weges, das, beinahe nach Bedeutsamkeit des zu Ehrenden, länger oder kürzer ist. Man gewinnt Zeit, sich ihn einzuprägen und still und beschaulich darüber zu sinnen, was er wohl an Vorbildlichem vollbracht. Nebenbei bemerkt: das kostet hier und da ein ansehnliches Kopfzerbrechen. Es schärft somit den Verstand, beschäftigt das Gedächtnis und läßt in währender Wanderung keinerlei Langeweile aufkommen.

Was Adam Mayer vollbracht, das lag für dieses Geschlecht erheblich zurück. Was er gewonnen und erworben, das hatten unkluge Erben vertan und vergeudet. Es bestand somit keinerlei Anlaß mehr, sein Andenken hochzuhalten. Dagegen hatte sich Herr Felberer im gleichen Bezirk als erfüllt von Gemein-

geist und der löblichen Hingabe an die Angelegenheiten der schönen und vielbesungenen Vaterstadt bekundet. Ihm also, nach einem allzufrühen und im Interesse der Allgemeinheit nicht genug zu beklagenden Hinscheiden, ihm wurde die Adam-Mayer-Gasse, und damit ein Endchen nur vom Wechsel der Gemeinderatsmehrheiten begrenzter Unsterblichkeit zugeschrieben.

Der Beschluß des Stadtrats traf Franz Mayer im tiefsten. Umsonst hatte er seine Freunde in der herrschenden Partei beschworen, ihm dies zu ersparen. Ja, wer war er denn, was vermochte er, daß man auf ihn hören sollte? Ein abgetaner Statist. Stärkere Rücksichten und Erwägungen siegten, und er war um eine böse Enttäuschung reicher. Auch das letzte war ausgetilgt, das an die große Rolle erinnerte, die seinem Geschlechte vordem beschieden gewesen.

Seine Vereine freuten ihn nicht mehr. Er traute sich kaum noch heim. Mit niedergeschlagenen Augen, mit sich selber heftig redend, schlich er durch seine Gasse. An allen Ecken schien ihm seine Demütigung zu stehen und Wache zu halten ob der Einfahrt seines Hauses. Und eine tiefe, doch wehrlose Zornigkeit gegen sich, die Herrschenden und vor allem das Schicksal war in ihm. Er konnte in ein stumpfsinniges Schluchzen ausbrechen, gedachte er dessen, was man ihm hinterrücks angetan.

Die Frau achtete nicht mehr darauf oder auf sein Treiben. Ins Herz getroffen fühlte sie sich auch; aber sie zeigte es nicht. Die Linnerl war zu versunken in ihr junges Glück, als daß sie sich um den Vater groß hätte kümmern mögen. Es war ja nicht viel, was sie

genoß. Und dennoch war es mehr, als sie je zuvor gehabt hatte: ein Spaziergang im Prater, Blumen am Gürtel, denn Peter Gröger sah sie gerne schmuck und war nicht wenig stolz auf seine Geliebte, mit der man sich so gut sehen lassen konnte. Hernach sich wo niedersetzen und gute Musik genießen, die sie so liebte. Einmal in der Zeit, denn das kam teuer, ein Abend im Burgtheater, der sie immer mächtig erregte und ihren Gedanken auf Wochen hinaus Nahrung gab. Sie faßte so erstaunlich rasch und immer den Kern der Dinge. Und dabei war sie stets bescheiden und in ihrer Liebenswürdigkeit immer gleich.

Kam Adam einmal nach Hause, dann schlich eine arge Verstörung durch sämtliche Stuben.

Beim Militär hielt er sich allerdings nach wie vor gut. Für den Zwang aber, der auf ihm lag, und den er mit jedem Tage unwilliger ertrug, rächte er sich daheim. Kein Besuch mehr ohne häßliche Auseinandersetzungen, ohne Vorwürfe von einer erschreckenden Gemeinheit.

Immer ging es ums Geld. Denn er brauchte dessen so entsetzlich viel. Da war die Marie, die sich ihn völlig unterworfen hatte. Er wußte, wie nichtsnutzig das Frauenzimmer sei, daß sie ihn betrog mit dem ersten besten, der ihr in die Augen stach oder einen ihrer Wünsche erfüllte, sich immer wie die rechte Soldatendirne benahm. Aber gerade dadurch hatte sie's ihm angetan. Auf ihn wirkte ihre Schamlosigkeit wie ein immer neuer und unbesieglicher Reiz. Denn wie sie war, so war sie durch ihn geworden; der erste war er gewesen und wollte der Bevorzugte sein und bleiben.

Sie verhehlten nicht mehr, wie sie miteinander standen. Während Mutter und Schwester im Nebenzimmer saßen, taten sie breit und fessellos ihre abscheulichen Zänkereien ab, oder feierten sie ihre Versöhnungen. Er konnte nicht mehr los von ihr. Und der zügellose Lebenswandel, dem sie sich ergeben, vermochte nichts über sie und ihre robuste Schönheit: er war wohl der Richtige für sie. Nach der tollsten Nacht, durchschwärmt und durchjubelt bis zur letzten Neige, war sie zur Arbeit munter und versah in ihrem Dienst nicht das mindeste. Denn eine unerhörte Lebenskraft war in ihr.

Er war wieder einmal dagewesen, Geld heischen. Denn er hatte „über die Zeit", und sie wollte tanzen gehen und hatte ihm rund heraus erklärt, käme er nicht mit, so wisse sie sich schon wen andern.

Der Mutter hatte er schwer genug einen Gulden abgepreßt. Mehr hatte sie offenbar nicht, sonst hätte sie's ihm sicherlich gegeben. Denn an diesem Nachmittag war ihr eine starke Furcht vor dem wüsten Burschen gekommen, der offenbar zu allem fähig war. So verwildert sah er aus, die schwarzen Haare tief in die Stirn gekämmt, die Augen tückisch und hitzig und mit so hartem, unbewußtem Griff langte er immer wieder nach dem Seitengewehr.

Sie atmete auf, als der Vater, ihr seit Jahren zum erstenmal gelegen, erschien. Es kam zu neuen, zwecklosen Zänkereien. Der Alte hatte nichts, gar nichts. Der Adam sollte dort hingehen, wo was zu holen sei, statt immer wieder armen Leuten im Sack zu liegen und sie auszuziehn. Im dritten Stock, da

gibt's was! Und er verfiel wieder in sein unflätiges Schimpfen über die Großmutter.

Frau Kathi Mayer erschrak: „Was redst du da, Franz?"

Er aber ließ nicht ab. Ja, jetzt werde man ihnen bald das Haus verkaufen überm Kopf. Als Bettelleut' müßten sie von dannen gehen. Sie aber, ja, die sitzt warm und weich, und der kann schon gar nichts geschehen. Alles um sie haust ab durch die Schuld ihrer Erbarmungslosigkeit und Selbstsucht; ihr kann man nicht zu. Eine Lektion wenn sie bekäme! So einen richtigen Deuter! Er wünschte gewiß keinem Menschen auf der Welt etwas Böses. Aber der gebühre es nicht anders, dem alten, schlechten Luder, das vor lauter Boshaftigkeit nicht stirbt und immer nur auf sich und sonst gar nichts gedacht habe.

„Und die Rosi, Mann?"

Ja, da hätte sie freilich in den Sack gegriffen. Aber warum? Aus Güte? O nein, nur um ihn zu ärgern und ihm zu zeigen, nicht einmal in seinem eigenen Hause gelte sein Wille etwas, und sie könne, wenn es ihr paßt, Gottes Verheißung umstoßen, nur weil sie ein Geld hat. Damit hätte sie ihm schon gar nicht kommen sollen. Als ob das nicht schon ohnedies genug an ihm fräße, sähe er diese Person mit ihre Bälger nur im Hofe. Eben, daß sie nicht hinter ihm herspotten, eben nur das. Just vor die Nase, damit er keinen Bissen mehr in Ruhe essen könne, habe man sie ihm hingesetzt. Aber, das werde auch noch einmal was geben. Bei seiner Seele und Seligkeit!

Der Adam hatte genug. Das führte zu nichts,

und das kannte er schon auswendig. Und dennoch war ihm diesmal, als hätte jedes Wort eine neue und eindringliche Bedeutung, als schlüge es lichtscheue Wurzeln in ihm.

Er ging. Ohne Gruß schmetterte er die Türe hinter sich zu. Nur der Marie sagte er noch, sie solle sich bereithalten. Die Alten möchten machen, was ihnen gefiele. Getanzt werde unter allen Umständen. „Weil wir noch jung und hellauf sind, was Mariedel?" Es lag eine lästerliche Frechheit darin.

Wohin aber oder was zunächst unternehmen? Er fühlte das Bedürfnis, mit seinen Gedanken ganz allein zu sein.

Er ging zum Greißler. Einen Augenblick hoffte er, da ein Darlehen zu gewinnen. Aber damit war es sicher nichts, seitdem die Mutter selber aufschreiben lassen mußte.

Wortkarg und brütend saß er da. Und die Greißlermädeln, die ihm aus alter Anhänglichkeit Gesellschaft leisten wollten, erkannten ihn kaum wieder. So unwirsch war er gegen sie doch niemals gewesen.

Immer von neuem ließ er den einen Gulden auf die Tischplatte fallen oder ihn kreiseln. Er wollte kein Licht. Da sie ihn nach gewohnter Weise aufzumuntern suchten, schnitt er eine gräßliche Fratze, daß es selbst der sanften Marie zuviel ward, und sie den schiechen Kerl endlich sich selber überließ.

Er wollte in seinen Grübeleien durchaus nicht gestört sein. Und sie waren von der Art, daß ihm auch das vertrauteste Gesicht unleidlich ward.

Denn wohin sich wenden oder wie das auftreiben,

was beschafft werden mußte, sollte es nicht ein wahrhaftiges Unglück setzen?

Die Kathi? Ja, die saß warm, wacherlwarm. Und sie hatte manchesmal geholfen. Das ließ sich nicht leugnen. Denn er hatte viel Geld verbraucht und vertan in dieser Zeit.

Es war aber schwer, bei ihr vorzukommen. Ordentlich melden lassen mußte man sich. Und oftmals hatte sie feinen Besuch, und man kam ihr ungelegen. Und sie schämte sich dann des Bruders, der am Ende doch nur Feldwebel war, und, wie aus einer geheimen Rivalität, sie haßte die Marie, die ordinäre Person, immer noch.

Da hatte er so ziemlich ausgespielt Wenn die überhaupt noch einem von ihnen was zusteckte, so war es der Alte, der dafür hinter ihrem Rücken jämmerlich auf sie schimpfte. Ja, wo hatte der Adam nicht schon ausgespielt? Doch eigentlich nur bei einer einzigen noch nicht, und die wollt' er denn auch nicht fahren lassen, es koste, was immer.

Und die Alten, immer die Alten!

Nicht zum glauben, wo sie einem alles im Weg standen und der Jugend Licht und Luft nahmen. Er tat einen grimmigen Fluch, so laut aus seinen Gedanken, daß die Mädeln, die im Gewölb immer noch auf eine gnädigere Laune hofften, eilfertig nach seinen Wünschen fragten. Daß sie zum Teufel gingen! Sonst begehre er in aller Ewigkeit nichts mehr von ihnen. Sie entfernten sich gekränkt und endgültig.

Oder die Rosi? Gut. Die hatte Geld, massenhaft Geld. Man sprach allgemein davon, wieviel sie Jahr

um Jahr erübrigten und der Sparkasse gaben, damit es weiter wuchere. Aber kein Herz für den einzigen Bruder hatte sie. Und sie gab gewiß freiwillig nicht einen luckerten Kreuzer her. Denn sie war geizig geworden, und die beiden Menschen scharrten und rackerten, als wäre man sonst zu wirklich nichts auf der Welt. Im Bösen aber? Sie war doch nie allein, daß man ihr hätt' einen nützlichen Schrecken einjagen können, wozu sich der Adam sonst ganz gern getraut hätte. Da waren handfeste Gesellen, die der Meisterin auf jeden Quietscher zu Gebote standen, und zu Abend saß der Lümmel, der Navratil, mit seinen groben Tischlerfäusten sicherlich zu Hause, und sie gähnten sich an aus Müdigkeit und Langeweile. Da war nichts zu machen. Nirgends im Guten. Wie ekelhaft das nur war! Er spie vor sich hin.

Damit aber kam man nicht weiter.

Erst wollt' er schuldig bleiben. Aber die Greißlerin war ganz ausnahmsweise zudringlich, und der eine Gulden half ihm ja doch nichts. Er zahlte, schnallte sein Seitengewehr vorschriftsmäßig fest und trat völlig gedankenlos in den Hof, der zu veröden begann. Denn es war sehr dunstig, und die Kühle kroch über den Boden.

Es schien ihm durch den Nebel, als sähe er die Dienstmagd der Ahne fortgehen. Und dieses setzte er sich als Zeichen: war die alte Frau allein, so wollt' er ihr sein Anliegen vorbringen; wo nicht, wieder umkehren. Denn es zog ihn.

Ein Schüttelfrost schlug seine Zähne zusammen, gedacht' er, was geschah, wenn er sich auf keine Weise

Geld verschaffen konnte. Das mußte verhütet sein. Und was war dabei, wenn er die Ahne darum anging, die dessen hatte, genug hatte, während er sich anders in keiner Weise zu helfen wußte?

Er spähte aufwärts. Noch braunte nirgend ein Licht, und langsam stieg er die drei Treppen empor.

Wie ausgestorben war doch das Haus. Niemand auf den Gängen, da sich sonst Kinder tummelten und riefen.

Er stand vor der Tür der Alten. Mit einem kräftigen Ruck zog er die Klingel.

Ein dünnes Greisenstimmchen: „Wer ist's?"

Die eigene Stimme kam ihm fremd vor. Er wußte nicht, wie's ihm einfiel: „Ein armer Mann tät' schön bitten . . ."

Die Tür ward halb geöffnet. Er drängte sich mit einem Ruck durch den Spalt. Sie erkannte ihn und erschrak: „Jessas, der Adam!"

Sie durfte nicht schreien. Etwas Fremdes war in ihm, handelte, bestimmte immer das Zweckmäßige. Und so neigte er sich ihr zu und flüsterte sehr heiser: „Die Ahndel muß net erschrecken. Ich kumm' wegen der Linnerl . . ."

„Wegen der Linnerl?" Sie musterte ihn argwöhnisch. Aber schon hatte er die Tür geschlossen und stand so, daß er ihr den Ausgang sperrte. „Aber warum kommt sie net selber?"

„Ja, wegen der Linnerl. Und selber kommt sie net, weil sie sich net traut . . ."

„Das lügt der Adam . . ."

Seine Rechte fingerte nervös an seinem Seiten-

gewehr: „Einen Lügner müßt' mich die Ahndel just net heißen. Die Linnerl traut sich net. Und schreien sollt' die Ahndel net. Es braucht's net, daß das ganze Haus weiß, da davon wir reden."

Sie bereute beinahe, daß sie eine Regung von Furcht gewahren lassen. Wer konnte ihr anwollen? Und ganz strack schritt sie voraus. „So komm! Die Tür laßt mir offen!"

Er folgte. Sie entzündete die Lampe. „Wär' just net not, daß die Frau Ahndel ein Licht macht."

„Gar so insgeheim haben wir zwa nix miteinander."

„Kann man nie net wissen," er schnaufte schwer und keuchend und schloß vorsichtig und dennoch jäh die Tür.

„Die Tür bleibt offen."

„Hab' ich's halt vergessen, und jetzt ist's zu." Er stand immer auf der Lauer, immer so, daß er ihr den Ausgang sperrte.

„Und was willst? Was ist's mit der Linnerl?" So dünn war ihr Stimmchen! Ein Zirpen, das ihm dennoch immer stärker auf die Nerven ging, so herrisch und so voll gehässigen Mißtrauens war es, und so scharf lugten die vor Alter farblosen Augen zu ihm herüber.

„Ja, was soll's mit der Linnerl sein?" Er drehte seine Mütze hin und her.

„Hast deine eigene Lug' schon vergessen? Oder was stehst da wie der Bettelmann, wenn er sein Gesätzel net weiß?"

Er versuchte zu lachen, aber er brachte nur ein

häßliches Grinsen zuwege, vor dem es einem grausen konnte: „Geht mir a net viel anders."

Es war ihr ganz recht, daß er so zögerte. Vielleicht kam inzwischen die Magd zurück, obzwar sie, nach ihren Jahren, sehr langsam war und wie immer an Samstagabenden eine Menge von Besorgungen hatte. Und dennoch ging ihr dies Zusammensein zu sehr wider den Strich, als daß sie's für die Dauer ertragen konnte. „Also: was willst eigentlich? Nir Gutes gewiß net!"

„Ja, warum denkt denn die Ahndel eigentlich so von mir? Was hab' ich denn der Ahndel tan?" demütelte er.

„Laß mich aus! Wann hast denn schon was Gutes wollen? Und warum wärst denn sonst mit einer Lugen zu mir kommen?"

„Man hilft sich halt, wie man kann," orakelte der Adam.

„Also, wird's amal? Was willst?"

„Um ein Geld möcht' ich die Frau Ahndel schön gebeten haben. Nur um ein bisserl ein Geld . . . Ich tät's soviel nötig gebrauchen . . ." Das hatte wieder der andere aus ihm gesprochen.

„Kein' Kreuzer kriegst."

„Dasselbe hätt' ich von der Frau Ahndel schon oftmals bekommen. Ausnahmsweis' schenkt sie mir vielleicht was anderes, wenn ich s' recht schön bitten tu'. Ich tät's gar so sehr brauchen."

„Net einmal ein' Kreuzer, wie ei'm Bettelmann."

„Das sollet sich die Ahndel überlegen. Meiner Seel' und Gott: ich weiß mir net anders zu helfen. Und

man kann nie net wissen, was ein Mensch in der Desperation tut." Schon klang eine böse und tückische Drohung durch die Bitte.

Das reizte sie. Derlei hatte sie nie vertragen. „Schau, daß du weiterkommst. Für dich hab' ich net ein luckerten Kreuzer. Ich hab' mein Geld net dazu, damit man's versauft und vermenschert."

„Ahndel!" Aber er bezwang sich noch. „Aber der Rosi hat die Frau Ahndel geholfen. Der Linnerl tät' sie helfen, wenn's die brauchen möcht'. Warum mir net? Just mir net? Bin ich was anderes zu der Ahndel, wie die?"

„Weil dir in Ewigkeit net zum helfen ist."

„Und warum denn net, Ahndel?"

„Weil'st ein Fallot bist."

Ein besinnungsloses Röcheln der Wut. Eine Waffe, zum Stich gesenkt, in der Luft aufblitzend. Ein jäher Schritt zum Diwan, auf dem die alte Frau saß, ruckweise getan, mit steifen Knien, als risse etwas den Adam vorwärts ... „Adam ... A ..," Und Totenstille.

Der Adam fuhr zusammen. Ihm gegenüber saß etwas und regte sich nicht. Der Kopf war zurückgesunken in die Kissen; die Augen offen und verglast; der Unterkiefer weit geöffnet. Die Hände waren gekrümmt und standen so gräßlich von der Brust ab.

Er sah an sich nieder. Scheu; verhohlen. Es schüttelte ihn dabei. Kein Tropfen Blut war an ihm. Sein Seitengewehr war blank, und er atmete tief und dennoch hörbar stöhnend.

Alsdann riß er eine Geldlade auf, in der er ihre

Wertsachen vermutete. Etwas Geld, für seine Begriffe ein hoher Betrag, lag da. Er nahm eine Summe zu sich, die ihm für eine Zeit genügte, und ließ den größeren Rest zurück. Von den Schmucksachen, die herumlagen, nahm er nur zwei versteckte und wie vergessene Ringe. Er richtete alles nach Möglichkeit wieder her, wie es gewesen war, sorgfältigst, damit keinerlei Unordnung die fremde Hand offenbare, die eben erst hier gewühlt.

Das war besorgt und er in Sicherheit. Gesehen hatte ihn niemand. Er legte ihre Zeitung entfaltet vor sie hin, als sei ihr im Lesen etwas zugestoßen. Keine Gewalttat hatte sich begeben. Daß eine Frau in diesen Jahren einmal plötzlich auslöscht, das war nur natürlich und gab keinen Anlaß zum Verdacht.

Einmal noch faßte er nach seiner Waffe. Atemlos, sprungbereit, zum letzten entschlossen, die ganze Seele im Ohr, stand er hinter der Tür. Denn ihr näherte sich ein schlürfender Schritt. Ein Hüsteln erklang davor. Ein Zittern überlief den Adam und ließ seine ganze Gestalt schwingen. Er sah rot.

Das ging vorüber. Langsam, so unendlich langsam. Er harrte, eine Höllenerwartung für das Herz. Bis wieder die Totenstille ihn umgab, wie er sie noch nie gehört zu haben vermeinte. Alsdann, völlig ungesehen und unbeachtet, huschte er die Treppe herunter.

Alle Fenster des Hauses waren schon hell und blickten leuchtend in den tiefen Hof. Auch die der Rosi. Er drückte sich an ihnen vorüber, ohne das geringste Verlangen, einen Blick da hineinzutun.

In seiner Westentasche knisterte das Geld, wie er dessen soviel noch nie beisammen gehabt. Er langte danach, betastete und drückte es zärtlich und fühlte sich seltsam getröstet. Es war gut gegangen, und nix war geschehn.

Er tat einen grellen Pfiff, mit dem er die Marie zu rufen pflegte. Sie kam schon im Staat und hing sich in ihn ein.

Einige Schritte, und er blieb stehen und sah sich argwöhnisch um: „Geht da net wer hinter uns, han?“

„Wenn schon! Kannst das niemanden auf der Gassen verbieten, Tschapperl!“

„Ich mag's aber heut' net. Lassen wir ihn voraus.“

Wieder einige Schritte. „Wer steht denn dort?“

„Wer soll denn dort stehn? Halt ein Sicherheiterer.“

„So. So. Ein Sicherheiterer. Ich weiß net, mir ist heut' entrisch.“

„So geh in die Kasern' schlafen und laß mich aus.“

Er riß sie vorwärts. Wieder: „Ein Lamentabel wird's geben. Kann sein, jetzt schon.“

„Wo denn, Adamerl?“

„Halt irgendwo. Frag' net so dalkert. Komm lieber. Draht wird, Mariedel! Und wer dich heut' anschaut, den zermantschger' ich.“

„Na, na!“ äffte sie.

Es war völlig dunkle Nacht. Der sternlose Himmel hing tief und war graulich. Der Nebel brandelte. Ein klagender Wind, wie vorm ersten verfrühten

Schneefall raunte durch die Gassen, die sie durchschritten, und ließ die Gasflammen zucken, geistern und tanzen, wie verwunschene Seelen.

Viertes Kapitel

Adam Mayers Ausgang

Am äußersten Saume der Großstadt steht das Tanzlokal. Am Hügelabhang.

Dahinter dehnt sich freies Feld, zu schlechten Zeiten oftmals der Unterschlupf der Stammgäste. Denn hier ist ein beständiger und sehr merklicher Wandel der Vermögensverhältnisse; oftmals selbst über Nacht.

Zu anderen Malen ist es der Schauplatz wüster Szenen, die eine gnädige Nacht verhüllt. Schande und Verbrechen haben hier in öden Baracken, die man einmal zu irgend einem Zweck errichtet und abzubrechen vergessen die gemeinsame Schlummerstatt. Hilferufe manch einer, die man zuerst hierher gezerrt, bis sie sich später freiwillig da einfand, verhallen ungehört, ehe sie die nächsten, zerstreuten Häuser erreichen. Die Sicherheitswache scheut diesen Posten als gefährlich. Denn das Messer arbeitet flinker und sicherer als der Säbel.

Hierher zog es den Adam und die Marie.

Er legte sein Seitengewehr vorschriftsmäßig ab, und sie betraten den Tanzraum, der schon sehr gefüllt war.

Die Musik, von der Art, daß sie einem „am Geigendarm die Seele aus dem Leibe zieht", schrillte durch eine

schwüle und stickige Luft. Denn man tanzte, die Zigarre schief im Mundwinkel. Der süßliche Geruch schlechten Zigarettentabaks schlug durch, beklemmte, reizte zu einem unablässigen Hüsteln.

An den Wänden keinerlei Schmuck, wenn man nicht schlechte Ölfarbendrucke in blinden Goldrahmen oder gar großgedruckte Verordnungen mit sehr klaren Vorschriften, bestimmt, Zucht und Ordnung in dieser Gesellschaft zu erhalten, dafür gelten lassen wollte; da und dort ein Spiegel, damit die Mädchen einen Blick hineintun könnten. Der Boden voll von Zigarettenresten und Tabakstummeln.

Dienstmädchen, die schon so lange ohne Stellung waren, daß es wirklich kaum lohnte, sich erst wieder eine zu suchen, wo man es doch vor den ewigen Sekkaturen der Gnädigen nirgends aushalten konnte. Und endlich, es ging auch so. Verhungert war noch keine, und man genoß mindestens sein Leben, solange man jung und hübsch war. Was hernach kam? Wen ging's was an und wozu sich darüber Gedanken machen?

Die Burschen hatten freche Gesichter. Alle sahen, trotz ihrer Verlebtheit, jünger aus, als sie waren. Sehr viele waren von Blatternarben entstellt, „als hätte der Teufel auf ihnen Erbsen gedroschen". Alle trugen sie Spitznamen, die häßlich ans Rotwelsch anklangen und gern auf irgendein Gebrechen deuteten. Und sie waren sämtlich heiser vom vielen Biertrinken und dem häufigen Nächtigen im Freien.

Tanzen aber konnten sie allesamt meisterlich. Es war Schwung und Leidenschaft in jeder Bewegung,

wie sich's gar nicht erlernen läßt. Ein Reizmittel, unwiderstehlich, das jeden Nerv in ihnen aufpeitschte, war die Musik und der freche, triviale Rhythmus, mit dem hier jede Weise heruntergehudelt und zum Gassenhauer verzerrt wurde. Denn jedes Tempo ist diesen hastigen Füßen immer noch zu langsam.

Man ließ sich zu essen und zu trinken geben. Das Beste, was dieses Haus vermochte. Der Adam knauserte nicht. Nur keinen rechten Hunger hatte er. Desto gieriger trank er in sich hinein und blickte mit heißen Augen in dieses Gewühl, um das die Leidenschaften dampften, ohne die fahlen Wangen der Männer röten zu können.

Hier war er König. Hier galt er immer noch. Er drückte den Arm der Marie so heftig, daß es ihr beinahe wehe tat, und neigte sich immer näher zu ihr. Sie lächelte dazu; breit, frech, ihrer selbst und ihrer Sache sicher.

Er war den Abend sehr wortkarg. Manchmal sprudelte es aus ihm; unsinnig, eben nur Worte wie aus dem hohlen Faß. Die Marie täuschte er damit nicht, und sie wußte nur nicht, was sich in der kurzen Weile mit ihm begeben haben könne, die man einander nicht gesehen. Hernach versank er wieder in sein dumpfes Stillschweigen, das ihn befiel, ohne daß er es abschütteln konnte. Und eine innere Glut, stark, daß er besorgte, man müsse ihren Loderschein merken, stieg ihm bis an die Ohren.

Er war anders als sonst. So schwer aufzumuntern war er. Und so voll geheimer Boshaftigkeiten. Das sah die Marie wohl, und sie wurde ärgerlich. Denn

man war nicht hierhergekommen, um sich auszulangweilen oder damit man einander anschmachte. Sie stieß ihn fordernd an. Er schrak auf und stierte bösartig nach ihr.

Zu den beiden gesellte sich der Pepi. Er war aufgetaucht, ganz plötzlich, und nahm an ihrem Tische Platz, als stünde ihm das Recht unbestritten zu, legte sich vor, bediente sich sehr ungescheut und schwatzte erschrecklich viel und wie eine Elster durcheinander. Hatte ihn wer bestellt? Der Adam mußt' es denken. In ihm selber aber war immer noch ein lähmender Stumpfsinn. Alle seine Schlagfertigkeit schien von ihm gewichen. Er lachte zu den Witzen des Genossen, gröhlend, ohne zu wissen worüber, an den unpassendsten Stellen, ohne daß ihm eine Entgegnung einfiel. Was der nur zusammengagazte! Und wie gierig ihm das Mädel horchte! Nur ein großer Haß gegen den Schmarotzer, der sich's da wieder auf seine Kosten gut geschehen ließ und sich dabei nicht einmal entblödete, unter seinen Augen mit seinem Mädel zu scharmieren, war in ihm und suchte unbeholfen nach einem Anlaß, deutlich zu werden. Aber es war heut' über dem, was immer er unternahm, wie ein Druck, der immer ärger wurde.

Er blickte, eine Ablenkung suchend, in das Gewühl. Das schob sich schwindelig und verwirrend durcheinander. Alle möglichen Haarfarben leuchteten; auch Grauhaarige suchten hier noch ihre Lust und wurden begehrt. Manche tanzten gar im Kopftüchel, und einer anderen brandrote Flechten flammten frech und fordernd vor.

Der harte Akzent der Tschechin; das Lispeln der Polin; echtwienerische Gurgellaute durcheinander. Johlen und Kreischen aus Brüsten, welche die Luft zu sprengen drohte. Dröhnendes Lachen und gurrendes Kichern; schweres, beabsichtigtes Stampfen auf den Boden, daß die Stube zu zittern schien; ein tierisch-wilder Juchezer, der die schwüle und schwelende Luft zerriß. Paare, die verschwinden; neue, die in den Reigen treten, der sich ununterbrochen, endlos, immer wiegend und taumelig dahinzieht.

Er merkte gar nicht, daß die Marie von seiner Seite verschwunden war. Über ein Weilchen kam sie, schnell atmend wieder. Pepi geleitete sie sehr ritterlich zu ihrem Platz. Adam fuhr auf: „Schmarotzer! Willst leicht da auch schmarotzen?"

Die Marie maulte. „Du tust ja nix dergleichen!" Er beruhigte sich und trank.

Es war aber ein böser Tropfen in seinem Glase. Er empörte das ohnehin hitzige Blut des Adam. Ohnedies war er in einer Stimmung, die er an sich noch nicht kannte: im höchsten Grade schreckhaft und wieder argwöhnisch; erfüllt von einem Wunsch nach übermäßiger Lustbarkeit und in sich dumpf und irgendwohin horchend. Er hatte das Gefühl, die Beine würden ihn nicht tragen. „Ja, die drei Stöck'!" murmelte er und sah um sich, ganz erschrocken, ob ihn nicht vielleicht einer gehört habe. Wenn schon! Wer wußte denn, was ihm in diesen Worten lag?

„Tanzen wir eins!" Er erhob sich schwerfällig. Aber alle seine Müdigkeit und Beklommenheit war verflogen, da er antrat. Ja, das konnt' er wie keiner!

Wie er die Marie nun zierlich und ritterlich nur mit einer Hand führte, deren Leitung dennoch unwiderstehlich war, sie nun wieder mit beiden Armen an sich riß und sie in immer schnellerem, ja schamlosem Rhythmus schwenkte, sich zu ihr neigte, daß der heiße und fliegende Odem ihres Mundes ihm über die Schläfen hauchte, und wie er sich dann wieder abkehrte von ihr — da kam ihm keiner unter diesen behenden und verwogenen Gesellen gleich.

Er wußte das wohl und berauschte sich daran. Zu immer kühneren Figuren. Er konnte gar nicht müde werden. Es war eine Freude ihm zuzusehen. Die Marie, die doch etwas aushielt, spürte, wie ihr die Knie zu zittern begannen, wie ihr Herz schlug, daß sie schier keinen Atem mehr bekam. „Auslassen!" ganz schwach. Er entließ sie mit einem triumphierenden Blick und einem gellenden Aufschrei der Lust, nahm sich die Rothaarige und raste mit ihr weiter, unbändig, rastlos wie ein rechter losgelassener Teufel. Kam er aber an der Marie vorüber, dann neigte er sich immer wieder zu ihr: „Hast genug, Mariedel?" und verschlang sie mit begehrlichen Blicken.

Endlich hatte auch er genug. Mitten im Tanz blieb er stehen, sank auf seinen Stuhl, füllte sich seinen Stutzen und leerte ihn mit einem Zuge.

„Noch ein' Wein! Aber einen bessern möcht' ich!" befahl er.

Eine unendliche Hellhörigkeit war in ihm. Durch all den Trubel meinte er jedes Wispern zu vernehmen und deuten zu können; jedes Summen und Sausen der Gasflammen. Und wider Willen mußte er auf alles

horchen. Als wäre jeder Laut wichtig und enthielte irgendeinen geheimen Bezug auf ihn, den er sich nicht entgehen lassen dürfe.

Die Marie hatte sich verschnauft. Sie tanzte mit dem Pepi. Ja, das Verreckerl hielt nicht viel aus, dachte der Adam hämisch, da sie ein anderer nahm. Mit einer immer gleichen, unauslöschlichen Begierde folgte er ihrer Gestalt durch alle Verschlingungen des Tanzes und dennoch wieder mit einem tiefen Mißtrauen. Denn sie war schlecht, in die Seele hinein schlecht war sie ja doch.

Halt, so paßten sie zusammen, mußte er sich denken. Und es schüttelte ihn dabei wie aus einem starken Widerwillen, gegen den man nichts vermag.

„Jetzt ist's genug," befahl er hart. „Da schmeißt dich nieder und trinkst."

Sie gehorchte unwillig genug: „Nachher könntest aber auch ein wengerl unterhaltlicher sein."

„'s ist mir net danach," knurrte er mürrisch.

„Dann laß mir meinen Spaß."

„Na!" Das kam sehr hart und stockisch. „Da bleibst und trinkst eins mit mir. Nachher wird pünktlich gegangen."

„Es verlangt sich mir aber no gar net."

„Aber mir will sich's!" Und sein Blick war so, daß selbst sie etwas wie Scham und Furcht in sich erwachen fühlte. Und sie kannte auch den Ton, und sie wußte: klang der einmal so, so war Widerstand gefährlich.

Der Pepi kam wieder. Er drängelte sich an die Marie und wollte sich einschenken. Adam zog mit einem bösen Fluch die Flasche weg.

„Was hast denn heut' nur wieder, Adam?"

„Gefressen hab' ich dich. Schleich dich! Aber schleunig."

„Du bist heut net schlecht grob," maulte die Marie und lächelte ein Lächeln nach dem Pepi, von dem der Adam fühlte, es könnte ihn den letzten Rest seiner Besonnenheit und einem andern das Leben kosten. Aber er hielt noch an sich, empfand aber freilich dabei, wie alle Stränge seiner Selbstbeherrschung krachten und zu reißen drohten.

„Ja. Du bist heut' net schlecht grob," echote der Pepi, der mutiger ward, weil er sich in so mächtigem Schutz sah. „Wegen ei'm Tröpferl Wein!"

„Beehrst halt wem andern!" Adam erhob sich mit bedrohlich funkelndem Auge. „Gegangen wird. Wirtshaus! Zahlen!"

„Gehst wirklich schon, Adamerl?" schmeichelte die Marie.

„Ich hab's gesagt, und ich mein's. Die Gesellschaft stiert mir's." Er sagte die Zeche an, die ziemlich ins Geld ging. „Garderobe für die Fräulein!" Und er warf noch eine Krone hin.

„Bleibst vielleicht net noch ein wengerl? Mir zu lieb?"

„Na. Net einen Augenblick mehr."

„Und warum denn, Adamerl?"

„Weil ich's satt und gefressen hab'. Alles. Verstehst? Han?"

Der Pepi half dem Fräulein Marie in ihre Jacke. Was der Bursche sich heut überhaupt besonders dabei für Vertraulichkeiten herausnahm! Er fingerte

ihr doch ordentlich am Halse, und sie schloß die Augen wie eine Katze, die man strählt. Dem Adam kam's wie ein Koller: „Das Madel laßt aus, du Wurstel."

Die Marie begütigte: „Wenn du net hilfst? Und er hat überdem net einmal was Unrechtes tan."

„Das 'a no? Und gar vor meiner am End'? Geh!" Und der Adam lachte grimmig.

„Ich weiß net, wie du heut' bist," meinte der Pepi gekränkt. „Immer willst wem an. Da könnt' man rein auf Gedanken kommen."

„Wär' dir gar nützlich, kämst einmal auf so was. Aber behalt sie nachher für dich, hörst? Ich bin net neugierig. Und ich bin halt so, wie ich bin. Allo marsch!"

„Just net. Ich bleib' just da," entschied die Marie, nun ernstlich gekränkt, und setzte sich trutzig nieder. „So 'rumschaffen laß ich net mit mir. Dahier bin ich kein Dienstbot'. Ich find' schon noch Gesellschaft."

„Gehst mit? Obst mit gehst?" Der Adam zischte förmlich und riß die Marie heftig am Arm.

„Obst loslassen wirst? Du zerreißt mir mei' Jacken." Sie knöpfte sie langsam wieder auf und sah gereizt und herausfordernd nach ihm.

„Wenn die Fräulein Marie aber dableiben will?" mengte sich der Pepi ritterlich und seine Zeit witternd ein.

Adam fuhr ihn an: „Maul halten! Oder du fangst eine."

Man merkte schon, was sich da entspann. Man war neugierig geworden. Sitzende erhoben sich und warfen spitze Reden darein mit jener Freude am Schüren

fremden Haders, die allgemein menschlich ist. Ein Kreis bildete sich um sie. „Gleich werden s' raffen," krähte ein dünnes Stimmchen, noch atemlos vom Tanz und in der Erwartung eines neuen Vergnügens. Der Reigen ging weiter, ließ die häßliche Luft erzittern. Der Pepi fühlte sich durch die Zuschauerschaft befeuert, verpflichtet, die allgemeine Erwartung in seine Schneidigkeit zu rechtfertigen. Viel konnte ihm doch nicht geschehen. Und so sah er dem andern so fest ins Auge, als er's vor alter Scheu nur irgend konnte. „Red' net so frech daher," entgegnete er, „oder ich drück' dir eine an."

Adam zuckte hochmütig die Achseln. „Abfahren, sag' ich, Wurstel!"

Pepi wurde immer mutiger, als der andere nicht gleich zu Tätlichkeiten überging. Und eine Unterredung, die nun schon lange Jahre hinter ihnen lag, fiel ihm ein. Damals hate er sich von einem Mädel wegschrecken lassen, das ihm gut gefiel, nur weil es sein Kamerad wollte; aber eben damals hatte doch auch der Adam gesagt, er hätte eigentlich keinen Mut und er glaube, wenn ihm einer dreist entgegenträte, so würde er sich an den nicht trauen. War nicht vielleicht der Augenblick gekommen, ihm manche Demütigung, geschluckt im Laufe der Jahre, heimzuzahlen? Ihm vor seiner Geliebten zu zeigen, daß man sich vor ihm und seinem Maul nicht fürchte? „Selber abfahren, Fallot . . ."

Ein Aufschrei. Sinnlos stürzte der Adam vorwärts. Er schlug wie ein Wütender: „Zweimal in einem Tag Fallot? Dös ist zuviel. Hin mußt

werden. Hin und auf der Stell', Hundling, elendiger!"

Der Pepi suchte sich des Rasenden zu erwehren. Er wich, feige Tücke im Auge, das lauerte und lauerte. Und plötzlich — er wußte später nicht mehr, wie er sein Schnappmesser in die Hand bekommen und es geöffnet habe — blinkte etwas, stieß vorwärts. An etwas Hartem kam's an, bog sich, ging so glatt und mühelos weiter, drang tief in etwas. Der Adam stand still. Seine rechte Faust öffnete sich; die gespreizten Finger griffen in die Luft. Er bog sich nach rückwärts, ächzend, furchtbar ächzend: „Mir haben s' was tan," stöhnte er, roten Schaum vorm Mund. „Was tan haben s' mir. Ham möcht' ich. Ham." Und er stürzte nieder.

Das war mit einer unbegreiflichen Schnelle geschehen. Noch ehe einer der Polizeivertrauten seinen Adler aufstecken und einschreiten konnte.

„Patrull' . . ." Ein Schreckensruf. Die Tänzer zerstoben. Die Musik schrillte ab. Paare, die ganz versunken im süßen Taumel nichts gemerkt hatten, sahen sich verdutzt um.

Neben dem Adam hatte sich die Marie niedergeworfen. Sein Blut strömte vor, unhemmbar, ihr übers Kleid. Sie achtete nicht darauf. „Stirb mir net, Adamerl, mein Adamerl," jammerte sie in einem traurigen Diskant. Den Pepi hielten zwei Agenten mit eisernem Griff. Er dachte nicht an Widerstand. Er winselte nur eintönig, jämmerlich.

Der Arzt beugte sich über den Liegenden. „Stich ins Herz! Der Tod muß augenblicklich eingetreten sein."

„Wer weiß seine Leute?“

„Ich,“ stöhnte die Marie und erhob sich sehr mühselig und ganz in Tränen. „Ham möcht' er, hat er noch auf die letzt gesagt.“

Man hob ihn auf und trug ihn von dannen. Aus der Ferne, verschüchtert, sahen die anderen, scheu aus der Dunkelheit auftauchend, dem Zuge nach, der den letzten Adam Mayer aus der Adam-Mayer-Gasse entführte. Niemand gab ihm das Geleit, nur gefesselt der Freund, der ihn niedergestochen, nur die Dirne, um die er sein Leben vor der Zeit vertan.

Dann erloschen die Lichter. Der Tanz war zu Ende.

Fünftes Kapitel

Bahrrecht

Das Haus in der Felberergasse war voller Unruhe.

Noch hatte sich die Bewegung, hervorgerufen durch den Tod der alten Frau, nicht gelegt, noch schwirrten die tausend Vermutungen, die sich immer, und läge scheinbar gar kein Anlaß dafür vor, an eine solche Gelegenheit knüpfen, in der Luft, und schon meldete sich zunächst als Gerücht die Kunde vom Ausgang des Adam.

Es war aufgeflattert. Und man sprach da und dort davon. An seiner Möglichkeit zweifelte niemand; jeder wollte längst so etwas erwartet haben. Nur

zu denen, die es zunächst angegangen hätte, war noch keinerlei Post gedrungen. So zerstreute man sich diesen Tag wie jeden anderen und ging seine gesonderten Wege.

Allerdings fiel es der Frau Kathi Mayer auf, daß die Marie gar nicht heimgekommen war. So weit hatte sie die Frechheit doch noch nie getrieben, gleich über Nacht auszubleiben und der Frau alle Arbeit zu überlassen. Aber vielleicht war endlich so die Gelegenheit gekommen, sich der unleidlichen Person zu entledigen, mit der es auf die Dauer doch kein Auskommen mehr war.

Und dennoch sollte die Zeit kommen, Jahre, viele Jahre nachher, da sie selbst dieses Geschöpfes, so nichtsnutzig es war, mit einer Art Rührung denken mußte, als der einzigen, die ihrem verlorenen Kinde Liebe entgegengebracht, so gut sie eben Liebe verstand, die in seiner letzten Stunde neben ihm gekniet war, bestrebt, sein vorstürzend Herzblut zu hemmen. Denn keine Magie gleicht der Erinnerung.

Es fiel ihr ferner auf, daß die Greißlerin eine schnupfige Stimme hatte, als sie ihre wenigen Einkäufe bei ihr besorgte; williger und beflissener war, als sonst, und ersichtlich etwas erzählen wollte und an sich hielt; daß die Bekannten, denen sie begegnete, so gewiß verlegen waren und sie mit barmherzigen Augen betrachteten. Mochten sie nur! Ihr verschlug das nicht, und am Ende, man durfte sie bedauern, immerdar und mit gutem Grunde.

Am Herde stand sie und richtete alles für ein bescheidenes Mittagessen. Eigentlich war sie ganz froh

in ihrer Einsamkeit. Da konnte sie grübeln und in sich versinken, und ihr wurde, während sie so gedankenlos die Hände regte, beschickte, was zu schaffen war, und da das Feuer hübsch zu brennen begann, in der Wohnung herumfegte, damit man es halbwegs ordentlich habe, da wurde ihr, als läge das Schlimmste nun doch schon hinter ihr, als könnt' ihr nun gar nichts mehr begegnen, das sie im tiefsten treffen und verletzen dürfe.

Sie konnte das sonderbare Gefühl nicht loswerden, als müßte heute, just heute, ein freudiger Besuch kommen. Jemand, mit dem man sich so recht herzlich ausplauschen könne, eine Schale guten Kaffee vor sich, wie sie's in besseren Zeiten geliebt und sich nun schon solange nicht vergönnt. Sie überprüfte die Vorräte. Es hätte gereicht, und wenn's schon eine Verschwendung war, so mochte sie diesmal hingehen, und willkommen solle ihr jeder und jede sein, wer immer ihr mit Herzlichkeit begegnete.

Vielleicht hielt sie sich die Linnerl zu Hause und redete sich einmal mit ihrer Jüngsten aus, die ja soviel klug war? Denn es fiel ihr auf die Seele, wie wenig sie sich um das Kind gekümmert hatte, verloren im eigenen Trübsinn, wie im Schwall schwammiger Wasser, die alles verhüllen und ertränken. Hatte sie die nicht von der Seite gelassen, da sie der Mutter noch so sehr bedurfte? Und war es nicht die höchste Zeit, sie zurückzurufen? Vielleicht machte man gemeinsam einen Sprung zur Großmutter und traf dort die Roserl, die sicherlich Totenwache hielt. Was sich dann fand, das mochte sich schicken.

In solchen Gedanken, in Stimmungen, zu fein, um sie nur zu haschen, wie sie eben ein vollkommen erschöpftes Gehirn durchhuschen, fand sie die amtliche Verständigung vom Ende des Adam und seinem letzten Wunsch.

Sie brach nicht zusammen, und sie tat keinen Schrei. Nur mit schrecklichen Augen sah sie nach dem Boden. Dann: „Trinkgeld werden's Ihnen doch keins verlangen?"

Es stand bei ihr fest, sie müsse ihn heimholen. Und so richtete sie sich her, ganz mechanisch. „Damit die arme Seel' eine Ruh hat," murmelte sie.

Sie versperrte die Wohnung; bei der Hausmeisterin hinterließ sie, es solle jedes essen, wo es wolle, sie wisse nicht, wann sie heimkomme. Wohin sie denn gehe? „Um den Adam," und nicht ein Zucken war in ihrem Gesicht.

Allein machte sie die traurigen Gänge. Allein, wie immer. Zum Garnisonspital, wo er annoch lag; zur Polizei. Da hörte sie eine Auskunft; dort erzählte man ihr etwas, das sie nicht begriff. Denn sie vernahm nur leere Laute, die in ihr so gar keinen Sinn ergeben wollten. Zu unterschreiben war allerhand. Man übergab ihr etwas. Sie steckte es zu sich, ohne jeden Gedanken.

Und diese gleichgültigen, stumpfen Amtsgesichter, die dennoch bestrebt waren, etwas wie Teilnahme und Mitleid zu heucheln! Das war wohl das Widerwärtigste von allem. Mit jedem hätte sie hadern mögen.

Aber sie bezwang sich. Denn tief in ihr lebte jene

Scheu, die unbezwingliche, des Wieners vor der Obrigkeit. Und dann, die konnten dafür nichts. Schuld an allem, immer unbesieglicher wurde diese Überzeugung in ihr, war ein einziger.

Und der war nicht da. Der ließ sie allein Gänge tun, wie sie wohl noch keiner Mutter verhängt gewesen waren. Aber geschenkt blieb ihm nichts. Garnichts. Und nun wußte sie auch, warum es sich so gefügt hatte, daß sie den Adam heimholen gemußt. Es hatte alles seinen Zweck.

So rannen die Stunden. Sie empfand keine Müdigkeit. Kein Hunger kam über sie, und sie wurde nicht schwach, wiewohl sie den ganzen Tag nichts zu sich genommen hatte. Ein Dämon besaß sie und regierte all ihr Tun nach dem Zweckmäßigen.

Es begann zu dunkeln, da sie heimkehrte. Sie schritt die wenigen Stufen voran. Wie kurz war es her, daß sie der Adam im Zorn, voll unbefriedigter Leidenschaften heruntergestürmt war! Es hatten sich viele Leute versammelt und sahen dem traurigen Zug zu. Vor Kathi Mayers Augen war ein Schleier.

Sie sperrte auf. Hinter ihr waren die Träger; stapfend, mit schwerfällig ungeschickten Bewegungen, als besorgten sie, irgendwo anzustoßen und dem wehzutun, der längst nichts mehr empfand.

Sie sah um sich, wohin den Adam legen. Da stand sein Bett, frisch überzogen, wie sie's in der Gewohnheit hatte, damit er's ordentlich finde, wann immer er heimkäme. Da hinein taten sie den Toten. Dann gingen sie, und die Frau atmete auf.

Nur eine brennende Sehnsucht war in ihr: Allein sein! Allein mit dem Adam!

Es war schon sehr dunkel. Sie faltete ihm die Hände übers Kreuz, nahm ihre silbernen Leuchter und ordnete sie. Aber es waren keine Lichter im Haus. Das bekümmerte sie am meisten.

Und so kalt war es in der Stube, so furchtbar kalt! Ihr wurde, als müsse der Adam frieren. Das sollte er nicht, nachdem er für ein so kurzes Weilchen heimgekehrt war, um so bald für ewig wieder fortzugehen. Sie entzündete ein Feuer und wärmte, da es aufleuchtete, die verklammten Finger daran. Alsdann setzte sie sich zur Leiche. Im Zwielicht trat die Ähnlichkeit mit der Kathi besonders hervor. So wurde ihr fast gespenstig, als lägen ihre beiden Ältesten, wie sie ihr das meiste Leid bereitet, nun auch nebeneinander gemeinsam auf dem Schragen.

Die Flamme im Ofen züngelte vor. Sie mußte der Flamme denken, die nicht stirbt. Es war keine rechte Trauer in ihr, und vor allem, und darüber verwunderte sie sich am meisten, keinerlei Überraschung oder Niedergeschlagenheit. Nur ein dumpfer Schmerz, der ihr ins Blut gedrungen war und es gerinnen ließ.

Unablässig stierte sie ins vertraute Gesicht, das trotz seiner Jugend so verlebt war, bis ihr seine Züge verschwammen. Benahm sie ihr die Dunkelheit? Oder waren es die Tränen, die einzeln und schmerzhaft ihr vortropften?

Sie machte Licht und stellte den Schirm so, daß des Toten Antlitz völlig im Schatten war. Und während sie, eigentlich ohne Bewußtsein ihres Tuns, das

Nötige vorkehrte, murmelte sie sinnlose Reden vor sich hin. Denn etwas mußte sie hören, allein mit ihrem schrecklich stummen Gesellschafter, und wenn es nur die eigene Stimme war. Und einmal schrie sie auf, gellend, daß sie vor sich selber erschrak. War das schon der Wahnsinn? Oder riß nur wieder ein Letztes in ihr?

Aber kein Laut der Zärtlichkeit war in allen den Reden. Kein heißes Wort einer Liebe, die sich für immer scheiden muß. Sie haderte mit ihm, wie sie sich es nicht getraut, es nicht gedurft, da es vielleicht noch gefruchtet hätte.

Und auf einmal fiel ihr bei, was man ihr denn eigentlich auf dem Amt gegeben habe? Und sie tastete in ungewissen Griffen danach und besah es mit der Scheu einer verstörten Seele und als müsse ihr daraus ein neues Entsetzliches entgegenspringen.

Da war Geld. Viel Geld! Ein ganzer Haufen Banknoten. Ja, woher hatte das der Adam? Um alle Wunden Christi, wie kam der Bursche zu soviel Geld? Was war da nur für eine neue Heillosigkeit dahinter?

Und da waren zwei Ringe. Sie besah sie mit einer großen Begierde, selbst mit einer Lüsternheit nach neuen Schrecknissen, als könne sie sich gar nicht mehr daran ersättigen.

Sie waren altmodig. Derlei trug man längst nicht mehr. Aber sie waren schwer in Gold und die Steine kostbar und schön von Feuer, daß selbst sie in allem ihrem Schmerz sie wendete und ihr Leuchten und

ihr edles Farbenspiel bestaunte. Die hatten ihren hohen Wert.

Auf ehrlichem Wege konnte sie der Adam nicht erlangt haben. Und plötzlich lachte sie gell auf. Je, wenn die Kommission von drüben und die von da einander unterwegs begegnet wären, wie das leicht möglich war!

Das hätte eine Überraschung gesetzt! Und eine Enthüllung hätte da herauskommen mögen! Denn nun stand ihr mit einer unerhörten Lebendigkeit alles vor Augen, in allen seinen Zusammenhängen, nicht anders, als wäre sie leibhaft Zeugin jener sämtlichen Begebenheiten gewesen.

Ihre Rechte riß ihr im Haar. Denn sie mußte einen körperlichen Schmerz empfinden. Die Linke preßte sie vor den Mund, damit ihr kein Laut mehr entfliehe. Ihre Augen quollen vor und glühten mit stierem und leerem Blick verloren und unfähig, etwas zu erfassen.

Das hatte noch gefehlt! Das drückte dem Ganzen erst jenes Siegel der Vollendung auf! Und bei alledem war es noch ein Glück, daß sie allein den Schlüssel dazu hatte, was sich begeben. Ein Glück? In diesem Sinne erbitterte sie das Wort. Aber so sahen nun einmal alle ihre Glücksfälle aus. Immer und seit jeher!

Vor die Leiche trat sie. Und ihr riesenhafter Schatten fiel darüber und reckte sich an der Wand.

Und ganz leise begann sie, den Adam zu schelten. In heißen, heiseren und raunenden Lauten hielt sie ihre schreckliche Abrechnung mit ihm, Abrechnung über

alles, was er ihr angetan von der Stunde ab, da er sich zu entwickeln begann; Abrechnung über jede Freude, die sich sonst eine Mutter von ihrem Kinde erhofft, und die ihr dieses verweigert; Abrechnung über alle seine frechen Auflehnungen und Widersetzlichkeiten gegen ihre mütterlichen Rechte, die ihn immer weitergeführt, Schritt vor Schritt, bis hierher.

Eine Sturmflut von Schmähungen, voll tiefgesogener Gehässigkeit; von Vorwürfen. Er hielt ihr still, endlich still. Aber er hörte wieder nicht darauf, und nicht ihn allein ging es an.

Noch einen mußte ihre Stimme umgellen. Noch einer mußte her und vernehmen, was solang in ihr scheu und ohnmächtig geduckt gewesen war und sich nun aufrichtete, machtvoll, unwiderstehlich, bereit zu jeder Zerstörung und zu einem Sprunge, der nicht mehr frägt, wen er niederwirft.

Dieser mußte daran; und hätte sie auf offenem Markt angesichts aller Leute ihm alles ins Gesicht schleudern müssen. O, sie fürchtete sich nicht mehr! Sie schüttelte, vorgeneigt, die Faust gegen den Adam, sie richtete sich zu ihrer vollen Höhe auf und reckte die Rechte der Straße zu, in jener Richtung, aus der einer kommen mußte.

Es war eine unendliche Erschöpfung in ihr und in ihrer Brust ein Stechen. So, als müsse sie den Erregungen erliegen, die so unmenschlich hastig auf sie eingestürmt waren. Sie riß sich mit einem jähen Ruck ihr Kleid auf. Denn nun wollte sie noch nicht zusammenbrechen. Durchaus nicht. So lange wollte sie's noch aushalten, mit Anspannung alles ihres Willens.

Wie lange? Solange es eben sein mußte. So lang, just so lang! Als würden die zwei Worte eine Zauberformel in sich bergen, wiederholte sie sich sie immer wieder. Bis sie die beiden Silben vor sich hinzeterte und, entsetzt über die Gräßlichkeit des Tones, abbrach, sich stützte und mit leeren, wandernden Augen um sich sah.

Die Tür ging. Frau Kathi Mayer raffte sich zusammen.

Ihr Mann trat ein. Scheu, eine Beklommenheit und eine Ahnung im Gesicht. „Ich hab' gehört," stotterte er, „es ist wieder was geschehn? . . ."

Sie nickte mit einer entsetzlichen Starrheit.

„Was ist denn schon wieder geschehn?"

Sie riß den Schirm von der Lampe, so daß ihr volles Licht auf das Antlitz des Toten fiel. Franz Mayer torkelte mit zitternden Knien einen einzigen Schritt vorwärts, blieb gebannt stehen, und seine Zähne schlugen einen schrecklichen Takt: „Marand Josef! Der Adam!"

„Ja. Der Adam. Sieh dir ihn noch einmal an, dein' Einzigen."

Er stürzte in die Knie vor dem Bett, faltete die Hände, wollte beten. Sie krallte sich in seine Schulter, daß der Griff wehe tat, wie der Schlag von Habichtfängen. „Aufstehn, sag' ich. Ich leid's net!" Er leistete einen schwachen Widerstand: „Ein Vaterunser, für die arme Seel'!"

„Aufstehn, sag' ich." Noch leidenschaftlicher: „Ich leid's net!"

„Ja, warum denn net?"

„Es gehört sich net.“

Er erhob sich willenlos und verschreckt. Auf einen Stuhl setzte er sich und hielt beide Hände vor die Augen. „Magst ihn net ansehn, Franzl?“ kam's in bitterstem Hohn. „Magst net sehn, was du angestellt hast?“

„Also — da liegt er, dein Einziger!“ Sie schied sich mit diesem einen Wort von ihm und dem Toten. „Und weißt, wer ihn dahin gebracht hat, Franzl? Weißt es, han? Oder muß ich dir's erst sagen? Das war net der Strizzi, der ihm mit seinem Messer in sein Herz gestochen hat — dös warst du, und du alleinig . . .“

Er sprang auf: „Kathi, du bist närrisch . . .“

„Das wär' am End' kein Wunder nach dem allen. Aber ich bin's net. Närrisch war ich ja, wie ich dich genommen hab'. Närrisch, ja, aber schon zum Binden närrisch, wie ich dir treu geblieben bin und 's bei dir ausgehalten hab' die vielen verfluchten Jahr', wie ich's immer wieder tentiert hab', aus dir einen Mann zu machen. Aber jetzt bin ich's net. Aber schon gar net!“

„Da werd' ich gehn . . .“

„Da bleibst.“ Das war ein Befehl, gegen den es keinen Einspruch gab. „Und wohin willst denn gehen, Franzl? Epper gar zu deine Brüderln, ihnen erzählen von der narrischen Frau? Und meinst, in der ganzen Wienerstadt, so groß und so verlumpt wie sie ist, lebt heut ein Mensch, der dir noch die Hand gibt? Meinst?“ Sie holte tief und röchelnd Atem.

Er versuchte eine schwache Auflehnung. „Muck'

net!" herrschte sie ihn an. „Jetzt red' ich!" und versank in ein sehr langes und schmerzliches Brüten.

Er tat einen Schritt, und sie fuhr auf ihn zu. Sie war grauenhaft zu sehen mit dem fliegenden Haar, den mageren Hals bloß. „Wart' noch ein wengerl! Wir haben noch net ausgeredet miteinander, noch lang net, Franzl!"

„Kathi, du bringst mich um!"

Sie zuckte die Achseln, hörte gar nicht auf ihn. „Alsdann, da liegt dein Bub. Und wir müssen Gott danken, daß sie uns den Buben noch so gebracht haben, wo sie ihn uns hätten noch ganz anders bringen können."

„Um Jesu Barmherzigkeit willen, wieso?"

Sie neigte sich zu ihm und flüsterte ihm in Gurgellauten ins Ohr: „Weißt, wer die Großmutter umgebracht hat? Der Adam!"

„Aber, es war doch keine Gewalt," stotterte er.

„Aber vor Schrocken ist sie gestorben, sag' ich dir. Und er hat sie verschreckt und hat sie hernach ausgeraubt. Da, schau — soviel hat er bei sich gehabt," und sie hielt ihre Funde vor ihm. Die Ringe entfielen ihrer zitternden Hand und kollerten mit gespenstigem Laut über den Boden.

„Und weißt vielleicht auch noch, wer ihn immer gegen die Ahndel gehetzt hat? Wer alleweil gesagt hat: es ist kein Schad' um sie? Und mit dem Hackel wird man sie einmal erschlagen müssen? Soll ich dir's sagen, wie derselbige heißt, oder weißt es eh', Franzl?"

„Man red't gar viel," entschuldigte er sich.

„Ja, und vornehmlich du, Franzl. Und wenn er frech war und hat mir ins Gesicht gelacht auf meine mütterlichen und blutigen Vermahnungen, was hast denn gesagt? Ich will's nicht anders, hast gesagt."

„Das tun gar viele in derer Stadt."

„So geht's an einem aus. An uns ist's ausgegangen." Und sie schluchzte auf.

„Das ist so gräßlich, Kathi. Ganz entrisch wird mir, Kathi! Ich fürcht' mich!"

„Dafür ist's zu spät. Alsdann, den Adam hast hergebracht. Das kannst amal net leugnen. Was hat er denn noch auf der Welt wollen? Eine Adam-Mayer-Gassen gibt's net mehr. Und was die Kathi geworden ist, weißt eh'. Ja, die hat halt nur schön sein sollen, nix wie schön, und so ist sie halt danach geworden. Und wenn's der Rosi gut geht, du kannst nix davor. Von dir aus hätt' sie ins Wasser oder eine werden sollen, vor der man ausspuckt. Du hast dich gewehrt genug gegen das Glück von deinem Mädel. Alles war dir zu gering. Ja, halt ein Mayer! Der ist was Rechtes, nur weil er ein Mayer ist. Und daß du selber der Mindeste und der Schlechteste auf der Welt bist, nur dös hast du gar niemals begriffen oder verstanden."

„Kathi!" Das kam gestöhnt aus tiefster Brust.

„Ich fürcht' mich net mehr. Was kannst mir denn noch verwüsten? Dein Ältester ist tot. Von der Kathi darf man net reden unter die Leut'. Bettler sein mir. Zugrund gericht' und verwüstet hast einmal alles. Was tust noch auf derer Welt? Zugrund zu

richten hast nix mehr. Was willst noch, Franzl?" Ein unbändiger Haß brach los. „Oder siehst noch immer net, wie überflüssig du jetzt schon bist, Franzl?"

„Kathi! Red' net so, Kathi! Es könnt' dich gereuen, Kathi!"

„Mach' dir keine Sorgen! Mich gereut nix mehr!"

„Es könnt' was geschehn, Kathi!"

„Wird mich net interessieren . . ."

„Kathi!"

„So heiß' ich, ja! Aber jetzt geh, oder vorm Toten geschieht was!"

Er ging. Das Gesicht verzerrt vom schwersten Krampf. Zögernd, rückwärtsschreitend, wie immer noch in der Hoffnung nach einem Ruf, der ihn halte, immer noch zwischen Verzweiflung, die sich keinen Ausweg mehr weiß, und Lebenssehnsucht. Sie merkte nicht einmal, daß er ihr verschwand. In eine immer steigende Raserei geriet sie. Worte kamen ihr, die sie nie vorher gedacht. Ihre Stimme schwoll. Sie zetterte, gellte, kreischte, eine schwingende, berstende Sturmglocke; und zwischendurch stöhnte die Frau in furchtbaren, tierischen Lauten, schlug nieder in die Knie und sprang wieder auf. Ganz von Sinnen gebärdete sie sich, und ihre fruchtlosen Drohungen und Verwünschungen teilte sie zwischen dem Toten und jener Tür, hinter der ihr der Mann entschwunden war.

Sie wußte nicht, wie lange sie's so getrieben hatte. Ohne Ahnung blieb sie, wann die Linnerl, spät wie immer an Sonntagnachmittagen, heimgekommen war. Nur an eines entsann sie sich noch aus jenem Tag der

Schrecken: an einen gräßlichen, erschütternden Aufschrei aus dem Nebenzimmer. Denn da hing etwas, langgestreckt und regungslos, am Fensterkreuz, und stierte die Linnerl aus verglasten Augen an. An ein totenblasses Mädchengesicht; an die gestöhnten, zögernd gehauchten Worte: „Mutterl! schreien S' net a so! Er hört's gar nimmer."

Dann schlug sie hin. In einer schweren Ohnmacht.

Sechstes Kapitel

Ausklingen

Die Linnerl stand vor Peter Gröger.

Ihr Gesichtchen war schmäler geworden und das Trauerkleid ließ es durchgeistigter erscheinen, denn je.

In den Augen war der tiefe Glanz der Wissenden, die beginnen, dem Leben hinter seine Hüllen und Falten zu sehen.

Sie hatte ihm die letzten Begebenheiten in ihrem Elternhause berichtet, soweit man auch dem Vertrautesten gegenüber davon sprechen konnte. Nun war sie schon wieder im Begriffe zu gehen. Sie bot ihm die Hand: „Also, du kommst zur Leich'."

„Ich werde bestimmt kommen, Linnerl."

„Weißt, es ist nur, damit wir zwei Schwestern, die Enkerl und die Mutter net gar so alleinig dabei sind."

„Ich verstehe, Linnerl."

„So, und jetzt behüt' dich Gott!"

Er hielt ihre Hand: „Und hernach? Was wird hernach, Linnerl?"

Sie verstand ihn nicht gleich. Nur ihre Hand entzog sie ihm und sah ihn mit ihren merkwürdig fragenden Augen an.

„Wird man sich hernach wieder einmal sehen?"

„Sehen? Warum denn net, wenn es sich so schickt?"

„Ich meine ja nicht gleich. Aber über eine Zeit, wenn du dich gefaßt hast."

Sie schüttelte sehr entschieden mit dem Kopf: „Was einmal war, das ist gewesen und kommt nimmermehr. Das mußt doch verstehn, mein' ich. Es hat alles sein End'."

„Und wirst du manchmal an mich denken, Linnerl?"

„Ich mein' schon."

„Und im Guten, Linnerl?"

„Wär ich sonst hergekommen? Just zu dir gekommen, damit doch ein Gefreundeter bei der Leich' ist?"

„Und was wird mit dir, Linnerl?" Es war ihm, als hätte er sie nun erst ganz lieb, da sie sich freiwillig und für immer von ihm schied, und als verlöre er mehr an ihr, als er einmal erkannt, und dürfe sie nicht ungetröstet von sich gehen lassen.

„Um mich mußt du dich net harben."

„Ja, aber was willst du beginnen, Linnerl? Oder darf ich's nicht wissen?"

„Das weiß ich halt selber noch net so genau. Da wird's viel zu vergessen geben." Und sie strich mit der Hand über die Stirn.

„Auch mich, Linnerl?“

„Da daran vergißt kein Mädel,“ entgegnete sie ehrlich.

„Aber ich möcht' es doch wissen, und habe vielleicht ein Recht dazu, wie du dir dein Leben denkst.“

Sie zuckte die Achseln: „Ich möcht' lernen. Viel lernen. Was es für unsereins nur zum lernen gibt. Und ich bin noch jung, und mir wird's leicht. Vielleicht auf eine Lehrerin möcht' ich lernen. Und ich werd' dir's nie vergessen, daß du mir den Geschmack da darauf bracht hast.“

„Und wenn du Lehrerin bist?“

„Halt weiter lernen. Alles mögliche und was mir nur eingeht. Und weißt: ich hab' so viel erlebt! Und ich glaub' alleweil, ich werd' einmal imstand sein, das zu sagen, was ich erlebt hab', so daß sie's alle begreifen. Und mir scheint, das geht viele Leut' in derer Stadt an, was ich gesehn und mitgemacht hab'; so viele, daß sie vielleicht aufhorchen werden, wenn ich einmal davon red'. Und ich behalt alles in mir. Und ich wart' auf meine Zeit und bin geduldig. Und jetzt behüt' dich Gott, ich muß zu Haus. Komm bestimmt!“

„Ich komme bestimmt.“ Er wollte sie an sich ziehen. Sie widerstand und ließ sich nur auf die Stirne küssen.

„Und ich dank' dir noch einmal für alles.“

„Wofür denn?“ meinte er ehrlich verwundert.

„Ich mein', man sagt so, wenn man einander gern gehabt hat und man geht voneinander, net, weil man

sich nimmer mag, sondern weil's halt ein End' haben muß."

„Warum muß es aber ein End' haben, wenn du mich noch magst?"

„Weil's kein Sinn mehr hat und kein Zweck. Das verstehst doch selber ganz gut. Versäumt hab' ich am End' nix bei dir. Aber ich könnt' was versäumen. Heiraten will ich nimmer. Es war hübsch, und ich hab's gern erlebt. Aber schleppen wollen wir uns nicht miteinander, weil wir einmal für eine Zeit mitsammen gegangen sind."

* * *

Das Doppelbegräbnis war ganz still verlaufen.

Da es vorüber war, begleitete Peter Gröger die Leidtragenden heim.

Dort empfahl er sich mit aller Herzlichkeit, über die er verfügte, und mit einigen Worten, die allerhand verhießen und zu nichts verpflichteten.

Er wußte in sich sehr genau, daß sich in dieser Stunde sein Pfad und der der Mayerischen für immer geschieden hatte, daß man einander vielleicht noch gelegentlich kreuzen, sicherlich aber sich nie mehr finden würde.

Die Zeit, die er mit diesem Hause verbracht, war ihm wichtig und für seine ganze Entwicklung entscheidend gewesen.

Er hatte da viel gelernt und beobachtet, das ihm für alle Dauer wichtig und wertvoll als ein Besitz verbleiben mußte. Und er hatte auch sonst Grund, des Vergangenen gern und dankbar sich zu entsinnen.

Aber es war wohl auch an der Zeit gewesen, daß ein Ende gemacht wurde. Und er war nicht übel geneigt, in den Ereignissen der letzten Tage beinahe einen persönlichen und an ihn gerichteten Wink der Vorsehung zu erkennen.

Es tat ihm allerdings leid, daß er die Linnerl verlor, während sie ihm noch sehr lieb war. Für die Dauer aber wär' es doch kein Verhältnis gewesen, und er empfand es fast mit Rührung, daß ihm die häßliche und undankbare Rolle, mit der er sich als vorsorgender Mann in Gedanken doch schon beschäftigt, erspart geblieben war: zu brechen oder zum Bruch zu treiben.

Unter anderen Umständen aber wär' es möglich gewesen, daß man sich wiederfand, die alte Flamme aufloderte und sich eine jener Beziehungen entspann, wie er sie schon mit Bedauern bei älteren Genossen sah: die nicht leben und nicht sterben können und beiden eine Last und eine Qual bedeuten, nur weil man aus falscher Rücksicht nicht verstand, rechtzeitig ein Ende zu machen.

Das war nunmehr undenkbar. Er hatte das Recht, gekränkt zu sein, nachdem ihm die Linnerl in so entschiedener Weise den Laufpaß gegeben, hatte weiterhin die Pflicht, ihren Wunsch mindestens zu achten, alles zu meiden, was sie ans Gewesene erinnern konnte, und sie ihre Straße allein gehen zu lassen. Denn dieses und sonst nichts begehrte sie von ihm.

In solchen Erwägungen war er vor sich hingeschlendert, ohne sonderlich seines Weges zu achten. Es war ein sehr heller Tag, wie sie manchmal den Spät-

herbst bei uns verklären — viel Licht, ohne Blendung und Grellheit. Er empfand die Sonne sehr dankbar, als schiene sie so recht für ihn, bestimmt, alle trüben Gedanken, die sich etwa in ihm regen könnten, zu bannen und ihm aus der Seele zu saugen.

Ein starker und freudiger Goldton war in der Welt. Er überspann die schwarzen Knöpfchen der kahlen Ailanthusbäume am Ring, das sparsame, gelbliche Blattwerk, davon der eigensinnige Ahorn nicht lassen wollte. Der Himmel war sehr hell und hoch, und durch die herbe und klare Luft schwammen vereinsamt Marienfäden. Und alles leuchtete, wie zu einem letzten Aufleuchten, ehe der Winter alle Farben mit seinem Nebelrocken überspinnt.

Er kam zur Universität. Ein starker Menschenverkehr war, und die roten Wagen der Elektrischen schossen eilfertig hin und wider und machten sich mit heftigem Glockenton vernehmlich.

Hier machte Peter Gröger halt. Ein Endchen Bastei, das abfallende Stückchen Rasen davor noch ganz grün, mit Häusern, die altersgrau und stolz auf die Straße niederschauen, war vor ihm, vor ihm der schlanke Umriß eines Denkmals, dessen helle Bronze goldig schien; ein lebhaftes Gedränge von Jugend, zu der er trotz seiner Erfahrungen noch ganz gehörte, um ihn; um ihn ein Ebben und Fluten, zwischen Straße und Universität, sich allstündlich mit dem Wechsel der Vorlesungen erneuernd.

Er folgte dem Zug und betrat die stolze Halle. Eben begann ein Kolleg. Er ging in den Hörsaal, und eifrig und ohne Nebengedanken horchte er den

Ausführungen des Dozenten, freute sich, wie leicht er faßte, und war sehr zufrieden mit sich und sehr glücklich darüber . . .

* * *

Die Mutter und die Linnerl haben sich mit den Navratilschen zusammengetan. Frau Kathi Mayer ist sehr wunderlich und verwirrt. Man läßt sie gewähren; selbst wenn sie's den Enkeln gegenüber mit einer unzeitigen Strenge probiert. Der Meister bewährt sich eben auch als Schwiegersohn und Schwager.

Die Linnerl studiert Tag und Nacht. In ihrem letzten Willen hatte die Ahndel dem Meister seinen Schuldrest erlassen unter der Bedingung, daß er, wenn Franz Mayer etwas zustoße, die Mutter zu sich nehmen und die Linnerl etwas lernen lasse. Es hätte dessen nicht bedurft: denn er ist dem Mädchen sehr zugetan und respektiert es außerordentlich. Sie kann immer noch sehr lustig sein. Aber, es ist ein unglaublicher Ernst und eine große Unnahbarkeit in dem Mädel, dem es sonst nicht an Anträgen fehlen würde. So, als hätt' es ein fernes Ziel vor Augen, dessen man keinen Augenblick vergessen darf, will man's erreichen. Sie wird dahin gelangen und wohl noch weiter, als man ahnt.

Übrigens geht das Geschäft des Navratil ausgezeichnet. Man muß schon Geduld haben, wenn man etwas bei ihm bestellt hat, obzwar er nach Möglichkeit pünktlich ist. Denn tüchtige Gesellen sind nicht immer zu haben. Und Pfuscher kann er nicht brauchen.

Und so wächst sein Wohlstand, beinahe wie seine Familie, mit jedem Jahr. Und es besteht begründete Aussicht, das Haus in der Felberergasse werde wieder an die Sprossen Adam Mayers, weibliche Linie, kommen. Denn dieses hat sich die Rosi Navratil nun einmal in den Kopf gesetzt. Kapiert hat sie nie leicht. Aber was sie sich einmal vornimmt, das hält.

Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg.

